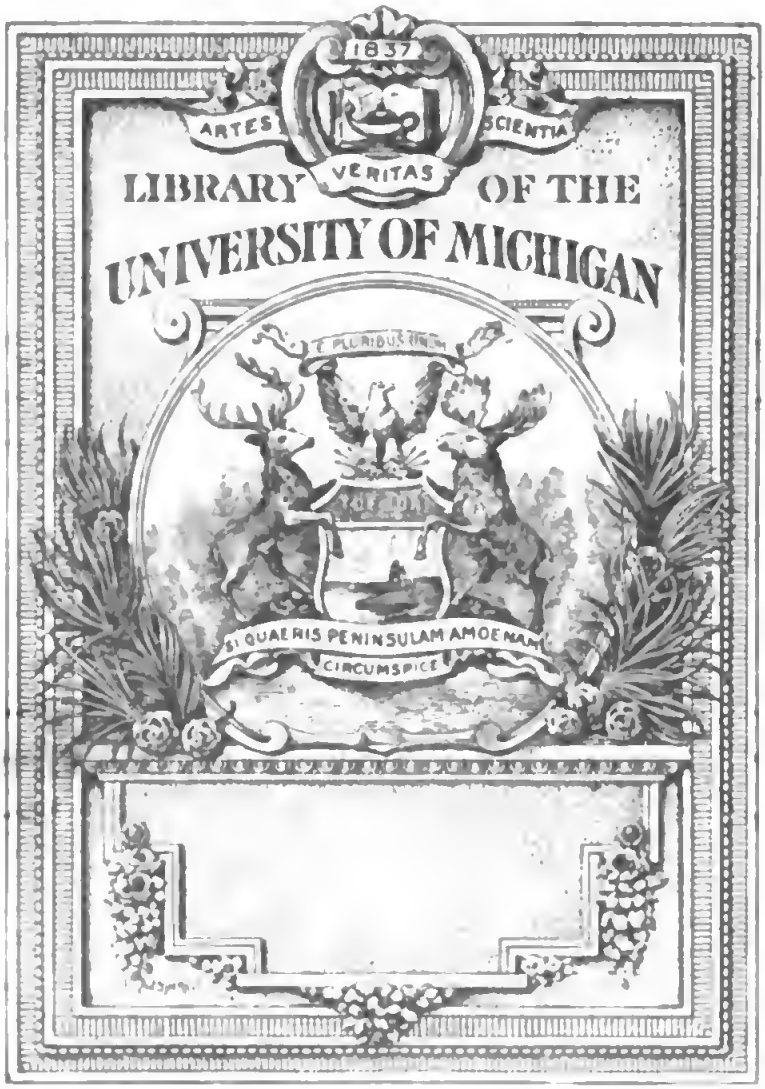
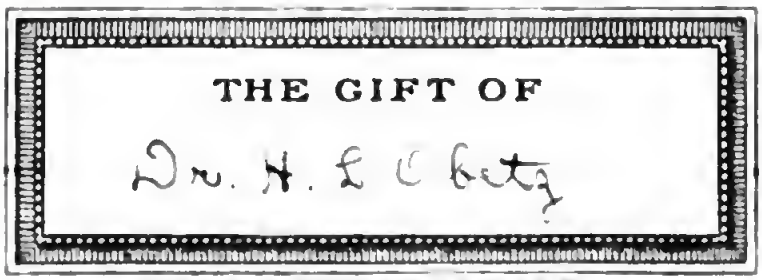
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens





Digitized by Google

830.6
B58

Digitized by Google

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1884.

Zehnter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß des zehnten Bandes.

	Seite
Unsichtbare Hände. Roman von F. v. Zobeltitz. (Fortsetzung.)	5
Der Adel des Herzens. Novelle von Otto Buchwald	109
Tasso und Leonore. Geschichte einer Dichterliebe. Mitgetheilt von Th. Winkler	187
Die Normannen. Eine Studie aus dem Mittelalter. Von Hasso Harden	203
Der Schmied von Gretna-Green. Kulturhistorische Skizze von Roderich Trenkhorst	216
Die venetianische Spitzenindustrie auf Burano. Von S. Augustin	226
Die nordamerikanischen Pacificbahnen. Ein Bild aus dem Verkehrsleben der neuen Welt. Von Hanns v. Spielberg	235
Mannigfaltiges:	
Schiller als Rathsherr und Heirathskandidat in Schweinfurt	247
König Franz I. von Frankreich ꝛc.	248
Chinesischer Speisezettel	249
Kontraste	250
Aus dem Privatleben eines Königs	251
Eine Schneiderrechnung	252
Die Restaurationen	252
Herzog Christoph von Württemberg ꝛc.	253
Das Reifen der Melonen unter der Erde	254
Kaufmännische Blumensprache im Marktberichte	255
Wort halten	255
Sehr schmeichelhaft	256

Unsichtbare Hände.

Roman

von

J. v. Zobeltitz.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Auch die kleine Carmella Boccani," fuhr der Advokat in seiner Erzählung fort, „sollte nach einem kurzen tollen Dasein, das sie als das ‚berühmteste Modell' Roms geführt, ihrem heißen Herzen zum Opfer werden. Sie verliebte sich in einen Berufsgenossen, ein männliches Modell, einen verbummelten Burschen von klassischer Schönheit, und sie wurde das Weib dieses Gesellen. In einer Seitenkapelle der Kirche San Maria Maggiore fand die Trauung statt, dann gab's einen großen Schmaus in irgend einer Trattoria von Trastevere, zu dem alle Modelle der ewigen Stadt geladen waren. Es mag ein lustiger Abend gewesen sein, vielleicht der letzte lustige Abend im Leben Carmella's, denn schon am nächsten Tage begannen für sie die Leiden eines unseligen Ehestandes. Der schöne Nicolo war ein bösartiger Blaubart und ein roher Mensch. Die kleine Carmella bekam Morgens Prügel, wie Mittags und Abends, so daß sie nicht mehr ihres Lebens froh

werden konnte. Mit dem Modellstehen gab es auch nichts mehr zu verdienen, denn die Zeit war inzwischen kriegerisch geworden, und in dem revoltirenden Rom verloren die Maler die Muße zum Arbeiten. Etwas anderes als Modellstehen hatten aber weder Nicolo noch Carmella gelernt. Sie waren nach Neapel gezogen, um einen neuen Verdienst zu suchen, als aber auch hier die handgreiflichen Liebesbezeugungen Nicolo's nicht aufhören wollten, da faßte das arme Weib einen heroischen Entschluß und entfloh ihrem grausamen Gatten.

Ganz Italien war zu jener Zeit ein riesiges Feldlager. In allen Theilen meiner gesegneten Heimath klirrten die Waffen aneinander und konnte die Kriegsfurie sich freuen über die Hekatomben, die man ihr opferte. Unten kämpfte Reaktion und Revolution, und oben, an den Ufern der Adria, schlugen sich Oesterreich, Frankreich und Savoyen herum. Es war ein wildes Leben, und es paßte so recht dem verzweifelnden Weibe, das dem Krieg im Hause entronnen war, um im großen Kriege draußen in der Welt mehr Frieden zu finden. Bei den Alpenjägern Garibaldi's suchte Carmella Unterkunft; es trugen Viele die rothe Blouse, die einst zu besseren Zeiten der schwarzäugigen Campagnolin, dem niedlichsten Modell von der Scala di Spagna, manch' Geldstück in den Schoß geworfen hatten, und alle diese Söhne der Freiheit jubelten Carmella entgegen, als sie mitzuziehen erklärte in den Kampf für das savoyische Kreuz und für die Einheit Italiens. Sie muß nicht häßlich ausgesehen haben, la bella Carmella, in ihrem kleidsamen Marketenderkostüm,

ihrem flammenden Mieder und dem Röckchen, unter dem die niedlichen Füße in hohen Stiefelchen hervorlugten.

Sie begleitete die Alpenjäger, so lange es ging, aber es ging eben nicht mehr allzu lange. In einem kleinen Dorfe am unteren Ticino gebar Carmella ein Mädchen. Das winzige Menschenkind hatte es recht übel vom ersten Augenblick an, da der Sonnenstrahl über sein Gesichtchen spielen konnte. Sein Vater trieb sich wer weiß wo unten am blauen Mittelmeer umher, und seine Mutter war unglücklich, nunmehr auf Tritt und Schritt durch diesen lebendigen Ballast gebunden zu sein. Was sollte sie mit diesem schreienden kleinen Dinge, dessen Kohlenaugen sie zum Ueberfluß auch noch beständig an die Prügel erinnerten, die sie daheim genossen hatte, mit diesem nackten, hilflosen Wesen, das sie nicht einmal kleiden, kaum ernähren konnte? Ein bitterer Ingrimm, eine wüthende Verzweiflung hatte Carmella erfaßt; vielleicht hätte der Dämon des Schlechten in ihrer Brust sie zum Aeußersten getrieben, wäre der Zufall nicht vermittelnd dazwischen getreten.

Bei den armen Winzersleuten, die Carmella in ihrer schweren Stunde bereitwillig aufgenommen, logirten zur Zeit noch zwei Fremde, zwei deutsche Herren: ein Maler aus Wien und ein preußischer Offizier, der zu irgend welchen militärischen Zwecken sich in unmittelbarer Nähe des Kriegsschauplatzes aufhielt. Diesen beiden ‚Tedeschi' stellten die Leute die unglückliche Lage der armen Wöchnerin dar, und beide Herren waren auch im Augenblick bereit, Carmella durch ein Geldgeschenk zu unterstützen, der Wiener Künstler umsomehr, als er in ihr sein ehemaliges römisches

Modell für die ‚Schwerttänzerin' wiedererkennen sollte. Den Namen dieses Malers, gnädige Frau," — der Erzählende verbeugte sich leicht zu der ihm Gegenübersitzenden — „finden Sie auf der Rückseite jenes von ihm selbst herrührenden Aquarellbildes, das neulich Abend meine Aufmerksamkeit erregte; der preußische Offizier aber war ein Herr v. Hilgersdorf, war Ihr verstorbener Herr Gemahl!"

Die Generalin konnte eine leichte Bewegung des Erstaunens nicht unterdrücken; sie sprach indessen kein Wort, und dies bewog Cadama, ohne Zögerung in seiner seltsamen Geschichte fortzufahren:

„Am südlichen Ausgang des Dorfes, das, wie ich bemerken will, in jenem Theile des Kantons Tessin liegt, der zur Zeit des Krieges neutrales Gebiet geblieben war, befand sich eine hübsche kleine Villa, die gleichfalls von Deutschen bewohnt wurde. Ein Baron v. Hackert-Selchern hatte sich schon vor Monaten mit seiner kranken Gattin daselbst einlogirt und führte dort, dem schwer leidenden Zustand seiner Gemahlin entsprechend, ein äußerst stilles und eingezogenes Leben. Der einzige Mensch, mit dem der Baron fast täglich zusammentraf, war der ihm von Berlin her bekannte Herr v. Hilgersdorf, und von diesem wohl auch mochte ihm beiläufig der kleine Vorfall im Winzerhäuschen mitgetheilt worden sein. Noch an demselben Abend hatte Herr v. Hilgersdorf bei verschlossenen Thüren mit Carmella eine längere Unterredung; er trat dann in die Wohnstube der Winzersleute und erzählte diesen im Tone des Bedauerns, daß er am folgenden Tage zum Arzt schicken wolle, da das neugeborene Kind allem

Anſchein nach ſehr ſchwächlich ſei und wohl nicht lange am Leben bleiben werde. Statt des Arztes traf jedoch am folgenden Tage der Baron v. Hackert ein, unter dem Arme einen Korb, der bis obenhin mit Wäſche und Kleidungsſtücken gefüllt ſchien. Er bringe, ſo ſagte er zu dem vor der Thüre ſtehenden Winzer, eigenhändig einiges Linnenzeug und dergleichen für die arme Wöchnerin und ihr krankes Mädchen; ſeine Frau erwarte gleichfalls ein Kind, und da erſcheine es ihm doppelt Chriſtenpflicht, dem Nebenmenſchen zu helfen, der Hilfe bedürfe. Diesmal war es nun der Baron, der bei geſchloſſenen Thüren allein mit Carmella verhandelte; vielleicht war er etwas bleicher denn ſonſt, als er, den verdeckten Korb wieder unter dem Arme, ſchnelleren Schrittes nach der Villa zurückkehrte, die er bewohnte. Die Winzer aber prieſen die Güte und die Menſchenfreundlichkeit des vornehmen Deutſchen und bedauerten nur, daß ſie nicht auch perſönlich der Wöchnerin helfen konnten. Herr v. Hilgersdorf hatte ihnen indeſſen an's Herz gelegt, Carmella ganz ungeſtört in ihrer Kammer ruhen zu laſſen, da jede Aufregung, die ſie treffe, den Tod des ſehr ſchwachen Kindes herbeizuführen vermöge.

Wie Recht er gehabt, bewies die folgende Nacht. Ein lauter, gellender Schrei aus Carmella's Stübchen rief die Inſaſſen des Winzerhäuschens dorthin, und da fand man denn das arme Weib ſchluchzend über der kalten Leiche ihres kleinen Mädchens liegen.

Ich habe vergeſſen, zu bemerken, daß la bella Carmella immer eine vortreffliche Schauſpielerin geweſen iſt.

Am nächſten Morgen hörte man auch, daß Frau v.

Hackert eines Töchterchens genesen sei. Das Kind war munter und kräftig, der schon schwer kranken Mutter aber gab die Geburt den Todesstoß. Ihren letzten Wunsch respektirend, ließ ihr Gemahl sie unter den Cypressen des kleinen Dorfkirchhofes zur Erde bestatten, dicht, ganz dicht neben dem Hügelchen, unter das man das Kind Carmella Boccani's versenkt hatte. Fast schien es, als seien diese beiden Gräber eines, als gehörten sie zusammen.

Im Anfang nahm der Baron zur Pflege seines eigenen Töchterchens Carmella in sein Haus; dies dauerte aber nur einige Wochen, dann traf eine Amme aus der Heimath Hackert's ein, und der Baron reiste, nachdem er Carmella vorher reichlich beschenkt, aus dem Dörfchen ab. Die Winzersleute standen am Wege, als der Wagen vorüberfuhr; sie winkten mit Mütze und Kopftuch dem fremden Herrn einen Abschiedsgruß und freuten sich über das kleine Wesen, das, dick in Kissen, Tücher und Schleier gehüllt, in den Armen der Spreewälder Amme lag, sie freuten sich auch, als sie vom Todtengräber des Ortes hörten, der freigebige Fremde habe ihm gegen ein anständiges Entgeld aufgetragen, neben dem Grabe seiner Frau auch das des todten kleinen Mädchens der Carmella Boccani sauber zu pflegen und alljährlich mit neuem Grün zu schmücken.

Damit, gnädige Frau, wäre nun eigentlich meine Geschichte bis zu einem gewissen Abschluß gekommen; ich habe indessen die Vermuthung, daß Sie sich für das Geschick Carmella's auch weiterhin ein wenig interessiren werden, und so sei in kurzen Worten das Ende ihres jungen Lebens erzählt. Nach der Abreise Hackert's soll sich Herr

v. Hilgersdorf" — der Erzählende zog dabei die Augenbrauen etwas in die Höhe — „des armen Weibes einige Zeit lang angenommen haben, dann kehrte Carmella zu ihren Alpenjägern zurück, bis der Friede von Villafranca dem Kriege in Oberitalien ein Ende machte. Um nicht der Möglichkeit des Verhungerns ausgesetzt zu sein, suchte die junge Frau nunmehr ihr altes Domizil in Neapel wieder auf, vertrug sich sogar von Neuem mit ihrem prügelluftigen Herrn Gemahl, dem schönen Nicolo, und erfreute ihn nach Jahr und Tag durch einen derben, bildhübschen Jungen, dem man, Carmella's verstorbenem Vater zu Ehren, in der Taufe den Namen Francesco gab. Nicolo wollte von dem zur Zeit kaum noch lukrativen Geschäfte als Modell nichts mehr wissen, er hatte nämlich einen besseren Beruf gefunden und war Korallenfischer an der Küste von Terracina geworden. Diesem Berufe fiel er denn schließlich auch zum Opfer; nach einer stürmischen Nacht spülten ihn die Wellen an's Ufer, starr, kalt und todt. In der einen Hand hielt er krampfhaft eine prächtig schöne, großstückige, rosenrothe Koralle, in der anderen ein Amulet, das er sich im Todeskampfe vom Halse gerissen und das ihn doch nicht geschützt hatte vor dem gewaltigen Zorn des Meeres, dem er sein unterirdisches Geschmeide rauben wollte.

So stand nun Carmella wiederum allein auf der Welt. Und wiederum schloß sie sich — ihren Kleinen fremder Pflege überlassend — in dem neu entbrannten Kampfe um die Einheit Italiens als Marketenderin den Schaaren Garibaldi's an. Aber wunderbar! Mitten im Kriegsgetüm-

mel erfaßte sie plötzlich eine seltsame Sehnsucht nach ihrem ersten Kinde, das doch lange schon den Schlaf der Ewigkeit schlummerte auf dem Kirchhofe des kleinen Tessindörfchens am Fuße der Alpen. Sie konnte diese Sehnsucht nicht verwinden, und so pilgerte sie denn hinauf nach dem Tessin und pilgerte immer weiter gen Norden, bis sie plötzlich die Mauern der Hauptstadt Oesterreichs um sich sah. Dort fragte sie in allen Kasernen nach einem Offizier, der den Namen ‚v. Hilgersdorf' trug; da es aber in der ganzen Armee des Kaiserreiches keinen Herrn dieses Namens gab, sah sich die Arme genöthigt, abermals das Marketendertönnchen umzuschnallen und abermals mit in das Feld zu rücken, diesmal als Begleiterin des Regiments Wallmoden gegen die Völker Preußens. Ob sie in dieser Campagne der Zufall mit dem, den sie suchte, wieder zusammengeführt, das mir zu erzählen war die Arme nicht mehr im Stande. Aus den letzten abgebrochenen Worten der Sterbenden konnte ich nur noch entnehmen, daß sie später wieder nach Röm zurückgekehrt und daß es ihr in letzter Zeit da recht übel ergangen sei — nun der Augenschein lehrte mich das!"

Dies, gnädige Frau, ist die Historie der bella Carmella!"

Herr Giulio Cadama verneigte sich leicht und befeuchtete dann die Lippen mit einigen Tropfen Ungarweines.

Frau v. Hilgersdorf schwieg einige Minuten lang. Sie hatte sich in den Fauteuil zurückgelehnt und spielte mit den seidenen Quasten der Armlehne. Sie sah sehr nachdenklich aus.

„Ihre Geschichte ist zweifelsohne ungemein interessant,

Signor Cadama," begann sie endlich, „aber sie enthält einige Lücken, die noch ausgefüllt werden müssen. Nehmen wir also in der That an, Lucia sei das Kind jener Carmella Boccani und für die todtgeborene Tochter der Frau v. Hackert vom Obersten untergeschoben worden — was lag für ein Grund vor, daß dieser Lucia nicht in aller gerichtlichen Form adoptirte und sie so zur rechtlichen Erbin seines Vermögens machte?"

Cadama lächelte.

„Der Grund war sehr einfach, meine Gnädige," entgegnete er. „Sie kennen ja auch die Welt und deren Mißgunst; glauben Sie, daß sich die famose Wahrheit, die Tochter des Obersten sei nicht blauen Blutes, sei nur das Kind einer elenden, halb verkommenen Landstreicherin, auf Stroh geboren, wie ihre Mutter auf Stroh gestorben sei, nicht blitzschnell verbreitet haben würde? Und glauben Sie, daß die sogenannte ‚Gesellschaft' nicht die gewagtesten Glossen an diese Thatsache geknüpft, daß sie nicht täglich und stündlich Vater und Tochter durch ihre Muthmaßungen und Erörterungen in den Staub gezogen hätte? Wie müßte aber das Herz des stolzen Obersten geblutet haben bei all' diesen Streichen? Ich zweifle nicht, daß Herr v. Hackert oft genug den Gedanken der Adoption erwogen und ebenso oft wieder verworfen hat. Der einzig richtige Zeitpunkt — unmittelbar nach der Geburt Lucia's — war versäumt worden; in späteren Jahren konnte dieses Versäumniß nicht nachgeholt werden, ohne Lucia und damit auch ihren Stiefvater auf das Empfindlichste zu kompromittiren. Zudem wußte ja auch Niemand außer Carmella

und Herrn v. Hilgersdorf um das Geheimniß; Erstere hätte aber, da der Tausch ohne Anwesenheit von Zeugen geschah, nicht den Beweis der Wahrheit antreten können, und Letztgenannter konnte selbst schlimmsten Falles unmöglich mit einer Denunziation hervortreten, da Kindesunterschiebung nach preußischen Gesetzen strafbar ist und er bei der Sache als Hehler fungirt hatte. Zudem war, meinen Nachforschungen zufolge, Herr v. Hilgersdorf ja auch intim mit dem Obersten befreundet."

Die Generalin schüttelte den Kopf.

„Er war es, das ist möglich," entgegnete sie; „aus seinen eigenen Aeußerungen aber kann ich konstatiren, daß Hilgersdorf in den letzten Jahren seines Lebens geradezu feindlich, wenn auch nicht im äußeren Verkehr, dem Obersten gegenüberstand."

Cadama lächelte wieder eigenthümlich.

„Auch diese Thatsache ist mir nicht unbekannt," flocht er ein; „sie gründete sich darauf, daß Herrn v. Hackert irgend etwas aus der Vergangenheit des Generals bekannt war, über das nothwendigerweise der Schleier des Vergessens gezogen werden mußte. Das gleichfalls verurtheilte den General zum Schweigen ... Sie verzeihen, gnädige Frau, daß ich ganz offenherzig bin."

Frau v. Hilgersdorf wehrte ab.

„Ich bitte sogar darum, denn ich halte es für nöthig, wollen wir uns wirklich verständigen. Sie werden wissen, daß ich noch ein halbes Kind war, als ich die Gattin des Generals wurde, seine ganze Vergangenheit ist mir unbekannt und ich wünschte auch nicht, in dieselbe eingeweiht

zu ſein ... Nun ſagen Sie mir, bitte, vor allen Dingen das Eine: weiß Lucia um das Geheimniß ihrer Geburt?"

„Mit Beſtimmtheit kann ich Ihnen darauf antworten: ſie weiß es! Wäre das nicht der Fall, ſo würde ich das Mädchen in meinem Briefe an Sie, gnädige Frau, nicht eine Schwindlerin genannt haben. Aber ſie iſt es, in der That, ſie iſt eine Schwindlerin! Sie wagt es, mit kühner Stirne, mit erhobenem Kopfe in Geſellſchaftskreiſe zu treten, die hoch über ihr ſtehen, ſie wagt es, pochend auf die Unmöglichkeit, daß es gelingen könne, das Geheimniß ihrer Geburt zu lüften, den natürlichen Gefahren, die ſie umlauern, Trotz zu bieten, wagt es, zu intriguiren und zu ſpioniren von den Geldſäcken herab, die der verſtorbene Oberſt hinterlaſſen und die ſeinem eigenen Blute gehören, nicht dieſer Tochter des Elends! Ueberzeugt Sie, meine gnädige Frau, denn nicht allein der letzte gegen Sie ſelbſt gerichtete Streich Lucia's, weß Geiſtes dieſes bevorzugte Mädchen iſt? Wohl weiß ich, daß Sie viel zu vornehm denken, in jener ſchmählichen Zeitungsaffaire auch nur einen Schritt zu Ihrer Vertheidigung zu thun, aber ich glaube doch, es würde der ganzen Geſellſchaft Berlins zur Ehre gereichen, wollte ſie Elemente, wie dieſes Geſchöpf, ausſtoßen!" ...

Cadama ſah, wie die kleine nervige Hand der Generalin, die ſich marmorweiß von dem blauen Atlaß des Fauteuils abhob, vor Erregung zitterte, und ein unmerkliches triumphirendes Lächeln glitt über ſeine Lippen.

„Mir ſcheint faſt," fuhr er fort, „als könnten Sie immer noch nicht glauben, daß das junge Mädchen einer

solchen Infamie Ihnen gegenüber fähig gewesen wäre. Es ist auch schwer zu begreifen, und doch habe ich die Beweise für die Wahrheit meiner Behauptung in der Hand ..." Er entnahm seiner Brieftasche ein kleines Billet. „Hören Sie selbst, gnädige Frau, was Doktor Rahlow mir schreibt: ‚Ich habe die Ehre, Ihnen auf Ihren Wunsch noch einmal schriftlich zu bestätigen, daß die erste Anregung zu dem Artikel: ‚Was die Liebe thut' nicht von mir selbst, sondern von Fräulein v. Hackert-Selchern ausgegangen ist.' Ueberzeugen Sie sich gefälligst mit eigenen Augen von diesen Zeilen Rahlow's!"

Frau v. Hilgersdorf schaute nur flüchtig auf die Unterschrift, sie bedurfte so gravirender Beweise für den falschen, intriganten Charakter Lucia's nicht mehr.

Um die schönen Lippen der Generalin hatte ein scharfer, grausamer Zug sich gesenkt.

„Sie sind der Anwalt Herrn v. Hackert's, des Studenten?" fragte sie.

Cadama bejahte. „Ich will für ihn die Erbschaft retten, die ungerechter Weise dem Kinde Carmella's zugefallen ist. Der verstorbene Oberst hat — mit Ausnahme geringer Legate — sein ganzes Vermögen seiner Tochter vermacht; die Tochter des Obersten ruht aber neben ihrer Mutter auf dem Kirchhofe des Tessiner Dörfchens, das Testament ist also anfechtbar! Der Oberst besaß keine Tochter mehr."

„Und weshalb sind Sie statt auf Umwegen nicht direkt auf ihr Ziel losgesteuert?"

„Weil Carmella Boccani und Herr v. Hilgersdorf,

jene beiden Einzigen, die mir als Zeugen nützen könnten, nicht mehr am Leben sind."

„Indessen glauben Sie, daß sich unter den hinterlassenen Papieren meines Gatten noch Schriften vorfinden werden, die Bezug auf die Kindesunterschiebung haben?"

Cadama zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Er zupfte an seiner Kravatte und strich sich mit der Hand um den Hals, als peinige ihn dort ein unangenehmes Gefühl. Dann entgegnete er rasch, sich dabei mit dem Oberkörper zu Frau v. Hilgersdorf herüberbeugend: „Nein, gnädige Frau, das glaube ich *nicht*!"

„Aber in welcher Weise hoffen Sie dann auf meine Unterstützung, wenn ich Ihnen nach dieser Richtung hin nicht einmal helfen kann?" fragte die Generalin etwas verwundert.

Cadama richtete sich höher auf.

„Finden sich keine Beweise," entgegnete er mit Betonung, die direkte Antwort umgehend, „so müssen eben auf *andere* Art solche geschafft werden!"

Frau v. Hilgersdorf schrak zusammen. Verstand sie auch nur halb den Sinn dieser Worte, so fühlte sie doch instinktiv, daß es eine bodenlos niedrige Zumuthung war, die der Italiener an sie zu stellen beabsichtigte. Ehe sie indessen zu einer Entgegnung kam, hatte Cadama von Neuem das Wort ergriffen.

„Lassen Sie mich erläutern, was ich unter dieser ‚anderen Art' verstehe! Es steht positiv fest, daß Lucia nicht die Tochter des Obersten ist, daß sie demgemäß meinen

Klienten, den Studiosus, um sein Erbtheil betrogen hat. Nun will es das Unglück, daß die einzigen Zeugen, welche die Wahrheit dieser Thatsache bekunden könnten, gestorben sind, wir stehen also machtlos dem Unabänderlichen gegenüber! Per bacco, bei dieser Konstellation der Ereignisse verstößt es nicht gegen meine Moral, wenn wir der Gerechtigkeit des Weltganges auf eigene Hand nachhelfen. Sie haben ein zarteres Gewissen, gnädige Frau, als ich, der ich von Berufswegen nur mit Räubern, Mördern und Fälschern Umgang zu suchen habe; ich verzichte deshalb darauf, Sie intim in meine Ideen einzuweihen. Das, um was ich Sie bitte, ist harmlos genug: vertrauen Sie mir irgend welche, meinetwegen absolut harmlose Papiere, Briefe oder dergleichen mit der Handschrift Ihres Herrn Gemahls an, ich verpflichte mich, unter diesen Schriftstücken ein Dokument zu entdecken, dem gegenüber Lucia Boccani nicht mehr wagen wird, sich noch länger für einen Sproß des Geschlechtes der Hackert-Selchern auszugeben."

Die Generalin hatte sich erhoben. Auf ihren Wangen lag tiefe Bläße, der kleine Mund war dicht geschlossen, ihre Gestalt bebte. Aber der grausame Zug in ihrem Antlitz hatte nun noch deutlicher sich markirt als vordem, und zwischen den Augenbrauen lag eine feine Linie, die harte Entschlossenheit ausdrückte.

„Es war diplomatisch von Ihnen, daß Sie nicht weiter gingen in der Erläuterung Ihrer Ideen, Herr Cadama," sagte sie scharf, „ich fürchte, ich hätte Ihnen nicht folgen können und — Brutus Cassius wäre vergeblich zu mir gekommen!... Haben Sie die Güte, mich zu begleiten,

wir wollen die Briefſchaften meines verſtorbenen Gemahls hervorſuchen.“

— — — — — — — — — — — —

Als Herr Giulio Cadama kurze Zeit ſpäter die Wohnung der Generalin verließ, blieb er noch einige Augenblicke im Treppenhauſe ſtehen, um ſich den perlenden Schweiß von der Stirne zu trocknen. Um ſeinen Mund zuckte und zitterte es dabei ſeltſam und ſeine ſchmalen Lippen ſtießen flüſternde Töne aus, die wie ein leiſes Ziſchen klangen.

„Nun ſtehen wir auf der Höhe, nun ſind wir am Ziele! Alle gingen ſie in die Netze des Lügengewebes, das ich aus hundert Fäden ſpann, der Student, der Journaliſt, die Generalin und mein kleiner Landsmann am Gotthard — Alle, Alle! Und Alle, Alle werden ſie vergebens hoffen und warten und werden erſtaunt die Augen ſich reiben, wenn eines Tages das ganze Gewebe zerreißen wird, ſo wie ich's will, wie ich's plane! Nun bleibt Dir nur noch meine helfende Hand, Lucia Boccani, willſt Du die Ehre Deines zweiten Vaters und ſein Vermögen retten, und Du wirſt dieſe Hand nicht von Dir weiſen, deß bin ich gewiß!“

Signor Cadama eilte rüſtigen Schrittes die Straße hinab.

15. Nein!

„Unglaublich ſchön! Geradezu unglaublich! Schauen Sie dort hinüber, Waldau — dort! dort! Das iſt der Mythenſtein, und dort im Hintergrund der Urie-Rothſtock,“ rief der Kommerzienrath Dreyfuß dem jungen Maler zu.

Dieser richtete seinen Krimstecher nach der Seite, wo über den lichten Wassern die Felsenpyramide hervorragte, während der Rath enthusiastisch fortfuhr: „Unglaublich! — Der Bergesduft und der frische Athem der Wellen ziehen mir so kräftiglich durch die Seele, daß ich des Kaffee's vergessen könnte, der schon seit zehn Minuten darauf wartet, getrunken zu werden! Aber nun setzen Sie ihren Balletgucker einmal bei Seite, Verehrtester, oder wenden Sie ihn gefälligst nach rückwärts, denn dort scheinen mir die Damen auf der Bildfläche aufzutauchen — war mir's doch, als sähe ich die burgunderrothen Haubenschleifen meiner Gattin wehen!"

Dreyfuß trat mit Elimar Waldau vom Gitter zurück, das den Hotelgarten nach der Landstraße und nach dem See zu abschloß. In demselben Augenblick erschienen auch wirklich hinter den Boskets die von Dreyfuß angekündigten Damen: zuerst die Kommerzienräthin, auf dem runden Antlitz strahlende Gesundheit, am Arm einen Pompadour mit der unvermeidlichen Häkelarbeit, dann Lucia und Frau v. Sporken. Auch auf diese Beiden schien die herrliche Natur neubelebend eingewirkt zu haben; in den ernsten Augen der alten Dame zeigte sich jetzt, wo sie den Blick über die spielenden Wellen bis fernhin zu den Höhen um den Seelisberg am anderen Ufer schweifen ließ, etwas von dem Glück vergangener Tage, und auf Lucia's Gesichtchen lag heller Sonnenschein. Sie liebte die Natur über Alles, und sie ging auf in den Schönheiten, die sich ihr boten.

Elimar, der — nicht ganz zufällig — am Tage vorher mit den Reisenden hier in Brunnen zusammengetroffen

war, nachdem er mit Bleistift und Skizzenbuch bereits einen hübschen Theil der Landschaften um den Gotthard besucht hatte, schritt eilfertig den Damen entgegen.

„‚Hüll'n sich am Abend die Berge in Dunst, lächelt am Morgen die Soune mit Gunst', sagte ich Ihnen gestern, eine alte Bauernregel citirend, und ich freue mich, daß ich Recht gehabt habe. Das Gewitter, das Sie, gnädiges Fräulein, uns für die Nacht prophezeit, ist nicht eingetroffen, wir können also getrost unseren Plan, eine größere Bootfahrt zu unternehmen, ausführen ..."

„O, wie freue ich mich darauf," fiel Lucia ein. „Ich muß noch die ganzen Ufer des Urner See's kennen lernen, die beiden Mythen, Flüelen und die Tellsplatte, Treib und die Rütliwiese —"

„Wo auch wir wie weiland Herr Stauffacher und Genossen einen Bund schließen können," warf Dreyfuß dazwischen, „wenn auch nicht zum Schutz gegen äußere Gegner, so doch vielleicht gegen innere Feinde, als da sind Melancholie, Langeweile, Betrübniß und Aerger. Aber lassen Sie uns das beim Kaffee besprechen! Der lange Ganymed unter'm Zelt macht schon ein ganz verzweiflungsvolles Gesicht, weil er seit einer geschlagenen Viertelstunde den Honig gegen zwei unverschämte Fliegen vertheidigen muß. Theure Gattin, Deinen Arm!"

Unter einem kleinen Zeltbaldachin aus weißrothem Linnen war das Frühstück servirt worden. Es saß sich hier prächtig. Man konnte durch und über das Gartengitter hinabschauen zum Ufer, wo es jetzt schon, am Morgen, wimmelte von Booten und Kähnen, deren Segel im Winde

ſich bauſchten und deren Wimpel mit dem Kreuze Helvetiens hell leuchteten in der Sonne. Glänzend licht ſpannte die Fluth ſich aus, leicht bewegt vom Wellenſchlage; tiefgrün hier und ſchwarz und dunkelbraun drüben ragten die Berge und Felſen empor. Rechts ſtiegen die Hänge zur Frohnalp auf, ernſt und dräuend, in pittoresker Geſtaltung, und links hinab verfolgte der Blick das mit Obſt- und Kaſtanienbäumen eingefaßte Ufer weit über Gerſau hinaus.

Man plauderte luſtig und viel. Waldau mußte erzählen, wie er ſo plötzlich zu dem Entſchluſſe gekommen ſei, eine Studienfahrt in die Schweizer Berge zu machen und wo er ſich bis jetzt aufgehalten habe. Dieſe letztere Frage ſtellte Lucia, die durch einen Brief Aenny Döring's von dem Beſuche Elimar's in Roſenholz bereits unterrichtet war, und mit weiblicher Diplomatie das Geſpräch auf die „Verſtoßenen" zu bringen gedachte.

Waldau erzählte denn auch offenherzig von ſeinem Beſuche im Pfarrhauſe von Roſenholz und entlockte dadurch dem aufmerkſam zuhörenden Rath manch' leiſe dröhnendes „unglaublich" und der Räthin einige perlende Thränen. Dreyfuß ſchielte etwas mißtrauiſch über die Kaffeetaſſe zu ſeiner Gattin herüber; dieſe Thränen, die ſo gemächlich und langſam über die runden Wangen kugelten und ſich in der Halskrauſe verloren, ärgerten ihn. Er fürchtete einen ſtärkeren Gefühlsausbruch von Seiten der Frau Thereſe und hielt es von Nöthen, dem Geſprächsthema eine andere Wendung zu geben.

„Das Boot iſt zu zehn Uhr beſtellt," ſagte er und

ließ seine Uhr repetiren, „da ist es Zeit, daß wir uns langsam vorbereiten. Ich denke, wir lassen uns zunächst nach Treib hinüberrudern und wandern von dort eigenfüßig nach dem Seelisberg und dem Rütli. Im Kurhause daselbst soll der Wein besser sein als es das Wasser ist, das aus den drei Quellen am Orte des Männerbundes verschenkt wird — das lockt auch!"

Man erhob sich, um Tücher und Mäntel aus dem Hotel zu holen und dann zum Strande zu gehen. Im Portal übergab der Portier dem Rath eine soeben eingegangene Depesche an ihn. Dreyfuß las und steckte das Papier etwas hastig in die Tasche.

„Doch nichts Unangenehmes?" fragte Frau Therese, die einen förmlichen Abscheu gegen alle Vermittelungen des elektrischen Drahtes, den sie vorschnell und doch heimtückisch nannte, besaß.

„Gott bewahre," entgegnete der Rath, „eine geschäftliche Notiz aus Wien, nichts weiter!"

In seinem Zimmer wurde Dreyfuß ganz plötzlich von heftigen Zahnschmerzen befallen. Es kam unangenehm, sehr unangenehm, aber er kannte seine Natur. Setzte er sich dem Winde aus und der kühlen Luft auf dem See, so vermehrte sich sicher der Schmerz — er bat daher um Dispens von der Parthie. Waldau kenne die Gegend und sei ein ritterlicher Führer, man solle sich ihm anvertrauen.

Der Dispens wurde gewährt, freilich unter lebhaftem Bedauern und unter heftiger Gegenklage seitens der Räthin, die gleichfalls daheim bleiben wollte, um ihrem Gatten

Kamillenkompressen zu machen. Das aber verbat sich Dreyfuß; der Geruch der Kamillen allein mache ihn nervös, und die Zahnschmerzen würden sich schon verlieren, wenn er in Ruhe bleibe.

So machte die kleine Gesellschaft sich denn ohne den Rath auf den Weg zum Strande und bestieg dort das bereitliegende Boot. Vom Gartengitter aus winkte Dreyfuß noch mit dem Taschentuche — dann stieß die Barke ab und zog einen weißsilbernen Streifen durch die Wellen.

Nun schien es auf einmal vorbei zu sein mit den Zahnschmerzen des Kommerzienraths. Pfeifend ging er zurück in's Hotel und trat in die Loge des Portiers, der vor seinem Schlüsselkasten hockte wie Cerberus am Eingang zur Unterwelt.

„Um welche Uhr trifft das Dampfboot aus Flüelen ein?" fragte Dreyfuß.

„Um elf — 'sch wird manchmal auch elfeinhalb, wenn'sch windig ischt und der Wellengang hoch," gab der Portier zur Antwort.

„Schön! Also Punkt elf Uhr ein kaltes Frühstück für zwei Personen auf mein Zimmer! Eine Flasche Dry-Madeira und eine Veuve Cliquot dazu!"

Der Cerberus verbeugte sich ehrfurchtsvoll — weniger vor der Person des Rathes, wie vor dem Dejeuner, das dieser bestellt.

Dreyfuß schritt in den Garten zurück und warf sich dort in einen Schaukelstuhl, der dicht am Gitter stand und von dem aus er den ganzen Urner See überschauen konnte. Auf der Mitte des Wassers schaukelte sich ein

dunkler Punkt, über dem hellgraue Wölkchen hin und her flatterten: das war der Dampfer!

Um elf Uhr stand der Kommerzienrath an der Landungsbrücke. Um ihn drängten sich die Fischerbuben mit hochaufgeschürzten Hosen, Veilchensträußchen in den schmutzigen Fingern und Körbchen mit allerhand Schnitzereien. An ihren Booten standen die Schiffer, die Fremden vom Bord des Dampfers zu Lande zu schaffen, die Packknechte in blaugestreiften Blousen und die Hotelportiers in ihrer häßlichen internationalen Uniform. Eine Anzahl Kurgäste hatte sich auf den Eisenbänken am Gestade niedergelassen. Unter einem Regenschirm aus rothem Stoff kauerte ein junger Maler und skizzirte Landschaft und Staffage. Er lächelte lustig, denn er hatte einen langbeinigen Britten in's Auge gefaßt, der in seinem Anzuge aus Waterproof, seinem karrirten Mützchen und schottischem Plaid eine köstliche Figur für sein Bild geben sollte.

Nun schnob der Dampfer heran, und nun rasselte der Anker hinab in die Wellen, daß der Schaum spritzte. Die Boote stießen vom Ufer, die Schiffstreppe wurde heruntergelassen, und ein Strom von Fremden ergoß sich in die Kähne. Die Musikanten auf der Estrade des Dampferdecks spielten einen Kehraus, und durch die ziemlich unreinen Töne schwirrten hundert Stimmen, schallten die Rufe der Packknechte und der Portiers, klang der gelle Pfiff der Kapitänspfeife.

„Erlauben Sie," sagte Dreyfuß und schob ungenirt die vor ihm Stehenden mit seinen norddeutschen Kraft-

händen auseinander. Im nächſten Augenblick hob er aus dem anlegenden Boote eine ſhawlumwickelte Frauengeſtalt zu ſich empor, drückte ſie an ſeine breite Bruſt und küßte ſie angeſichts aller Welt auf Mund, Wangen und Stirn, bis er glaubte, daß dem zierlichen Geſchöpf durch ſeine Liebkoſungen der Athem geraubt werden könne.

„Alſo ganz allein, meine kleine Aenny, mein ausgeflogenes Vögelchen," ſcherzte der Alte und hing die junge Frau an ſeinen mächtigen Arm, „ganz allein und ohne des Gatten Erlaubniß haſt Du mich aufſuchen wollen! War die Sehnſucht wirklich ſo groß, haſt Du den Onkel Grimmbart immer noch ein wenig lieb, wenn er auch nach Pflicht und Gewiſſen manchmal böſe ſein muß auf das Kätzchen, das die Pfoten zeigt? Warte, Du Tollkopf, ich habe eine ganze Serie Strafpredigten für Dich in petto, ich muß Dir das ungeberdige Köpfchen einmal gehörig waſchen! Unglaublich! Reißt mir nichts, dir nichts einfach aus — und der alte Onkel kann ſehen, wie er wieder zu ſeinem Vogel kommt!"

„War der alte Onkel aber nicht ſelber Schuld, daß ihm der Vogel entwiſchte?" fragte Frau Aenny und ſchaute den Rath ſchelmiſch von der Seite an.

„Wollen's unterſuchen und wollen nach Recht und Geſetz ſtrafen und richten," war die Antwort. „Vorläufig halte ich Dich gefangen, und der ſchlimme Gemahl mag ſelber kommen, will er Dich wieder haben!"

„Um Gottes willen, Onkel, Hans kehrt am Sonntag nach Roſenholz zurück, er darf mich nicht vermiſſen, er würde untröſtlich ſein!"

„Kommt der Berg nicht zum Propheten, wird wohl Mohammed zum Berge pilgern müſſen," lachte der Onkel. „Döring hat einen harten Kopf, ich aber auch; wollen ſehen, wer am längſten dickköpfig bleibt! Da ſteht unſer Wagen, aber wir gehen wohl lieber die paar Schritte zum Hotel, ich habe Dich ſo lange nicht an meiner Seite gehabt! Tante und Lucia und die Sporken ſind mit Waldau nach dem Rütli hinübergerudert, da haben wir Zeit, uns auszuſprechen. Du böſes Kind, ich hatte mir vorgenommen, Dich recht, recht auszuſchelten, und nun kann ich's doch nicht!"

„Iſt's denn ſo nöthig, Onkel? Iſt's nicht das erſte und einzige Mal, daß ich Deine Verzeihung erbitten mußte? Wie artig will ich nun immer ſein, nun, da Du auch Hans keinen Groll mehr nachträgſt!"

„Hoho, meine Kleine, ſo raſch geht es nicht! Habe noch ein ernſtes Hühnchen zu pflücken mit Deinem Hans — ſpäter davon!"

Sie ſaßen am Frühſtückstiſche und ſchmauſten und tranken und plauderten. Sie hatten ſich auch viel zu erzählen, der alte Rath und ſein Nichtchen, waren doch Monate verfloſſen ſeit jenem Tage, da Aenny Berlin den Rücken gewandt hatte! Verſtohlen und heimlich ließ Dreyfuß oftmals prüfend und forſchend ſein Auge auf Aenny ruhen. Sie war dieſelbe geblieben, die böſe Flüchtige — dieſelbe geblieben und doch eine Andere geworden! Auf der klaren Stirne lag ein größerer Ernſt und in den braunen Augen ein größeres Glück wie vordem. Und gerade jetzt lachten dieſe Augen faſt übermüthig fröhlich,

und um den Mund, der ſich ſonſt ſelten geöffnet zu harmloſen Scherzen, zuckte ein Schalk.

„O Onkel, ich kann Dir kaum ſagen, wie ſelig mich der Gedanke macht, daß Ihr Beide, Du und der Hans, Euch nun wieder verſöhnen werdet! Ich bin glücklich mit Hans, ſo glücklich, daß ich mir ein beſſeres Daſein auf Erden gar nicht denken kann; nur Eines fehlte mir noch — Dein Segen, Onkel! Daß Du mir zürnteſt, Du, dem ganz allein ich zu danken habe, daß ich nicht hinausgeſtoßen wurde unter wildfremde Menſchen, als Vater und Mutter mir ſtarben — das ließ mir keine Ruhe in all' meinem Glück! Ich hielt's nicht mehr aus ohne Deine Vergebung, ich mußte Dich ſprechen, mußte ein gutes Wort einlegen für meinen armen Hans, der doch nur Mitthäter, nicht Urheber des großen Verbrechens iſt, das wir begangen haben! Nun kannte ich freilich Deine Stirne, Onkel, eine Stirne von Eiſen und Stahl, an der Alles abprallt, was Dir nicht paßt, nicht gefällt. Gerade eine ſolche Stirne aus gleich feuerfeſtem Material hat Hans — was ſollte ich thun, um Euch harte Köpfe wieder zuſammen zu führen? Aber wir kleinen Weiber ſind größere Diplomaten, als Ihr Männer Euch träumen laßt! Ich ſchrieb an Lucia, und der erſte Erfolg war, daß Ihr alleſammt in die Schweiz reiſtet, wenn auch nicht direkt nach Göſchenen oder Roſenholz, ſo doch in die Nähe des Gotthard. Mein zweiter Erfolg war mein Zuſammentreffen mit Dir. Hans durfte nichts davon wiſſen, er hätte nie zugegeben, daß ich Dir entgegengeeilt wäre, ſo lieb er Dich trotz Deiner Abweiſung hat! Er

fürchtete, Du würdeſt ihm egoiſtiſche Motive unterſchieben, wollte er zuerſt die Annäherung ſuchen, und er iſt leicht verletzbar bei ſeinem Feingefühl. So habe ich mich denn ohne ihn auf den Weg gemacht; er arbeitet oben am Gotthard zum Beſten der ganzen Menſchheit, ich hier unten zum eigenen Wohle — auch das iſt von Nöthen! Der dritte Erfolg meiner diplomatiſchen Künſte liegt noch in der Zukunft, aber er ſteht nahe bevor. Iſt's nicht ſo, Onkel?"

Aber der Onkel war ſehr ſchwerfällig im Begreifen, oder es ſchien wenigſtens ſo. Selbſt das freundliche Lächeln, mit dem Aenny ihm den Champagnerkelch entgegenſtreckte, klärte nicht ſein ernſt gewordenes Geſicht.

„Ich wüßte wahrhaftig nicht, was ich für Deinen letzten Erfolg zu thun hätte, Du pfiffige Diplomatin," ſagte er und leerte dann langſam ſein Glas.

Das war zu viel! Ganz erregt ſprang Aenny empor und faßte den Rath an der Rockklappe, in der die Roſette des Kronenordens ſich blähte.

„Onkel, das weißt Du nicht? O, Onkel, Du biſt ſchlecht, wirklich, Du biſt ſchlecht," rief die kleine Frau, und ſie ſah ganz erregt dabei aus. „Kann ich denn mehr thun, als Dich fußfällig um Vergebung bitten für den eigenmächtigen Schritt, den ich unternommen, was verlangſt Du noch mehr, damit ich Deine Verzeihung erhalte?!"

Der Rath ließ ſich durchaus nicht in ſeinem kulinariſchen Genuſſe ſtören. Er nahm einen Puterflügel auf ſeinen Teller und ſagte nur ſo ganz nebenbei: „Dir habe ich ja längſt verziehen, mein liebes Aennchen —"

„Mir, mir! Was nützt das!" fiel Aenny ein. „Ich

bin Hans, und Hans iſt ich — verzeihſt Du dem Einen nicht, vergibſt Du auch nicht dem Anderen, vergibſt Du aber dem Einen, ſo iſt die Verzeihung für den Anderen mit eingeſchloſſen. Mann und Frau ſind Eins, das iſt naturgemäß und das ſagt ſchon die Bibel — nun folgere Dir das Nöthige daraus!“

Dreyfuß ſpießte ein gewichtiges Stück weißen Fleiſches auf ſeine Gabel.

„Seh' mir Einer die Philoſophin an! Ich ſoll durchaus überrumpelt werden, und da werden alle möglichen Fußangeln gelegt! Nun im Ernſt, liebes Kind: kannſt Du wirklich verlangen, daß ich alter Kerl Deinen jungen Gatten in Göſchenen aufſuche, um ihn zu bitten, nicht böſe darüber zu ſein, daß er mir meinen Liebling bei Nacht und Nebel entführt hat?“

„So nicht, Onkel, Du willſt mich nicht verſtehen! Ich verlange nichts weiter von Dir, als ein Entgegenkommen. Entgegenkommen hier, Entgegenkommen drüben, das *muß* doch ein Zuſammenführen geben!“

„Man ſollte meinen! Und doch, Aennchen, Du magſt böſe ſein oder nicht, ich für meinen Theil kann nicht nachgeben.“

Aenny rang die Hände.

„Genau ſo ſpricht Hans — was ſoll da werden? O Ihr Hartköpfe, müßt Ihr denn immer bei Eurem Trotze beharren? Mein ganzes feingeſponnenes diplomatiſches Netz reißt bei dieſem unbändigen Starrſinn. Jetzt bin ich zu Ende mit meiner Weisheit — nun kann ich wieder unverrichteter Sache abreiſen!“

„Erſt abreiſen können," lachte der Rath und knusperte noch an dem Puterflügel herum; „vorläufig iſt gar kein Gedanke daran, vorläufig bleibſt Du hübſch noch einige Wochen — 's können auch Monate ſein, wenn Du willſt — bei Onkel und Tante; fortgelaſſen wirſt Du wenigſtens nicht."

„Und Hans?"

„Wenn er Dich vermißt, wird er Dich holen."

Aenny ſchoß ein Gedanke durch den Kopf.

„Gut, Onkel," ſagte ſie, „ich bleibe noch, will bleiben, ſo lange es irgend geht! Aber Eines fordere ich dafür, als Aequivalent gewiſſermaßen. Sagſt Du mir's zu?"

„Laß hören, wir wollen ſehen! Ich traue Dir nicht recht, Du biſt ein Pfiffikus geworden, ſeit Du meiner Oberaufſicht entronnen biſt!"

Aenny lachte. „Das Dreyfuß'ſche Blut bricht hin und wieder durch! Nun höre. Du ſollſt mir erlauben, meine Politik weiter zu verfolgen, ohne daß Du Dich hineinmiſcht. Eine entente cordiale nach Bismarck'ſchem Muſter iſt's, was ich erſtrebe. Biſt Du einverſtanden?"

„Einverſtanden, wenn ich perſönlich mit Deiner Politik nichts zu ſchaffen habe."

„Gar nichts! Der Pakt iſt geſchloſſen, nun können die Operationen von Neuem beginnen. Verzeihe, Onkel, wenn ich mich für einen Augenblick erhebe, ich habe zu korreſpondiren."

Sie trat an den Schreibtiſch heran und warf einige Zeilen auf das Papier. Dann klingelte ſie und reichte dem aufwartenden Kellner das Billet.

Digitized by Google

„Nach dem Telegraphenamt!“ befahl sie.

„So, Onkelchen,“ fuhr sie fort und nahm wieder Platz, „mein Tagewerk ist beendet, nun darfst Du mir noch einmal das Glas füllen, damit wir auf den ‚letzten Erfolg‘ anstoßen können!“

Der Rath griff nach der Sektflasche.

„Tausendsassa!“ rief er, „Du hast irgend eine diabolische Idee ausgeheckt — beichte einmal!“

„Um so lieber, da das Telegramm hoffentlich unterwegs sein wird. Der Inhalt lautet wörtlich: ‚Ingenieur Döring, Göschenen. Wollen Sie Aenny wieder haben, so holen Sie dieselbe selbst. Dreyfuß, Brunnen, Hotel Adler.‘“

Der Rath war starr.

„O Du kleiner Erzintrigant, Du Schelm, hast mich doch nun richtig hinter's Licht geführt! Wahrhaftig, an Dir ist ein Bismarck verloren gegangen oder ein Cavour! Sage nur um Alles in der Welt willen, wer hat Dir diese Listen gelehrt?“

Aenny's Augen leuchteten.

„Die Liebe, Onkel! Ihr mußtet versöhnt werden, Du und der Hans — geradeswegs ging's nicht, so versucht' ich's auf Schleichpfaden! Nun warte nur ab. Spätestens übermorgen trifft Hans hier ein, darauf wette ich, dann aber ist die Versöhnung da, die Eintracht, der Friede, darauf wette ich wieder! Hältst Du die Wetten?“

„Nein, Diplomat! Du bist mir über den Kopf gewachsen, bist mir zu schlau geworden. Unglaublich! Ich angeführt — zum ersten Male ist's mir passirt im ganzen

Leben! Aber ich laß' mir's gefallen, ich halte still — nun halte aber Du auch still, Vögelchen, denn jetzt gebe ich Dir zur Strafe einen Kuß auf den Mund!"

Und geduldig nahm Aenny die Strafe hin.

* * *

Währenddessen durchrauschte das Boot, in dem die Kommerzienräthin, Frau v. Sporken, Lucia und Elimar Platz genommen hatten, die grünen Wasser des Urner See's. Zwei Ruderer saßen am Bord, wohlgeübt im Kampf mit den Wellen, die Barke flog infolge dessen wie ein Pfeil über die glitzernde Fläche.

Der volle Blick auf Brunnen mit seinen freundlichen Häusern und dem dahinter auf dem Nordabfall des bewaldeten Frohnalpstockes liegenden alten Kloster Ingenbohl war von hier aus ein doppelt malerischer. Westwärts davon öffnete sich das grüne Muotta-Thal und gewährte dem Auge Einsicht bis zu den weißen Mauerlinien von Schwyz, und höher hinauf starrten aus den sie umspülenden Wellen die beiden Mythen schwarzbraun und drohend empor. In schimmernden Farbenreflexen brach sich die Sonne auf dem smaragdenen Element, in das die steil aufsteigenden Gehänge hüben und drüben finsteren Schlagschatten warfen. Wo sich einmal die Ufer öffneten, fiel strahlender Lichtglanz weit über den See, und man sah dann in der Ferne himmelhoch ansteigende Berge, schneebedeckte Firnen und nebelumwallte Felskuppen.

Bei Treib, gegenüber von Brunnen, legte das Boot

an. Man stieg aus, um den Weg durch die melancholischen Waldpartien nach dem Seelisberge zu Wagen zurückzulegen und von dort weiter zu Fuß nach dem Rütli zu pilgern.

Die Kommerzienräthin stöhnte schon jetzt. Sie fühle sich wie zerschlagen, behauptete sie, sie habe während der Bootfahrt einen heimlichen Anfall von Seekrankheit bekommen. Außerdem beunruhige sie das Befinden ihres zurückgebliebenen Gatten, sie mache sich Vorwürfe, daß sie ihm nicht doch noch Kamillentheeumschläge gemacht habe. Er sei ein so leichtsinniger Mann, wenn es sich um das Wohl oder Wehe seiner eigenen Person handle.

Die Anderen suchten die Räthin zu trösten, so gut es ging, und Elimar lief eiligst in das Wirthshaus am Wege, um mit einem Cognac als Präservativ gegen etwaig sich wiederholende Seekrankheitsanfälle zurückzukehren. Das half denn auch. Frischeren Muthes kletterte Frau Therese zu Lucia und Frau v. Sporken auf den Wagen hinauf, Waldau schwang sich neben den Kutscher auf den Bocksitz, und dann rief der französisch gebildete Rosselenker mit nordschweizerischem Accent: „en avant!“ — Fort ging's nun in schlankem Trabe die Landstraße hinauf.

War der Weg schon entzückend, wie er sich in hundert Kurven und Wendungen zur Höhe zog, so war dies doch noch nichts im Vergleich zu dem wundersamen Rundblick, der sich den Reisenden oben in Seelisberg bot. Von dem Balkon des Hotels aus, auf dem die Touristen sich einige Erfrischungen hatten serviren lassen, sah man hinab auf ein Panorama von herrlichster Schöne. Tief

unten leuchtete aus Felsenschluchten das Wasser des Urner See's herauf. Die Segelboote nahmen wie winzige Schwäne sich aus, und die weißen Rauchwölkchen der vorüberziehenden Dampfer flatterten wie Möven darüber hin. Vor sich hatte man das rauschende Grün des Waldbaches, und weiter und weiter verlor sich der Blick auf die Ausläufer des Rigi mit Städten und Dörfern darauf, auf die Mythen, die Frohnalp und den Axenstein, nach rechts auf die Klüfte des Rophaim und die Schneemulden des Uri-Rothstocks und auf die Gehänge der beiden Bauen. Schneeweiß und hellgrün, brandroth und tiefbraun, smaragden und azurblau, gähnend schwarz und mattgelb — alle diese Farben schmolzen zusammen, wie sie die göttliche Malerhand auf die Palette der Natur geworfen.

Die Räthin war die Einzige, die wenig Genuß empfand im Anblick der sich darbietenden Reize. Sie war ermüdet und hielt das Taschentuch vor die Augen, weil die Farbengluth ringsum sie blendete. Sie fühlte auch etwas wie Kopfschmerz in der linken Schläfe und wies fast mit Entrüstung den Vorschlag Waldau's zurück, sich bald auf den Weg nach der Rütliwiese zu machen, ehe die heißere Nachmittagssonne die kleine Tour noch anstrengender gestalte. Dagegen ließ sich nichts sagen. Auch Frau v. Sporken schien ein wenig ermattet, und so blieben Lucia und Elimar als die Einzigen übrig, die nicht die Gelegenheit versäumen wollten, den Ort zu besichtigen, an den Poesie und Sage so unvergeßbare Erinnerungen geknüpft hatten.

„Der Weg ist kurz, gnädiges Fräulein," sagte Wal-

dau, zu Lucia gewandt, „und lohnend nach jeder Richtung hin. Sie würden etwas verlieren, wollten Sie nicht dieser schönsten Parthie am Urner See einen Besuch abstatten."

Lucia schwieg einige Minuten; sie warf einen raschen, fragenden Blick auf Frau v. Sporken und entgegnete dann hastig, als schäme sie sich, daß sie den Fragenden so lange auf die Antwort hatte warten lassen: „Sicher, Sie haben Recht, Herr Waldau! Tante und die Frau Räthin ruhen sich aus, indeß wir den Spaziergang zum Rütli unternehmen." Sie schaute noch einmal über die blühende Landschaft ringsum und warf dann einen forschenden Blick zum Himmel. „Hoffentlich wird die dunkle Wolke dort drüben sich gnädiglich über unseren Häuptern vertheilen," fuhr sie scherzend fort, „es wäre doch unangenehm, wollte uns ein Regenguß überraschen."

Die Räthin suchte ihr Augenglas hervor, beobachtete das grauschwarze Wölkchen im Westen und sprach allerlei Befürchtungen aus. Dem Föhn, der in dieser Gegend hausen solle, sei nicht recht zu trauen, er käme plötzlich und mit der Heftigkeit eines echten Gebirgssturmes, da müsse man vorsichtig sein. Man solle sich ihren Gatten und seine Zahnschmerzen zum warnenden Exempel nehmen.

Lucia lächelte über die Besorgniß der umsichtigen Dame, und Elimar hatte zehn Gründe gegen die Berechtigung eines Sturmes bei dem hohen Barometerstande. Zur größeren Vorsicht aber warf Lucia noch ein Tuch über die Schultern, dann empfahlen sich die Beiden und traten ihre Promenade an.

Sie schritten rüstig fürbaß, nebeneinander, und die Leute, die ihnen begegneten, blieben stehen und schauten ihnen nach und freuten sich über das hübsche Paar, über den schlanken blonden Jüngling und die graziöse Mädchengestalt mit dem blitzenden schwarzen Auge. Sie sprachen zuerst kein Wort zusammen, und doch gab's Manches, was sie gegenseitig so gern sich anvertraut hätten.

Lucia war plötzlich bange geworden. Ein heimliches Gefühl von Angst hatte sie beschlichen, es war die Furcht, allein zu sein im grünen Walde, auf der seeüberragenden Höhe mit dem Manne, der sie liebte. Er liebte sie, Lucia wußte das längst! ...

Doch auch das Herz Elimar's klopfte wie in bänglicher Angst. Als sie die ersten Baumreihen hinter sich hatten, als sie hineingetreten in den Waldesdom, wo der Wind in den Blättern rauschte, da war unwiderstehlich eine traumhaft süße Sehnsucht in seine Brust gezogen. Unmöglich wär's ihm gewesen, eines jener faden Gespräche zu beginnen, wie sie moderne Unterhaltungen meist einzuleiten pflegen; aufschreien hätte er mögen, oder wortlos niedersinken zum Gebete um Liebe.

Außer dem Geflüster des Windes und dem Gesang der Vögel ließ nichts sich ringsum hören. Elimar war es, als vernehme er das Rascheln der Gräser, die unter der schmalen Sohle Lucia's sich beugten. Das Rauschen ihres dunklen Kleides klang wie Musik an sein Ohr, jede ihrer Bewegungen fühlte er mit. Sie hatte die Augen zu Boden geheftet und sah nachdenklich aus — an wen dachte sie wohl, und an was?

Es gibt einen Paroxysmus der Liebe, der nicht immer in der gesteigerten Leidenschaft der Sinne seinen Ausgangspunkt findet, eine Art Verzückung, die ganz und gar Idealismus ist und Schwärmerei. So war es bei Elimar. Der Athem des Windes, der seine Wange fächelte, rief ihm zu: „Liebe sie, liebe sie!“ Der Vogel am Zweige rief's, durch das Rauschen der Blätter klang's ihm entgegen und auf dem Stück blauen Himmels, das durch die Baumwipfel lugte, stand es geschrieben: „Liebe sie, liebe sie!“ Und „liebe sie, liebe sie!“ pochte auch sein eigenes Herz, und doch fand die Lippe nicht den Muth, dies „ich liebe Dich!“ auszusprechen.

Lauter und jubelnder Gesang aus frischen Männerkehlen schallte den Wandernden entgegen. Um die Krümmung des Weges, der hier tiefer herabstieg und plötzlicher, bogen drei junge Leute, untergefaßt, den Hut im Nacken, und die Gesichter fröhlich geröthet. Sie sangen allerlei Volkslieder: „Jetzt gang i an's Brünnele,“ und „Muß i denn“ und noch andere, und im Echo tönte es wieder vom Norden herüber.

Die lustigen Burschen weckten Elimar aus seinen Phantasien. Nun auf einmal merkte er, ein wie schweigsamer, uninteressanter Begleiter er gewesen war. Was mußte seine Nachbarin denken, daß er ihr anscheinend so wenig Aufmerksamkeit gewidmet hatte. So wenig? — O Gott, ob sie wohl ahnte, daß jeder Gedanke sich mit ihr und ganz allein nur mit ihr beschäftigt hatte?

Elimar fand rasch den Ton gleichgiltiger Unterhaltung wieder, ward's ihm auch schwer. Er plauderte über Dieses

und Jenes und wunderte sich nicht einmal, daß auch Lucia einsilbiger geworden war und schweigsamer.

So kam man hinab zur Rütliwiese, und nun ging das Gespräch zu klassischen Erinnerungen über. Lucia trank von dem heiligen Wasser der drei Quellen und ging dann an den Strand, um hinüber zu schauen zur Tell's-Platte, wo der heldenhafte Schütz der Mythe nach den Schergen des Landvogtes entrann. Dabei bemerkte sie denn, daß die Kommerzienräthin doch Recht gehabt haben könnte mit ihren Wetterbefürchtungen. Die kleine Wolke am Himmel hatte sich bedenklich vergrößert, die grünen Wellen des See's waren stahlgrau geworden und zeigten weiße Kronen, und scharf blies der Wind und fing sich leise schluchzend in den eingesprengten Uferfelsen.

„Das ist der Föhn," meinte Lucia, und lächelnd begann sie zu deklamiren:

„— — — Wenn der Sturm
In dieser Wasserkluft sich erst verfangen,
Dann rast er um sich mit des Raubthiers Angst,
Das an des Gitters Eisenstäbe schlägt!
Die Pforte sucht er heulend sich vergebens:
Denn ringsum schränken ihn die Felsen ein,
Die himmelhoch den ganzen Paß vermauern!..."

„Wie Sie vertraut sind mit unseren Klassikern, gnädiges Fräulein!" scherzte Waldau. „Ich habe zwar auch meinen Schiller gelesen, in Sekunda und Prima sogar den Tell-Monolog und Attinghausen's ‚seid einig, einig, einig!' deklamiren können, aber ich fürchte doch, man würde vergeblich bei mir anklopfen, sollte ich so fehlerfrei Citate

wiedergeben, wie Sie! Wenn der Sturm, der ‚in der Waſſerkluft ſich hat verfangen', nun freilich auch nicht gerade drohend erſcheint, jedenfalls nicht ernſtlich zu fürchten iſt, möchte ich doch rathen, daß wir an die Umkehr denken. Einen Wagen bekommen wir von hier aus nicht, und der Rückweg iſt ſteil."

Lucia war einverſtanden, man trat die Heimkehr an. Aber Elimar war kein Meteorologe; „ganz plötzlich und mit der Heftigkeit eines echten Gebirgsſturms", ſo wie es Frau Dreyfuß prophezeit hatte, erwachte der Föhn. Lucia und Elimar waren mitten im Walde, als ſie es auf einmal über ſich brauſen hörten — brauſen, ſo laut und ſo dumpf und gewaltig, wie nahes Ungewitter. Die Wipfel beugten ſich unter der Macht des Windes und ſchnellten pfeilgeſchwind wieder empor, ein Regen von Blättern rauſchte herab. Dabei war es mit einem Schlage dunkel geworden; ſtatt des blauen Azurs, der bisher durch das Geäſte geſchaut hatte, hingen ſchwefelgelbe und tiefgraue Wolkenſchleppen dicht auf die Baumkronen herab. Es ſtöhnte und ächzte in der Luft; einen Augenblick hindurch blieb es wieder todtenſtill, dann kam ein erneuter Windſtoß — und nun ging es fort, Stoß auf Stoß, in gewaltigem Wehen, daß die Aeſte knackten und die Stämme knarrend ſich wanden.

Lucia hatte ſich hinter eine rieſige Buche geflüchtet, die ſie umklammert hielt. Der Wind riß an ihren Kleidern und drohte ſie umzuwerfen. Zeitweiſe fielen bereits dicke und ſchwere Regentropfen; ſie fühlte ſie auf ihrem bloßen Kopfe, von dem das Hütchen herabgefallen war.

„Schlingen Sie das Tuch um Ihr Haupt, gnädiges Fräulein," sagte Elimar, der sich in dem Wüthen des Sturmes auch nur mit Mühe aufrecht zu halten vermochte; „der Guß muß sofort beginnen, hier können wir nicht bleiben! Stützen Sie sich auf mich, wir wollen versuchen, den Felsüberhang zu erreichen, an dem wir vorhin den drei singenden Burschen begegneten. Dort finden wir Schutz vor Sturm und Regen und können die Sonne abwarten!"

Lucia that, wie ihr geheißen war; sie legte ihren Arm in den Waldau's und sie fühlte wohl, wie fest ihn dieser an sich preßte.

Langsam ging es vorwärts, aber der Weg war steil und mit kleinen Felssplittern übersäet, und der Wind umbrauste nach wie vor die beiden einsamen Menschen. Plötzlich stieß Lucia einen leisen Schmerzensschrei aus und sank in die Kniee.

„Um Gottes willen, Fräulein Lucia, was ist Ihnen?" und Elimar beugte sich herab, die Gestürzte aufzurichten.

Das junge Mädchen versuchte zu lächeln, aber es gelang ihr nicht recht.

„Wir haben Unglück," flüsterte sie, „ich trat unvorsichtig auf und schlug mit dem Fuße um, doch es wird wieder gehen, versuchen wir es!"

Nein, es ging nicht! Drei Schritte — dann blieb Lucia von Neuem stehen und lehnte sich fester an Elimar's Schulter.

„Wir müssen uns setzen," sagte sie, „der Schmerz ist zu groß, ich kann nicht weiter!"

Und gerade, da sie dies sprach, begann der Regen. Mit einem Schlage trat Windstille ein, dafür rauschte und plätscherte es durch das Blattwerk hindurch, als sei eine neue Sintfluth im Anzuge.

„Es ist unmöglich, an dieser Stelle zu bleiben," sagte Elimar, „Sie würden total durchnäßt werden, das geht nicht! In drei Minuten haben wir die Wegwende erreicht, und dort finden wir Schutz unter dem Felsen. Noth kennt kein Gebot, Fräulein Lucia, ich werde Sie tragen!"

Er löste sein Plaid von der Schulter und schlang es quer über den Rücken des Mädchens, das willenlos Alles mit sich geschehen ließ. Dann hob Elimar die leichte Bürde empor und eilte vorwärts. Er beugte dabei den Oberkörper nach vorn, damit die Regentropfen ihn trafen, nicht die, die er trug. Er drückte sie fest an seine Brust, in der ein hoffnungsseliges Herz klopfte und hämmerte — fest, ganz fest...!

Die Wegwende war erreicht. Dicht an der Straße stieg hier der Felsen in barocker Gestaltung derart auf, daß er ein breites Dach in doppelter Menschenhöhe halb über den Pfad hinüberschob. Darunter grünte das Gras und hatte die fürsorgliche Natur einige Blöcke geschoben, die bequem als Ruhesitze dienen konnten.

Elimar ließ seine süße Last vorsichtig auf einen dieser steinernen Sessel nieder. Sein Ritterdienst war glänzend gelungen, der Regen hatte Lucia nur wenig getroffen, sie war fast trocken geblieben.

„Schmerzt Sie der Fuß noch?" fragte Elimar, „darf ich mich Ihnen als Arzt anbieten?"

Lucia erröthete und winkte dankend ab. Waldau aber hatte ſich bereits niedergelaſſen, ein bittender Blick traf das Mädchen.

„Wozu unnöthiges Weh,“ ſagte er, und ſeine Stimme bebte; „ich weiß, wie peinigend eine umgeſchlagene Sehne wirkt, und es läßt ſo leicht ſich helfen!“

Lucia duldete, daß Climar das zierliche Füßchen ergriff, die Bänder des; der Mode nach nur niedrigen Schuhes löste und ihn vom Ballen ſtreifte. Dann ſtrich er mit der glatten Hand erſt leiſe, dann ſtärker über den Strumpf zwiſchen Knöchel und Sohle. Wieder ſtieß Lucia einen leichten Schrei des Schmerzes aus; ſie war bleich geworden und hatte die Augen geſchloſſen. Nun zog ſie haſtig den Fuß zurück...

„Ich danke Ihnen, Herr Waldau,“ flüſterte ſie, „der Schmerz iſt vorüber, ich kann jetzt wieder ganz gut auftreten, ſehen Sie nur!“

Und ſie preßte das Füßchen auf die raſige Erde und erhob ſich. Climar aber erhob ſich nicht mit; er blieb auf den Knieen liegen und ſtreckte die Arme empor. Sein hübſches dunkelblaues Auge ſchaute in tiefer, inniger Liebe zu ihr auf, und er nannte leiſe, mit heißer Sehnſucht im Ton, ihren Namen.

„Lucia!“ —

Sie wurde noch bleicher als vordem, ein leiſes Zittern ging durch ihren ſchlanken Körper, ſie wußte jetzt, daß die Stunde gekommen ſei, die ſie ſeit lange erwartet, die ſie ſeit lange — gefürchtet hatte.

„Lucia, hören Sie mich an, ich bitte Sie,“ fuhr Cli-

war ſchneller fort; „wir ſind allein, endlich einmal allein, und ich wäre des Lebens nicht werth, wollte ich dieſe Stunde vorübergehen laſſen, ohne mich zu vergewiſſern, ob ich glücklich oder ob — todunglücklich werden ſoll! Ich liebe Sie, Lucia, und wenn es wahr iſt, daß das Ahnungsgefühl im Menſchen das lebendigſte iſt, müſſen Sie es wiſſen, vom erſten Tage an, da ich Sie kennen lernte. Lange und bange Monate hindurch habe ich mein Geheimniß feſt in der Bruſt verſchloſſen, was ſoll ich zögern, zu geſtehen, daß es die Furcht, die bange Furcht war, Ihnen zu ſagen, was mein Herz bewegte! Ich habe gelitten unter dieſer Entſagung — doch länger noch den Zwieſpalt im Herzen und die folternde Ungewißheit mit mir herum zu tragen, das vermag ich nicht! Ich lege mein Schickſal in Ihre Gewalt, Lucia — ich liebe Sie und ich will Sie auf Händen tragen, will Sie glücklich machen, wie ich es kann — antworten Sie: darf ich hoffen?“

Lucia ſtand vor ihm, die Hände über der Bruſt gebeugt — ſtumm. Die Augenlider waren geſenkt, kein Ton in ihren Wangen, ſie hätte einem Marmorbild gleichen können ohne das ſchnelle Heben und Senken des jungfräulichen Buſens.

„Lucia!“ rief Waldau flehend und angſtvoll zugleich, „hören Sie, hören Sie: ich liebe Sie, liebe Sie über Alles, Sie ganz allein! Ich liebe Sie mit jedem Zucken meines Herzens, ich kann nicht mehr leben, wenn ich mein Daſein nicht Ihnen opfern darf! Geben Sie Antwort, Lucia, bitte — o bitte, nur Antwort: ein Ja oder —“

„Nein!“ ſagte Lucia, und ihre Arme fielen ſchlaff

herab, ſie wankte. Mit Anſtrengung raffte ſie ſich zuſammen und trat einen Schritt zurück.

„Stehen Sie auf, Herr Waldau," fuhr ſie fort, „ich habe mit Ihnen zu ſprechen. Ich will ehrlich ſein und offen — o Gott, ſo offen, wie ich es ſein muß, um mir nicht ſagen zu brauchen, daß ich mir das Unglück in's eigene Herz getragen! Von allen Denen, die im Hauſe meines Vaters verkehrten, waren Sie Derjenige, dem ich von jeher das größte Intereſſe entgegengebracht habe, an dem ich den lebhafteſten Antheil nahm. Ich freute mich, wenn ich Sie ſah, wenn ich Ihre ſympathiſche Stimme hörte; ich wußte, Sie waren kein Schmeichler mir gegenüber und freute mich auch, ſagten Sie mir ein lobendes Wort über meine Fortſchritte in der Muſik oder über meine dilettantiſchen Verſuche an der Staffelei. Man hatte mir mitgetheilt, Sie ſeien ein Talent von Bedeutung, ich erfuhr es ſelbſt, daß die Leute Recht hatten, die dies behaupteten. Ich fand Gelegenheit, Ihre Meiſterſchaft als Maler, als Komponiſt, als Klaviervirtuos zu bewundern — aber da begann ich auch, Sie zu bedauern! Es ſind der Gaben viele, ſchöne und edle, mit denen der liebe Gott Sie beſchenkt, und Sie fanden es nicht der Mühe für werth, all' das Gold, das in Ihnen ruht, zu Tage zu fördern. Sie waren kein Mann! Das Intereſſe für Sie ließ mich Manches erfahren, das meinerſeits ſonſt wohl unbeachtet geblieben wäre. Eine lockere Geſellſchaft war Ihr ſteter Verkehr, trübe Exiſtenzen, die Wandervögel und Schmetterlinge unſerer Geſellſchaft. Ich kann ſehr wohl verſtehen, daß Jugendübermuth Leichtſinn

gebiert, aber nur dann ist das möglich, wenn die äußeren Verhältnisse Sorge und Mühe von vornherein ausschließen. Das war bei Ihnen nicht der Fall, da Ihre ganze Jugend den Stempel bitteren Ernstes trug, und deshalb fehlte jedwede Berechtigung für Ihr flottes Leben. Es mag seltsam klingen, widersinnig vielleicht, daß ich, ein junges Mädchen, dem zärtliche Vaterhände stetig die Sorge fern gehalten haben, so strenge urtheilen will; aber ich sagte Ihnen, daß ich ehrlich sein will und — muß. Mein verstorbener Vater hat mich gelehrt, den Charakter der Anderen nicht darnach zu beurtheilen, was sie sprechen, sondern darnach, wie sie leben; das ist kein Weisheitssatz, aber ein praktischer Rath. Ziehen Sie selbst das Facit aus Ihrem bisherigen Leben, Herr Waldau, wie würde das Urtheil ausfallen, das man über Sie zu fällen gezwungen wäre? Werden Sie ein Mann, ein ganzer Mann! So, wie Sie jetzt in der Welt stehen, sind Sie es nicht, so, wie Sie jetzt sich zeigen, sind Sie nur ein schwaches, haltloses Kind, das von dem großen Strome willenlos hin und her gerissen wird und keinen Grund findet unter den Füßen. Werden Sie ein Mann! Stoßen Sie energisch alle die Leute, die in falscher Freundschaft sich Ihnen zu nähern, Sie in ihre Kreise zu ziehen suchen, von sich, zeigen Sie der Welt, welche Fülle von Kraft in Ihnen schlummert — werden Sie ein Mann! Wie leicht muß es Ihnen sein! Sie gehören nicht unter die Dutzendmenschen, unter das Schmarotzervolk, dessen Ideale allein im Genuß liegen. Gott gab Ihnen Alles, ein guter, edler und großer Mensch zu werden, aber Sie hielten Ihr

Pfund vergraben. Gewährt Ihnen das Befriedigung Es kann nicht sein! Einem von Grund aus so groß veranlagten Charakter kann nur das Streben nach Höherem Befriedigung gewähren, nicht das Leben auf dem Niveau der Alltäglichkeit — oder darunter. Werden Sie ein Mann — und sind Sie's geworden, Elimar — Niemand würde sich mehr freuen, würde glücklicher darüber sein, als ich!" —

Wie zerschmettert stand Waldau vor dem jungen Mädchen, dessen Wangen von zartem Roth übergossen waren und dessen Augen leuchteten. Er fühlte sich tief beschämt, beschämt durch die, die er liebte — doppelt beschämt, weil alle die Vorwürfe in ihrer Entgegnung auf seine Frage: Ja oder Nein — Wahrheit waren. „Werden Sie ein Mann!" Kann es etwas Schmerzhafteres geben als diesen Zuruf von Mädchenlippen? Wie schwächlich und würdelos erschien sich Waldau in dieser Stunde, und doch lebte in seinem Herzen noch beseligende Hoffnung. Konnte Lucia so ehrlich, so grausam ehrlich sprechen, wenn ihr Elimar gleichgiltig war? Nein, nein! In diesem „Werde ein Mann!" lag Bitte und Zuversicht und — die Sorge der Liebe zugleich.

Waldau ergriff des Mädchens Rechte und küßte sie.

„Ich danke Ihnen, Fräulein Lucia," entgegnete er mit fester Stimme, „für Ihre offenherzigen Worte; sie sind mir mehr werth, als jede günstiger klingende Umschreibung Ihres Nein. Sie haben mir einen Spiegel vorgehalten, in dem ich zum ersten Male in meinem Leben mich gesehen habe, wie ich bin. Ich vertheidige mich nicht, ich

vermag es nicht. Aber ich bin noch jung genug, um Versprechungen geben und halten zu können, und so schwöre ich Ihnen denn, Fräulein Lucia, in dieser schweren, mich so bitter demüthigenden Stunde, bei Gott dem Allmächtigen und bei meiner eigenen Ehre: ich werde trachten, ein Mann zu werden, ein echter, ganzer Mann! Ich will brechen mit der Vergangenheit, nichts soll mich mehr fesseln an dieses Leben voll Thorheit und weibischer Energielosigkeit! Noch gebe ich nicht alle Hoffnung verloren, Sie zu gewinnen, Lucia — aber jetzt will ich kämpfen um Sie!"

Während Elimar also gesprochen, hatte seine schmächtige Figur sich höher emporgereckt und auf seine Züge trat die Härte des Stolzes. Wie über Nacht die Blüthe sich öffnet zu sonnigem Leben, war urplötzlich in ihm die Mannheit erwacht. Hätte Lucia in diesem Augenblick tief in sein Herz schauen und dort alle die guten Vorsätze lesen können und das felsenharte Vertrauen auf sich selbst, vielleicht hätte sie dann nicht so gewaltsam die Händchen auf die eigene pochende Brust gepreßt und sich zugerufen: Bleib' fest! bleib' fest!

16. Ein Wink von oben.

Der Baron v. Menken saß am Kaffeetische und las die Briefe durch, die mit der Morgenpost eingetroffen waren. Obenauf lag ein Schreiben von der Hand Waldau's, und dies war es, das der Baron zuerst geöffnet hatte.

Elimar schrieb:

„Mein lieber Menken! Es ist zwölf Uhr Nachts, das Licht auf meinem Tische beinahe herabgebrannt, die Feder schrecklich und die Tinte halb eingetrocknet, Sie verzeihen daher, daß ich mich kurz fasse. Vor drei Tagen traf ich hier in Brunnen mit Kommerzienraths, mit Frau v. Sporken und Lucia Hackert zusammen. Der gestrige Nachmittag wird mir ein unvergeßbarer, wird ein entscheidender für mein weiteres Leben sein; er ist's, der mich zwingt, morgen in aller Frühe die Schweiz zu verlassen und nach Berlin zurückzukehren. Bitte, tragen Sie der alten Susanne, sollte Sie dieser Brief noch vor meiner Ankunft erreichen, auf, meine Wohnung in Stand zu setzen. Ich will Berlin vorläufig nicht mehr verlassen, will fleißig arbeiten, um noch zur Winterausstellung mein längst begonnenes Bild „Kerkerwonne" vollenden, um mir in Bälde eine achtbarere Stellung, als ich sie jetzt einnehme, schaffen zu können. Mit dem Schlaraffenleben ist's aus, es ekelt mich an; ich will ein Mann werden! Fragen Sie nicht, woher diese plötzliche Wandlung kommt, aber sind Sie mein Freund, Menken, sind Sie es wirklich, dann unterstützen Sie mich, dann helfen Sie mir, ein Mann zu werden! —

Die Versöhnung zwischen dem Rath und den Dörings scheint hergestellt zu sein. Frau Aenny ist eingetroffen, und spät am Abend langte noch ein Telegramm ihres Gatten aus Göschenen an. „Komme mit Francesco morgen nach Brunnen," war der Inhalt; Francesco ist eine Art Diener Döring's, ein junger Italiener, der unserem Freunde gelegentlich einer Dynamitsprengung im Gotthard-

tunnel das Leben rettete. Ich glaube, die kleine Frau Aenny ist eine gewandte Diplomatin; mir scheint, als habe sie allein den ganzen Versöhnungsakt eingeleitet. Mich sollte es freuen, käme die Einigung endgiltig zu Stande.

Auf Wiedersehen, mein lieber Menken.

Brunnen, 25. Juni 1881.

Ihr Elimar."

Der Brief Waldau's, so knapp gehalten er war, erschreckte Menken. Nicht die plötzliche Abreise des Malers, die er vorläufig noch einem weniger schwerwiegenden Umstande zuschob, als es in Wahrheit der Fall gewesen — aber der Schluß, der Schluß!

Menken las noch einmal aufmerksam die letzten Zeilen Elimar's. Das Telegramm Döring's, die Worte: „Komme mit Francesco", das war's, was ihn im Augenblick am meisten interessirte und worüber er unterließ, die Gründe, welche Elimar zur Rückkehr bewogen haben könnten, näher in's Auge zu fassen. Wer war dieser Francesco? War er identisch mit jenem anderen Francesco, der in dem letzten Gespräch des sterbenden Oberst v. Hackert so oft genannt worden war?

Herr v. Menken legte den Brief Waldau's besonders zur Seite und blätterte dann weiter in dem vor ihm liegenden Stoß Briefschaften. Er brach ein Couvert nach dem anderen auf und ließ sie in den Papierkorb gleiten. Es war uninteressante Lektüre nach diesem ersten Brief: Einladungen, Betteleien, Zuschriften von Freunden, Mittheilungen über die Frühlingsmeetings in Breslau, über das Preisschliefen junger Dachshunde in Schöneberg und

dergleichen mehr. Ganz zuletzt kamen die neuesten Journale an die Reihe, und unter diesen fand Menken auch die jüngste Nummer der Zeitung, an welcher Rahlow Mitarbeiter war.

Der Baron pflegte das Blatt immer nur flüchtig zu durchblättern; diesmal erregte aber unter dem sogenannten „Lokalen" ein Artikel seine ganze Aufmerksamkeit, und dies um so mehr, weil der Inhalt des Artikels wunderlicher Weise fast einer Fortsetzung des Ideenganges glich, welcher den Schluß des Briefes Waldau's in Menken hervorgerufen hatte.

„+ Eine im höchsten Grade sensationelle Affaire" — so begann die Mittheilung — „dürfte voraussichtlich schon in nächster Zeit unsere Gerichte und damit gleichzeitig die besten Kreise unserer Gesellschaft beschäftigen. Trotzdem wir durch jene zahllosen Fäden, die von unseren Redaktionstischen aus ein riesiges Verbindungsnetz nicht nur bis über die Mauern der Hauptstadt, sondern über ganz Europa und darüber hinaus spannen, auf das Detaillirteste in diese geheimnißvolle und in ihrer Art einzig dastehende seltsame Geschichte eingeweiht sind, können wir uns aus nicht näher zu erörternden Gründen für heute nur auf einige allgemeinere Angaben einlassen. Wir dürfen indessen unseren Lesern versichern, daß gerade in der beregten Angelegenheit eine von uns dirigirte kleine Armee gewandter Spezialberichterstatter unabläßig auf den Beinen ist und uns stetig auf dem Laufenden erhält, so daß wir seiner Zeit im Stande sein werden, ein in jeder Linie getreues Bild der sonderbaren Komödie, deren letzter

Akt bevorsteht, geben zu können. Es handelt sich im großen Ganzen um eine Erbschleicherei, deren Objekt Millionen sind; die fein gesponnene und doch so düstere Intrigue gewinnt aber dadurch an tragischer Lebendigkeit, daß ihr Haupthelb nicht etwa ein in Sünden ergrauter Verbrecher, sondern — man staune! — ein junges, bildschönes Mädchen ist, das bisher unter der falschen Flagge einer Offizierstochter eine hochgeachtete Stellung in unserer guten Gesellschaft einnahm. Als einen ihrer intimsten Verbündeten nennt man einen liederlichen Künstler, der trotz seiner finanziellen und moralischen Gesunkenheit es wie die Erstgenannte verstanden hat, sich in den besseren Gesellschaftskreisen einzubürgern. Wer freilich unsere sogenannte „gute" Gesellschaft kennt . . ."

Und nun schloß der Artikel mit einem fulminanten Angriff auf Alles, was sich dieser „guten Gesellschaft" zuzuzählen wagte, und mit einer glänzenden Verherrlichung der „ehrlichen Arbeit".

Menken ließ das Zeitungsblatt sinken. Wie ein Keulenschlag war es plötzlich auf sein Haupt gefallen, es schwirrte ihm vor den Augen, und aus dem blutrothen Meere, das da auf und nieder tanzte, erhob sich eine ernste bleiche Gestalt und rief ihm mahnend zu: „Denke an Saint-Estain und hüte mein Kind!" —

Der Baron sprang empor und schritt erregt im Zimmer auf und nieder. Erst allmählig gelang es ihm, seine Gedanken wieder zu sammeln, Herr seiner selbst zu werden. Er war keinen Augenblick darüber in Zweifel, was der Artikelschreiber mit seinen mystischen Andeutungen gemeint

hatte; die Mittheilung trug keine Autorenchiffre, aber Menken kannte den ſchwülſtigen Styl, dieſe Tiraden und Phraſen: das war Rahlow's Feder! Vielleicht, ja wahrſcheinlich hatte er diesmal mit Abſicht das verrätheriſche „r" vor der erſten Zeile fortgelaſſen — dennoch war ſeine Schreibweiſe unverkennbar.

Menken begann ſchärfer nachzudenken. Er ſagte ſich, daß er dem Artikel wohl kaum eine größere Beachtung geſchenkt haben würde, hätten ihn nicht vor der Lektüre deſſelben bereits die Schlußzeilen des Briefes Waldau's ſtutzig gemacht. Noch wußte er nicht gewiß, ob der angebliche Lebensretter Hans Döring's identiſch war mit jenem Francesco, den er fürchtete — im Intereſſe einer Anderen. Er wußte es nicht, aber er ahnte es, und ſein Ahnungsgefühl täuſchte ihn ſelten. Zudem lag der Gedanke gar nicht einmal ſo fern, daß Francesco Boccani durch eine Kette von Zufälligkeiten und Abſichtlichkeiten der Diener Döring's geworden ſei, vielleicht nur, um dadurch in die unmittelbare Nähe derer zu kommen, denen ſeine Pläne galten. Nach dieſem Gedankenſchluſſe ſchien es freilich nicht nur möglich, ſondern geradezu gewiß, daß Francesco, den Menken aus den hinterlaſſenen Papieren des Oberſten v. Hackert als einen raffinirt verſchlagenen Burſchen kannte, von Berlin aus inſtruirt und geleitet wurde. Wer aber war es, der hier in Berlin außer ihm, dem Baron Menken ſelbſt, eine Ahnung hatte von dem Geheimniß des verſtorbenen Oberſten?

Rahlow!? —

Menken ſtudirte wieder und immer wieder den Jour-

nalartikel, für dessen Verfasser er den Reporter hielt. So ungeschickt großsprecherisch dieser Artikel einerseits abgefaßt war, der Hinweis auf die in Sicht stehende Skandalaffaire mußte das Publikum aufmerksam machen, seine Neugierde reizen. Es war zweifellos, daß die Notiz nur ein Vorläufer zu einer ganzen Serie „pikanter Enthüllungen" sein sollte. Daß diese Enthüllungen aber in Beziehung standen zu den Familienverhältnissen des Obersten v. Hackert, schien Menken wiederum aus dem Worte „Erbschleicherei" und aus der Hindeutung auf einen „liederlichen Künstler" hervorzugehen. Rahlow war jedenfalls nur ein Werkzeug in der Hand eines Anderen und hatte das, was er von diesem über die Hackert'sche Angelegenheit gehört, in seiner Weise wiedergegeben, das heißt mit Zuhilfenahme seiner Phantasie. Rahlow war nebenbei ein Todfeind Elimar Waldau's und wußte, daß dieser der Heldin seiner „im höchsten Grade sensationellen Affaire" lange den Hof gemacht hatte, und so konnte auch dem „liederlichen Künstler" rasch ein Seitenhieb versetzt werden.

Das Schlußresultat der Ueberlegungen und Kombinationen Menken's war folgendes: Francesco Boccani, für den nach dem Tode des Obersten v. Hackert die Einnahmequelle versiegt ist, versucht mit stärkeren Mitteln nunmehr gegen die Erbin des Verstorbenen vorzugehen, und hat sich deshalb in Berlin Anknüpfungspunkte geschaffen. Den einen dieser Anknüpfungspunkte bildet Rahlow.

Menken drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel dicht neben der Thüre.

Digitized by Google

„Wir fahren aus, Janiſch," ſagte er zu dem eintretenden Diener, „Du begleiteſt mich!"

Zehn Minuten ſpäter ſtand das Cab des Barons mit den beiden Falben vor der Thüre. Janiſch und der Kutſcher ſprangen auf den hinteren Sitz, vom vorderen aus lenkte Menken ſelbſt.

Er fuhr nach dem alten Kriminalgericht auf dem Molkenmarkt, hielt jedoch ſchon an der Gertraudtenbrücke und ging von hier aus zu Fuß.

Im Quadrathofe des verwitterten, zerfallenen und ſchmutzigen Gebäudes fragte er einen Schutzmann nach dem Bureau des Kriminalkommiſſärs v. Hölgen. Er wurde in einen Seitenflügel verwieſen und fand hier den Geſuchten in einer engen Zelle, deren Wände aus Aktenfaszikeln erbaut zu ſein ſchienen.

Herr v. Hölgen begrüßte den Eintretenden freundſchaftlichſt. Die Beiden kannten ſich noch aus dem Feldzuge her, waren auch ſonſt häufiger zuſammengetroffen und ſchätzten ſich gegenſeitig. Der Kommiſſär warf einen Stoß Papiere in blauen Pappdeckeln von dem einzigen im Zimmer befindlichen Schemel — er ſelbſt arbeitete ſtehend am Pulte — und nöthigte Menken, Platz zu nehmen.

Der Baron dankte. „Ich will Sie nicht aufhalten," replicirte er, „ich weiß, wie beſchäftigt Sie ſind. Mein Anliegen iſt bald abgemacht, es betrifft nur die Beantwortung einer Frage. Haben Sie die heutigen Zeitungen ſchon geleſen?"

Hölgen nickte lächelnd.

„Nach dieſer Frage weiß ich bereits, was Sie zu mir

führt," entgegnete er, „der Artikel, welcher die Ueberschrift trägt: ‚Eine im höchsten Grade sensationelle Affaire' — nicht wahr?"

„Ich bewundere Ihren Scharfsinn, Sie haben Recht! Können Sie mir vielleicht auch schon den Autor dieses Artikels nennen?"

„Auch das. Ein Redaktionsmitglied jener Zeitung — Rahlow mit Namen — ist der Verfasser; ich erfuhr es soeben durch den offiziösen Reporter des Polizeibureau's. Da Sie übrigens gerade bei mir sind, Herr v. Menken, lassen Sie sich einen Rath geben: halten Sie die hinterlassenen Papiere des Obersten v. Hackert in sorgfältigster Obhut, man hat Interesse daran, Ihnen dieselben zu stehlen. Seit jener Nacht, in welcher Sie diese Papiere zu guten Zwecken aus dem Arnheim des Verstorbenen eskamotirten, sind die Widersacher der jungen Dame äußerst thätig gewesen. Da Sie mich vollkommen in die Sachlage eingeweiht hatten, interessirte ich mich dafür und verfolgte die einzelnen Fäden, die mir durch die Finger liefen. Ich habe eigenthümliche Entdeckungen gemacht."

Menken schaute aufmerksam in das stets lächelnde Gesicht des Kriminalisten.

„Darf ich nicht hören, welche?" fragte der Baron. „Sie kennen meine Stellung zu der ganzen Angelegenheit, wissen auch, daß ich einst Diplomat war. Diplomat und Kriminalist — ist's nicht dasselbe? Sie können mir vertrauen, Herr v. Hölgen, ich werde vorsichtig sein."

„Ich bin davon überzeugt, Herr v. Menken, und ich stehe auch nicht an, Ihnen das, was ich erfahren habe,

Digitized by Google

mitzutheilen. Wir haben den Urheber jener anonymen Denunziation, die kurze Zeit nach dem Schein-Diebstahl beim Obersten einlief, entdeckt. Sie entsinnen sich, daß in derselben behauptet wurde, der Oberst habe wichtige Familienpapiere in seinem Arnheim verborgen gehalten ..."

„Gewiß, gewiß, ich erinnere mich! Es war die Wahrheit, der Denunziant muß mit dem Geheimniß der Geburt Fräulein v. Hackert's vertraut gewesen sein."

„Es ist anzunehmen. Nun also — die beregte Denunziationsschrift war an meine persönliche Adresse gerichtet und mir durch einen Dienstmann überbracht worden. Der anonyme Verfasser schien sich mit dem Erfolg, respektive Nichterfolg dieses ersten Schreibens aber nicht zufrieden zu geben, denn etwa zehn Tage später erhielt ich ein zweites Scriptum, in dem noch entschiedener als vorher die Behauptung aufgestellt wurde, aus dem Nachlasse des Obersten seien Familiendokumente von hervorragendem Werthe geraubt worden. Die Handschrift dieser zweiten Denunziation war die gleiche, wie die der ersten, auch der überbringende Dienstmann war derselbe. Diesmal entließ ich den Burschen nicht ohne Weiteres, ich inquirirte ein wenig. Der Mann sagte mir, sein Standplatz sei an der Charlottenstraßenecke vor dem Hotel de Rome; er vermuthe, daß der Herr, welcher ihm die beiden Schreiben zur Besorgung übergeben, in dem genannten Hotel logiere, denn er gehe fast täglich an ihm vorüber. Im Uebrigen glaubte der Dienstmann, daß ihn sein Auftraggeber, als er ihn zum zweiten Male den gleichen Weg schickte, nicht wiedererkannt habe. Nun war es

einfach, die Persönlichkeit des Herrn Anonymus festzustellen. Ein Kriminalpolizist postirte sich einen Vormittag hindurch neben den Dienstmann vor dem Hotel de Rome und beobachtete die Passanten; als einer der Ersten, die am frühen Morgen das Hotel verließen, wurde von unserem Gewährsmann der Denunziant erkannt. Der Polizist — natürlich in Civil gekleidet — stürzte eiligst zum Portier des Hotels, präsentirte ihm eine der Sache geopferte Cigarrentasche und behauptete, der Herr, der soeben aus dem Portal getreten sei, um sich vor demselben in eine Droschke zu setzen, habe dieselbe verloren; er bäte um Namen und Adresse desselben, denn er beanspruche Finderlohn. Den letzteren erhielt er nun freilich nicht, wohl aber erfuhr er, wie der geheimnißvolle Fremde sich nannte."

Menken horchte auf. „Und wie?" fragte er.

Hölgen blätterte in einem dicken Folianten nach. „Einen Augenblick — ah, da ist der Name! Giulio Cadama, Sprachlehrer aus Rom, vom 16. Februar bis zum 23. März wohnhaft Hotel de Rome, dann Chambre-garnie Dorotheenstraße 287."

Herr v. Menken schlug sich vor die Stirne. Hatte er nicht durch Dreyfuß gehört, daß ein Italiener dieses — ja, dieses Namens in den Gesellschaften der Hilgersdorf verkehrte?

„Ich habe den Mann einige Wochen hindurch beobachten lassen," fuhr der Kriminalkommissär fort, „sein Benehmen war jedoch ein durchaus unverdächtiges — unverdächtig," und Herr v. Hölgen lächelte wieder, „natürlich nur in polizeilichem Sinne! Er ist übrigens zu öfterem auch

mit jenem Herrn Rahlow, deſſen Namen uns hier am Molkenmarkt wohl bekannt, im Verkehre geſehen worden, ſo iſt alſo der Urſprung des heutigen Artikelchens leicht erklärbar! Für Sie, beſter Baron, reſpektive für Ihre Sache ſcheint mir dieſer Signor Cadama ein gefährlicher Mineur zu ſein, wir aber können ihm vorläufig nichts anhaben, ebenſo wie wir ſtillſchweigend die pikanten Enthüllungen Rahlow's dulden müſſen, ſo lange dieſelben nicht gegen das Preßgeſetz verſtoßen ... Kann ich Ihnen aber ſonſt irgendwie gefällig ſein, lieber Herr v. Menken, ſtehe ich Ihnen natürlich gern zur Verfügung; intereſſire ich mich doch auch auf das Lebhafteſte für Ihre ſchöne Klientin! Iſt denn die Buſennadel — es war ja wohl eine Perle in einer Greifenklaue — die Sie bei der etwas gewagten Eskamotage der Dokumente verloren und durch die Sie eine Entdeckung fürchteten, gefunden worden?"

„Bis jetzt nicht, und das beruhigt mich einigermaßen. Wahrſcheinlich iſt mir die Nadel bei irgend einer anderen Gelegenheit abhanden gekommen ... Aber ich halte Sie bereits zu lange auf, Herr v. Hölgen; haben Sie beſten Dank für Ihre Mittheilungen und ſeien Sie einer diskreten Verwerthung derſelben meinerſeits gewiß. Und nicht wahr, Sie telegraphiren mir, falls ſich irgend etwas findet, das für mich von Intereſſe ſein ſollte?"

Der Kommiſſär verſprach es, dann verabſchiedete ſich Menken. Das, was er von Hölgen gehört, war ſeiner ſchärfſten Beachtung werth; Lucia war in Gefahr, und damit mußte auch er wieder auf den Kampfplatz treten.

An der Gertraudtenbrücke ſtieg der Baron in ſeinen

Wagen und fuhr nach der Wohnung Waldau's. Er fand Elimar bereits zu Hause, der Maler war mit dem Morgenzuge eingetroffen. Er stand soeben im Begriffe, einige auf der Reise ausgeführte Skizzen und Aquarelle in seinem Atelier zu placiren, als Menken eintrat.

Der Baron war zu sehr Menschenkenner, um nicht sofort das völlig veränderte Wesen des Malers zu bemerken, dessen Antlitz tiefernst, ohne daß er jedoch niedergeschlagen zu sein schien. Dennoch sprach Menken den Freund mit einem Scherzworte an.

Zehn Minuten später saßen die Beiden auf der Chaiselongue unter einer Wanddraperie von Schildern, Speeren und ostindischen Schleudern. Elimar schüttete sein Herz aus, und Menken bemerkte mit Staunen, wie gefaßt und besonnen Waldau bei seiner Erzählung blieb, derselbe Waldau, dem sonst beim leichtesten Anlaß die Thränen über die Wangen strömten.

Je weiter Elimar sprach, um so tiefer grub sich die Falte um den Mund des Barons, um so mehr versteinte sich sein kluges charaktervolles Gesicht. Sein Herz zuckte bei den leidenschaftlichen Worten des Freundes und blutete in übergroßem Schmerz. Elimar schilderte wahrheitsgetreu die Erlebnisse jenes Spazierganges nach dem Rütli, der ihm die Abweisung Lucia's gebracht hatte. Er zögerte nicht, Menken zu gestehen, daß er trotz dieser Abweisung sich doch noch mit Hoffnungen trage, und er schloß endlich mit der ernsten Versicherung, die Mahnungen der Geliebten treu beherzigen zu wollen. Elimar war Menken trotz mancher kleinen Reibereien, die dann und wann,

Digitized by Google

und zwar immer nur von ihm angeregt, das Freundschaftsverhältniß der Beiden vorübergehend störten, innig zugethan, und es that ihm wohl, sich ihm gegenüber ganz aussprechen zu dürfen.

O hätte er nur gewußt, wie tief diese offene Aussprache den Freund berührte, wie vielen und großen Schmerz sie ihm bereitete! Er würde die Selbstbeherrschung und die edle opferfreudige Uneigennützigkeit, die diesen ebenso seltenen wie seltsamen Charakter auszeichnete, angestaunt und bewundert haben! —

Menken stand auf. Er stand groß und fest vor Elimar, und wie er jetzt seine breite, fast blutlos weiße Hand auf dessen Schulter legte, da hätte ihm Niemand mehr anmerken können, wie schwer es soeben noch in seiner Brust gekämpft hatte.

„Ich habe lange vermieden," begann er, „mit Ihnen über Ihre Liebe zu sprechen, Elimar. Ich that es, weil ich glaubte, die Gluth Ihres Herzens sei nur ein eitel Feuerwerk, das aufrauscht und wieder erlischt. Ich that es, weil ich meinte, Sie liebten Lucia nicht mit der Seele, nicht wahrhaft und edel. Ich hielt Lucia für zu rein und gut für Sie, und darum auch suchte ich in Ihnen die Leidenschaft für dieses Mädchen zu unterdrücken, darum auch zog ich Sie in den Strudel der Gesellschaft hinein, in der Sie vielleicht hätten Ablenkung finden können. Ich hielt Sie für leichtfertiger, als Sie sind, Elimar, ich habe mich getäuscht, vergeben Sie mir! Jeder Mensch kann irren, aber ich will versuchen, gut zu machen, was ich verschuldet habe. Zürnen Sie mir?"

Elimar ergriff die dargebotene Hand und sprang auf.

„Nicht einmal, nein, hundertmal haben Sie mir gezeigt, daß Ihre Freundschaft eine selbstlos wahre ist, Ottokar, wie sollte ich Ihnen da zürnen! Haben Sie mich verkannt, so trug ich selbst ein gut Theil Schuld daran! Lucia hat Recht: ich war kein echter Mann bis heute, und auch Sie belogen sich nicht, wenn Sie vermeinten, Lucia sei zu gut für mich schwachen, energielosen Menschen! Doch nun steh' ich am Scheidewege. Ein Mann will ich werden, Ottokar, und damit werd' ich Lucia mir näher bringen, werd' die Berechtigung erlangen, werben zu dürfen um sie!"

Wie weh es war im Herzen Menken's, das wußte Elimar nicht.

„Sie sprechen wie ein Wackerer," entgegnete der Baron, „handeln Sie auch so, dann werden Sie keine lange Frist brauchen, um am Ziele zu sein! Und handeln, mannhaft handeln thut Noth gerade zu dieser Zeit. Sie lieben Lucia, Elimar — ich glaube es Ihnen. Und eben, weil ich es glaube, kann und muß ich Ihnen das Geheimniß anvertrauen, das sie umgibt, ohne daß sie selbst es weiß. Verschließen auch Sie dieses Geheimniß fest, Elimar, lassen Sie es sich nicht entlocken, wenn es auch scheint, als nütze es kaum noch, dasselbe zu wahren. Lucia darf nicht um dasselbe wissen, so lange wir es zu vertheidigen vermögen, aber die Vertheidigung muß gut geführt werden, denn das arme Mädchen ist von Feinden umgeben — ringsum!"

„Von Feinden? Lucia? Und ich weiß nichts davon?" rief Waldau mit erglühenden Wangen. „Sprechen Sie,

Menken, was ist das Geheimniß, das sie umhüllt, und wer sind die Feinde, die gegen sie kämpfen?“ ...

Draußen klingelte es, die alte Susanne trat ein und meldete, daß Herr v. Hackert den Maler, von dessen Rückkehr er gehört, begrüßen wolle.

„Der Student?“ rief Menken. „Sehen Sie, Elimar, so gibt der Zufall selbst Antwort auf Ihre vorherige Frage. Ich habe Sie immer gewarnt vor dem Umgang mit diesem Verbummelten, denn auch er gehört zu Denen, die Lucia hassen und die jubiliren würden, sänke sie aus ihrer Höhe herab tief, recht tief in den Staub!“ —

Waldau hatte in der letzten Zeit sich nur wenig um den Studiosus v. Hackert gekümmert, seinen Verkehr sogar geflissentlich gemieden, er war daher fast überrascht, als Susanne ihn anmeldete. Woher stammte dies so plötzlich neuerwachte Freundschaftsgefühl des verbummelten Studenten für ihn?

Menken's scharf zersetzender Verstand hatte sofort den richtigen Grund gefunden. Schon lange hatte er den verkommenen Sprößling des alten Adelsgeschlechts mit Mißtrauen beobachtet; nach der Unterredung mit dem Kriminalkommissär aber war er fest überzeugt, daß Hackert zu den Hauptränkeschmieden in der gegen die Erbin des Obersten angesponnenen Intrigue zählte. Er rief sich in das Gedächtniß zurück, was Dreyfuß ihm gelegentlich über den italienischen Sprachlehrer der Frau v. Hilgersdorf erzählt hatte; war dieser Sprachlehrer, dieser Signor Cadama nicht durch den jungen Hackert bei der Generalin eingeführt worden?

Der Student war nur ein brutaler Gegner, kein Diplomat. Er fiel ſogleich mit der Thüre in's Haus, und ſo erſah denn Menken aus ſeinen erſten Worten ſchon die Urſache ſeines Beſuches, erſah auch, daß er ſich in Bezug auf Francesco, den neuen Diener Döring's, und auf die eigenthümliche Verbindung deſſelben mit den Berliner Dirigenten der Erbſchaftsintrigue nicht in ſeinen Ahnungen getäuſcht hatte.

Der Studioſus hatte „irgendwo" und „von irgendwem" gehört, daß Elimar in der Schweiz auch die Dörings beſucht habe, er wolle nun gerne wiſſen, wie es ihnen ergehe. Er habe, ſo fuhr er fort, Döring immer von Herzen gern gehabt und freue ſich darauf, etwas von ihm zu vernehmen. Ob es denn wahr ſei, daß er einmal in Lebensgefahr geſchwebt habe, und wer denn eigentlich ſein Retter geweſen ſei... Alſo Francesco Pedretti heiße der Wackere — hätte eigentlich die Rettungsmedaille verdient, mit der im deutſchen Lande ſo viel Humbug getrieben würde, „ſchwör's Ihnen zu."... Natürlich ſei es ein kurioſer Zufall, daß dieſer italieniſche Jüngling ſeiner Couſine Lucia ſo ähnlich ſehe, ein drolliges Spiel der Natur... Wie es denn ſeiner Couſine ergehe, und ob ſie den ganzen Sommer hindurch in der Schweiz verbleiben wolle, und ob Frau v. Sporken noch immer herumwandle wie eine Silbereſche, grau in grau...

Elimar ſchnitt dem unermüdlichen Schwätzer ſchließlich energiſch das Wort ab. Herr v. Hackert möge entſchuldigen, wandte Waldau ein, aber er ſei ſoeben erſt von der Reiſe zurückgekehrt und fühle ſich ſehr erſchöpft. Unter-

einem Schwall von Redensarten empfahl sich denn auch der Student.

Der Baron v. Menken war am Abend dieses Tages zu einem Gartenfest bei einem ihm bekannten reichen Bankier eingeladen. Da er geschäftlich mit diesem Herrn in Verbindung stand, so konnte er die Einladung nicht gut abschlagen, nahm aber eine günstige Gelegenheit wahr, sich schon gegen zwölf Uhr, noch vor Beendigung des Festes, wieder zu entfernen.

Der Bankier wohnte in einer Villa in der Nähe des zoologischen Gartens, der Wagen Menken's mußte daher, um nach dem Halle'schen Thore zu gelangen, den Weg am Kanal entlang nehmen. Die Uferstraße ist in den Nachtstunden gewöhnlich nur sehr wenig belebt und gerade in ihrem oberen Theile nicht gar selten wohl einmal der Schauplatz eines räuberischen Ueberfalls.

Auch heute hörte der neben dem Kutscher sitzende sehr hellhörige Janisch hinter dem Buschwerk, das die Böschungen des Kanals einfaßt, plötzlich einen lauten, kurzen, sogleich wieder erstickten Hilferuf. Der alte Diener kannte seinen Herrn; der Kutscher mußte sofort halten, Janisch sprang vom Bock und öffnete die Thüre des geschlossenen Wagens.

„Nun, was gibt's? Weshalb haltet Ihr — sind wir schon zu Hause?" fragte Menken und richtete sich aus den Polstern empor.

„Es hat Jemand um Hilfe gerufen, Herr Baron,"

entgegnete Janiſch feſt; „ich glaube, dort unten am Waſſer ermordet man Einen ..."

Im Augenblick war Menken aus dem Wagen.

„Haſt Du Deinen Schlagring, Janiſch?" fragte er.

Der Alte nickte. Er trug dieſes gefährliche Inſtrument beſtändig bei ſich, ſeit man ihn mit ſeinem Herrn einſt bei einer Nachtfahrt durch den Hyde-Park Londons überfallen hatte.

Menken riß dem Kutſcher die Peitſche aus der Hand und nahm ſie ſo, daß er den ſilberumſponnenen Bleiknopf am Griff nöthigenfalls als Waffe gebrauchen konnte.

„Wo ſind die Kerle?"

Janiſch ſchritt, vorſichtig gebückt, bis an den Fußweg, ließ ſich dann auf die Erde nieder und kroch an die Böſchungsumfaſſung heran. Auf dem Raſen des Abhanges, gedeckt durch die Taxushecke, waren zwei Männer damit beſchäftigt, einen Dritten, anſcheinend Ohnmächtigen, auszuplündern. Sie hatten ihm Ueberzieher und Rock vom Leibe geriſſen und unterſuchten die Taſchen; kein Kahn lag auf dem Waſſer, die Banditen glaubten ſich ſo ſicher, daß ſie nicht einmal das Rollen von Menken's Wagen gehört hatten.

Plötzlich rauſchte es im Taxusgebüſch. Zwei dunkle Geſtalten ſprangen über daſſelbe, ein ſchwanker Gegenſtand ſauste durch die Luft ... Aber ſchon waren die beiden Kerle von der drohenden Gefahr unterrichtet; der Lebloſe erhielt einen gewaltigen Fußtritt, daß er wie ein Stück Holz den Abhang hinabkugelte, dann ergriffen die Räuber die Flucht.

Sie hatten sich nicht geirrt in ihrer Voraussetzung, daß die Helfer zunächst Jenem beispringen, ehe sie sich zur Verfolgung anschicken würden. So entkamen die Strolche, indeß Janisch mit einer Geschicklichkeit, die man ihm bei seinen grauen Haaren kaum zugetraut hätte, die Böschung herabsprang und den Besinnungslosen dicht am Rande des Kanals auffing.

„Nach dem Wagen!“ befahl Menken. „Raffe den Rock auf, den Paletot haben die Kerle doch noch mit ausgeführt! Lassen wir ihnen dies Andenken!... So, nun hilf mir den Armen in eine bequeme Lage bringen! Den Teufel, er trägt eine klaffende Wunde an der Stirne — und wonach riecht er denn eigentlich? Das ist Chloroform, ich möchte wetten! Erst haben ihn die Schufte über den Kopf geschlagen, und als er dann noch um Hilfe zu rufen wagte, den Chloroformschwamm unter die Nase gehalten... Nun vorwärts — worauf wartest Du denn noch?“

„Wohin sollen wir, Herr Baron? Nach dem nächsten Polizeibureau oder —“

„Janisch, bist Du nicht klug? Dreißig Jahre in meinen Diensten und kennt mich noch nicht! Auf dem Polizeibureau wird der arme zerschlagene Teufel wahrscheinlich auf die Pritsche gelegt, bis er aufwacht, oder — nicht mehr aufwacht! Da kümmert vielleicht kein Mensch sich um seine Wunde, noch dazu mitten in der Nacht! Nichts da! Nach Hause, und Du holst auf der Stelle den Medicinalrath Wobbser; der kommt, und wenn er selbst im Fieber läge!“

„Herr Baron, ich meinte nur, der Mann sieht mir eigentlich ebensowenig vertrauenerweckend aus, wie die beiden Strolche. Sehen Sie selbst —"

Jetzt wurde Menken ungeduldig.

„Mach', daß Du auf den Bock kommst!" unterbrach er den Alten, aber der saß schon oben, und weiter rollte der Wagen die einsame Uferstraße hinab.

In der Wohnung Menken's wurde der Angefallene seiner Oberkleider entledigt und dann, in Decken gehüllt, auf ein Schlafsopha gelegt. Eigenhändig band der Baron dem Verwundeten eine nasse Kompresse um die Stirne und schritt dann leise zum Nebengemach, um dort den Doktor abzuwarten. Mitten in der Stube stutzte er plötzlich: dort lag eine Brieftasche, die wohl dem Kranken beim Auskleiden aus Rock oder Weste gefallen sein mochte. Gedankenlos hob Menken die Tasche auf, aber er wurde aufmerksam, als er auf dem dunkeln Leder des Einbandes, von Arabesken umgeben und zart in Silber gestochen, einen ihm wohlbekannten Namen las. „Giulio Cadama" stand da...

War das ein Wink des Schicksals?

Das Herz klopfte Menken gewaltig, als er im Nebenzimmer die Tasche öffnete. Wohl fragte er sich, ob er nicht Unrecht thue, das Eigenthum eines Fremden einer Revision zu unterwerfen, aber war jener Fremde nicht sein Feind? Konnte diese schwarze Hülle, die ihm ein glückliches Geschick in den Schoß geworfen, nicht Geschosse bergen, welche eigentlich bestimmt waren, die zu vernichten, welche ihm mehr galt als das eigene Leben?

Menken ſchritt zu der Thüre zurück, die nach dem Gemache führte, in welchem Cadama lag, und ſchob leiſe den Riegel vor. Nun war er ganz allein.

Ein Haufen von Papieren fiel dem Baron aus der Taſche entgegen. In fieberhafter Eile öffnete er eines nach dem anderen und warf es wieder bei Seite. Da war ein Accept, vollzogen durch Herbert v. Hackert, da war auch ein Brief des Studenten, der Menken auf das Vollſtändigſte in ſeiner Anſicht beſtärkte, daß der liederliche Student zu den Leitern der Intrigue gehörte. Da war ein kleines Billet, adreſſirt an „Brutus Caſſius", das nur die drei Worte: „Ich erwarte Sie" enthielt, und das doch dem Suchenden eine neue Perſpektive enthüllte, da es die unverkennbaren großen und eckigen Schriftzüge der Frau v. Hilgersdorf trug. Aber da — aber da! Wie kamen die vergilbten, an ſich bedeutungsloſen Briefe des verſtorbenen Generals, des Gatten der ſchönen Ilona, in die Taſche Cadama's? Was wollte der Italiener mit dieſen unwichtigen Scripturen, dieſen intereſſeleeren Aufzeichnungen des alten Landsknechts? Und was hatten die rothen Striche unter einzelnen Worten, und was die lichtblauen Ränder um jeden Buchſtaben dieſer ſo ausgezeichneten Worte zu bedeuten?

Menken blätterte weiter, er ſchlug einen vierfach gefalteten Foliobogen auseinander — und da war die Löſung des Räthſels!

Auch dieſer Bogen zeigte die Handſchrift des verſtorbenen Generals v. Hilgersdorf, zeigte aber auch in der vorliegenden Form, daß dieſe Handſchrift *gefälſcht* war.

Es mußte eine schwierige, mühevolle Arbeit gewesen sein. Zunächst waren vermittelst Seidenpapier die Worte und Buchstaben, welche der Fälscher nöthig gehabt, aus den verschiedenen Schriften des Generals durchgemalt und dann mit Hilfe von Pauspapier in richtiger Reihenfolge auf den Bogen übertragen worden. Noch sah man die hellazurnen Abdrücke, welche das schwarzblaue Faserpapier auf der weißen Fläche zurückgelassen hatte; auch die Tinte, mit welcher die Schriftstücke umzogen worden, war noch frisch, und die Versuche', mittelst ätzenden Wassers dem Papier an einzelnen Stellen das Gepräge einer durch langes Liegen hervorgerufenen gewissen Schadhaftigkeit zu geben, waren nicht recht gelungen. Man sah auf den ersten Blick, daß dieser Bogen erst eine Probe für die spätere vollendetere Ausführung sein sollte.

Der Inhalt des falschen Dokuments empörte Menken bis auf das Blut; er mußte seine ganze Selbstbeherrschung zusammennehmen, um nicht *den* dort drinnen, den er soeben aus den Händen von Strolchen befreit, wie einen Schulbuben zu züchtigen.

Menken las:

„Gegeben am 17. März 1859 im Dorfe B., Kanton Tessin, in Gegenwart des Rechtskandidaten Giulio Cadama aus Rom.

Ich, der Endesunterzeichnete, bekenne und erkläre hiermit durch meine in Anwesenheit des obengenannten Zeugen gegebene eigenhändige Namensunterschrift, daß die am gestrigen Tage hierselbst von seiner Gemahlin Anna Maria, aus dem Hause v. Wollmitz, geborene Tochter des

Freiherrn Karl v. Hackert-Selchern, eine Stunde nach ihrer Geburt verstorben ist — bekenne ferner, daß die Leiche dieses Kindes an Stelle der um dieselbe Zeit hierselbst geborenen Tochter der Carmella Boccani, Marketenderin bei den Alpenjägern des Freischärlerführers Menotti Garibaldi, gebracht worden ist, und daß mit Einwilligung der genannten Carmella Boccani die Tochter derselben als das rechtmäßige Kind des Freiherrn Karl v. Hackert-Selchern gelten und als solches erzogen werden soll.

Ich erkläre und bescheinige diese Thatsache, weil ich Zeuge derselben gewesen bin, und füge meiner Namensunterschrift einen Siegelabdruck meines Familienwappens bei. Bodo v. Hilgersdorf."

Der Baron starrte wie entgeistert in den bleichen Lichtkreis, den die Lampe zog. Welche Summe von List und Niedertracht war hier nicht aufgewendet worden zum Kampfe gegen ein armes verlassenes Mädchen, gegen ein schutz- und hilfloses Kind! Betrug und Fälschung gehörten zu den geringsten Mitteln, deren sich die Intriganten bedienten, um zum Ziele zu kommen — und zu welchem Ziel! War's doch die Habgier, die schmutzige Habgier allein, die all' diese Menschen zu ihren Sklaven machte und zu Verbrechern stempelte. Die Gier nach dem rothen Golde blendete sie, raunte dem Bruder zu, die eigene Schwester in's Elend zu stoßen, ließ den letzten Sprossen eines alten ruhmreichen Geschlechtes zum Genossen von Spitzbuben werden. Menken hob die Hand und legte sie auf seine fiebernde Stirne. Das rothe Gold! O,

auch er kannte ja die dämoniſche Gewalt dieſes gleißenden Metalls! War nicht auch an ihn einmal die Verſuchung herangetreten, vor Jahren im Schloſſe von Saint-Estain? . . .

Der Baron ſchüttelte den mächtigen Kopf, als wolle er die ſich ihm aufdrängenden Gedanken mit Gewalt abwehren. Fürwahr, jetzt war keine Zeit zu nutzloſen Reflexionen!

Eine Minute lang ſtand er unſchlüſſig. Was ſollte er thun? Die Taſche mit den kompromittirenden Papieren in ſeiner Hand behalten? Vielleicht war es das Beſte, es war ein Gegengift für den Samen des Böſen, den der ſchlafende Schurke dort drinnen auszuſtreuen ſich mühte. Aber würde Cadama nicht Verdacht ſchöpfen, nicht Mißtrauen hegen gegen ihn, den Baron? Die Möglichkeit lag nahe, andererſeits aber konnten ja auch die Strolche die Brieftaſche geraubt haben und damit geflohen ſein!

Ein gurgelnder Ton aus dem Zimmer nebenan machte der Ueberlegung Menken's ein Ende. Raſch ſchob er die Taſche mit ſämmtlichen Papieren darin in ein Schubfach, das er ſorgfältig verſchloß, dann trat er in das Gemach, in dem Cadama ruhte.

Der Verwundete hatte die Augen weit geöffnet und ſtarrte im Zimmer umher.

„Wo bin ich?“ flüſterte er mit leiſe röchelnder Stimme.

Menken trat näher.

„Beruhigen Sie ſich, Herr,“ entgegnete er, „man wollte

Sie anfallen und hat Sie verwundet. Der Zufall führte mich Ihnen zu Hilfe, ein Arzt wird sofort zur Stelle sein."

„Ein Arzt, wozu? Wegen dieser Schramme, diavolo, das ist unnöthig! Bringt mich nach meiner Wohnung, daran liegt mir mehr! Diese schuftigen Banditen — per bacco, man glaubt ja beinahe in unserem gesegneten Italien zu sein! Doch wer sind Sie?"

Das Auge des Fragenden ruhte neugierig auf der vor ihm stehenden hohen Gestalt.

„Der Baron Menken," tönte die Antwort.

„Ah — Herr v. Menken! Welcher Zufall! O, ich habe oft von Ihnen gehört, Herr Baron; mein Name ist Cadama, ich bin italienischer Sprachlehrer und unterrichte als solcher verschiedene Ihrer Bekannten. Nun lerne ich Sie persönlich kennen, und auf welch' abenteuerliche Art! Maledetto! die Wunde schmerzt doch!" Der Italiener schloß für eine Minute die Augen; dann riß er sie plötzlich weit auf, und sein Blick suchte angstvoll nach den auf dem Stuhl liegenden Kleidungsstücken.

„Haben die Burschen mich ausgeplündert?" fragte er; „o bitte, Herr Baron, reichen Sie mir einmal die Weste herüber, nicht den Rock, die Weste — die Weste!"

Und Cadama griff nach dem Kleidungsstücke; dann stieß er einen wilden Fluch aus. Menken wußte, warum. Im Futter der Weste war eine geheime Tasche eingenäht, die wahrscheinlich beim Ringen mit den beiden Strolchen halb aufgerissen worden war. Das Notizbuch, das in dieser Tasche gesteckt hatte, fehlte.

Cadama wüthete und stieß Fluch auf Fluch aus. „O diese Schurken, diese Schurken!“ rief er, „hätten sie nur mein Geld geraubt, es wäre mir gleich gewesen! Aber meine Papiere, meine unersetzbar wichtigen Papiere — helfen Sie, rathen Sie, Herr Baron, wie soll ich meine Papiere wiedererhalten?“

Menken tröstete den Aufgeregten. Man werde die Polizei benachrichtigen, das Signalement der beiden Banditen angeben, und dann sei Hoffnung vorhanden, daß Herr Cadama seine Brieftasche zurückbekomme.

Der Trost mit der Polizei schien aber den Verwundeten nur noch mehr aufzuregen. Er riß sich den Verband vom Kopfe, wühlte wieder und wieder in seinen Sachen umher, sprang schließlich von dem Lager auf und stürzte ohnmächtig zu Boden.

Und der Baron v. Menken beugte sich über ihn und trug den, der mit allen Mitteln der Verworfenheit einen hinterlistig tückischen Krieg führte gegen sein angebetetes Idol und den er deshalb glühender haßte wie seinen ärgsten Feind, auf den eigenen Armen nach dem Sopha zurück.

Zum Glück erschien bald der Arzt. Der alte Medicinalrath untersuchte die Wunde des Kranken genau und erklärte sie für ungefährlich, wenn man auf strengste Ruhe halte. Bis zum Morgen blieb Cadama noch in der Wohnung Menken's, dann ließ ihn der Baron in seinem Wagen nach Hause schaffen.

Unmittelbar nach der Wegführung des ungebetenen, in diesem Falle aber doch wieder so willkommenen Gastes,

fuhr Menken zu dem Kriminal-Kommissär v. Hölgen. Er erzählte ihm das Ereigniß der vergangenen Nacht, legte ihm die Brieftasche Cadama's vor und unterbreitete ihm den Fälschungsversuch, den er in der letzteren vorgefunden hatte.

Herr v. Hölgen lächelte wie gewöhnlich.

„Ei der Tausend!" rief er, „das ist ja ein kostbarer Fang! Sie sind ein kriminalistisches Genie, mein lieber Baron; es war eine vortreffliche Idee von Ihnen, die Brieftasche zurückzubehalten! Freilich, auch ihr Inhalt bietet uns vorläufig keineswegs eine Handhabe, diesen italienischen Schwindler auf der Stelle festnehmen zu können, aber wir bekommen Material! Lassen Sie uns überlegen! Ueber den Inhalt der Tasche wird zuvörderst ein genaues Protokoll aufgenommen, die Scripturen werden kopirt und die gesammten Briefe des verstorbenen Generals v. Hilgersdorf, sowie vor Allem das falsche Dokument in der Originalgröße sorgfältig photographirt. Ueber das augenblickliche Aeußere dieses Dokuments, das die Unechtheit desselben klar darlegt, werde ich noch ein Spezialprotokoll anfertigen lassen. Ist das Alles geschehen, können wir die Brieftasche dem Eigenthümer wieder zurückstellen."

„Zurückstellen?" Menken schaute erstaunt den Kriminalisten an. „Zurückstellen — mit all' ihrem gravirenden Inhalt?"

„Ei freilich," nickte Herr v. Hölgen; „wir dürfen diesen braven Südländer ja nicht scheu machen, müssen ihn im Gegentheil in völlige Sicherheit wiegen, damit er

Digitized by Google

immer weiter marschirt auf seinem schlüpfrigen Pfade, bis er schließlich so weit ist, daß wir sagen können: Halt da! jetzt ist's genug! Lassen Sie mich nur machen, lieber Baron! Cadama erhält seine Brieftasche zurück, von uns freilich nicht, da würde er kopfscheu werden, aber auf Umwegen. Auch Umwege führen zum Ziele, in der Kriminalistik wie in der Politik! Sie sehen mich immer noch fragend an, nun, ich will Ihnen sagen, auf welche Weise Cadama wieder Herr seines Eigenthums werden soll, ohne eine Ahnung zu haben, daß die Tasche von uns bereits observirt worden ist. Unsere Berliner Gauner besitzen bekanntlich viel Mutterwitz und Humor, das liegt nun einmal im Charakter der Spree-Athener. So haben die Kerle häufig die Angewohnheit, für sie werthlose Objekte, die ihnen bei einem gelungenen Diebstahl so nebenbei in die Hände gefallen, dem Bestohlenen mit irgend ein paar boshaften Zeilen zurückzusenden. Erst vorgestern wurde uns ein solcher Fall gemeldet, und diesmal wird es ebenso sein. Cadama ist diesen spitzbübischen Gebrauch aus Italien her vielleicht nicht gewohnt, aber er hat ja Freunde, die echte Berliner sind. Rahlow zum Beispiel!"

Menken verbeugte sich.

„Ich werde mir nie mehr erlauben, Erstaunen zu zeigen," entgegnete er scherzend, „und wenn Sie mir selbst sagten, daß Sie ein Polizei-Detachement auf den Saturn beordern lassen wollten! Ich glaube wirklich, bei einem Kriminalisten arbeitet das Gehirn doppelt so rasch wie bei einem gewöhnlichen Sterblichen!"

* * *

Digitized by Google

Noch an demſelben Tage erhielt Cadama ein in grobes Papier gehülltes unfrankirtes Poſtpacket mit ſeiner Briefſtaſche zugeſchickt. Nichts fehlte in der letzteren, nur lag ein ſchmutziges Briefchen bei, das in fehlerhaftem Deutſch und ſchrecklicher Schrift folgende Zeilen enthielt:

„Wenn Sie künftighin des Nachts allein in der Gegend des zoologiſchen Gartens ſpazieren gehen ſollten, haben Sie doch die Güte, neben faulen Wechſeln, die uns nichts nützen können, alten Briefen, die nicht einmal als Einwickelpapier zu gebrauchen ſind, und Viſitenkarten mit Ihrer Adreſſe auch noch einige Tauſend-Mark-Scheine in Ihre Briefſtaſche zu ſtecken. Sie würden dadurch ſehr verbinden

Ihre beiden Freunde von geſtern Nacht."

Cadama, deſſen Wunde ſehr bald wieder heilte, zeigte dem Studenten v. Hackert die wunderliche Epiſtel und wurde von dieſem dahin beruhigt, er brauche nunmehr keine Furcht mehr zu haben, daß ſeine Papiere inzwiſchen in „unrechte" Hände gekommen ſeien.

17. Der Campagnole.

Die Sommermonate waren verfloſſen, die Blätter an Baum und Strauch begannen ſich herbſtlich zu färben, und die Sonnengluth wich friſcheren Tagen. Damit nahm zugleich das geſellſchaftliche Leben in der Reſidenz eine neue Phaſe an. Aus Bädern und Sommerfriſchen kehrte man in die eigene Häuslichkeit zurück; auch die hohe Ariſtokratie verließ ihre Landgüter und Herrenſitze, theils um bis zur Eröffnung der Jagdſaiſon die alten Anknüpfungspunkte in Berlin wieder aufzuſuchen, theils um

Digitized by Google

den ersten Herbstmeetings im Hoppegarten beiwohnen zu können. So begann nach und nach jenes lebendige Hinundher von Neuem, das nur während der heißeren Jahreszeit einem gewissen Stillstand Platz gemacht hatte, um jetzt um so nachdrücklicher den Anfang der eigentlichen „Saison" zu verkünden.

Zu den zahlreichen Zugvögeln, die nun aus der Ferne wieder heimkehrten, gehörte auch die Familie Dreyfuß mit Lucia und Frau v. Sporken.

Der Kommerzienrath war sehr zufrieden mit dem Erfolg der diesjährigen Sommerreise. Nicht nur, daß er äußerlich noch blühender geworden war denn zuvor, daß in dem vergnügten Vollmondsgesicht sich das Doppelkinn kraftvoller ausprägte als ehedem, und die weiße Weste sich schier faltenlos wölbte — auch innerlich war bei dem alten Herrn die fast verloren gegangene Gesundheit wiedergekehrt. Der Arzt, der ihm dazu verholfen hatte, war niemand Anderes gewesen, als seine Nichte, die kleine Aenny mit ihrer diplomatischen „Pfiffigkeit". Sie hatte es zu Wege gebracht, daß die Versöhnung zwischen dem Rath und ihrem Gatten völlig zu Stande gekommen war, zur beiderseitigen Zufriedenheit. Döring war auf das von Aenny abgesandte, uns bekannte Telegramm bereits am nächsten Tage in Brunnen eingetroffen. Die Begegnung war anfangs eine etwas peinliche gewesen, aber wieder hatte Aenny, unterstützt von Lucia, die Zwischenhändlerin gespielt, so daß das glückliche Ende schließlich eine Doppelumarmung des Rathes und Döring's gewesen war, aus der sich sogar in der Folge ein Brüderschafttrinken beim

Digitized by Google

Champagner und eine höchst vergnügte Stimmung entwickelt hatte.

War Dreyfuß glücklich, so konnte man ohne Uebertreibung seine würdige Gattin als in Seligkeit schwebend bezeichnen. Das Erste, zu welchem sie sich nach der gelungenen Versöhnung veranlaßt gefühlt hatte, war eine längere Unterredung mit Aenny bezüglich deren Ausstattung gewesen. Sie hätte es am liebsten gesehen, wenn das junge Paar schnurstracks aus der Schneeregion des St. Gotthard in das Weichbild Berlins zurückgekehrt wäre, um dort eine nach ihren Intentionen eingerichtete Wohnung zu beziehen. Daran war aber natürlich gar nicht zu denken. Döring's Kontrakt band ihn vorläufig an die Gotthardbahn; mit Beginn des Winters sollte der Tunneldurchbruch vollendet sein, so daß für den Anfang des Frühlings die Eröffnung der neuen Bahnlinie geplant werden konnte. Erst dann durfte der Ingenieur daran denken, Verfügungen über sich selbst zu treffen.

Es war das eine recht fatale Nachricht für Frau Therese gewesen. Sie hatte sich bereits darauf gefreut, die beiden jungen Leutchen nun beständig in ihrer Nähe haben und ihnen in ihrer neuen Wirthschaft mit Rath und That beistehen zu können. Fürchtete sie doch so wie so, daß ihre Aenny in der langen Zeit, da sie ihrer mütterlichen Fürsorge entronnen war, so manche ihrer häuslichen Tugenden eingebüßt haben könnte! Und das war der schrecklichste Gedanke, den Frau Therese zu fassen vermochte. Freilich, an dem Unabänderlichen ließ sich nicht rütteln, und die wackere Räthin mußte sich schon mit Resignation in die

Entschlüsse Döring's fügen. Sie tröstete sich damit, daß ihr der Herr Gemahl mit einem heiligen Eide versprochen hatte, noch im Herbste, spätestens aber zu Beginn des Winters mit ihr nach Oberitalien zu reisen, und daß sie dann Aenny wiedersehen werde. —

Mit der Rückkehr des Kommerzienraths war noch ein neuer Gast in das Dreyfuß'sche Haus eingezogen: Francesco, der Italiener. Döring hatte den Jüngling mit nach Brunnen gebracht; sein stilles, bescheidenes und doch rühriges Wesen hatte dort dem alten Rath so gefallen, daß er Francesco vorgeschlagen hatte, in seine Dienste zu treten und ihn nach Berlin zu begleiten. Eigentlich wider Erwarten war der Campagnole sofort auf diesen Vorschlag eingegangen, und nun trug er bereits die dunkelblaue Jacke mit Silberknöpfen und dem mächtigen, aus den Buchstaben A. D. gebildeten Monogramm darauf.

Francesco Pedretti — so nannte sich der Campagnole und so auch war er laut seinem Paß in Berlin polizeilich angemeldet worden — schien seinem ganzen Wesen und Benehmen nach fast noch wie ein Knabe. Als echter Italiener war er gewandt und graziös in jeder Bewegung; er besaß einen offenen, anschlägigen Kopf, der ihn befähigte, spielend leicht das zu erlernen, was Andere sich nur unter Mühen einzuprägen vermögen, und verstand es, sich mit Leichtigkeit in ihm bisher fremd gewesene Lebenslagen zu schicken. Nach seiner eigenen Erzählung hatte der schwarzäugige Bursche eine recht traurige Jugend verlebt. Sein Vater war ein wüster Geselle gewesen, der böse Stern seiner geliebten Mutter, die sich so gut es ging durch

Digitized by Google

die Welt geschlagen hatte. Die Eltern waren schließlich gestorben und hatten den Knaben schutz- und hilflos zurückgelassen. Nun begann in jungen Jahren bereits ein buntes Abenteurerleben für den armen Francesco. Es gab nicht viele „freie" Berufszweige, denen er sich nicht wenigstens vorübergehend gewidmet hätte. Er hatte die Ziegen gehütet in den grünen Triften der Campagna, und auf der Scala di Spagna in Rom sich den Künstlern als Modell angeboten, er hatte Französisch gelernt und sich als Cicerone für die Besucher der ewigen Stadt anstellen lassen, er war Stiefelputzer des Morgens, wenn die Fremden ausgingen, Apfelsinenverkäufer des Mittags, wenn sie in den Restaurants das Frühstück einnahmen, und er handelte mit Theaterzetteln und Textbüchern am Abend, wenn sich die Musentempel zu füllen begannen. Er war Balletfigurant gewesen und Lampenputzer, Farbenreiber und Amuletkrämer, Jockey, Hausirer und Dudelsackpfeifer — nur zu einem gerade auf den sieben Hügeln Roms vielgetriebenen Geschäfte hatte er sich nie verstehen können: zum Betteln. Er trug auch Stolz in der Brust, der kleine Francesco; seine Mutter hatte ihm einst erzählt, daß ihre Vorfahren reiche und angesehene Patrizier der Tiberstadt gewesen seien, bis das Unglück sich an ihre Ferse geheftet habe — und konnte ein Nachkomme dieses mächtigen Geschlechtes betteln gehen? Lampen putzen im Teatro della Valle und Farben reiben in den Ateliers der Künstler, das war noch lange keine Schande — aber betteln gehen mit gesunden Gliedern, pfui, das war ehrlos!

So hatte Francesco seinen Verdienst genommen, wie

und wo er sich ihm bot, bis er durch einen einflußreichen Gönner zu kleinen Handreichungen und leichteren Arbeiten, bei denen es mehr auf Geschicklichkeit, wie auf physische Kraft ankam, einem beim Bau des Gotthardtunnels beschäftigten italienischen Ingenieur empfohlen wurde. Von diesem kam er in die Dienste Döring's, dem er, wie wir wissen, das Leben rettete, und der den frischen, wenn auch ein wenig melancholischen Burschen darum doppelt lieb gewann. Döring trug sich mit der Absicht, falls er, wie er im Stillen plante, nach Beendigung des Bahnbaues durch den trotzigen Alpenkönig nach Berlin zurückkehren sollte, Francesco wieder zu sich zu nehmen, und aus diesem Grunde war es ihm um so lieber, daß derselbe vorher im Dreyfuß'schen Hause noch etwas mehr Schliff" erlernte. Einen besseren Lehrer als den gastrosophischen Rath und eine vorzüglichere Lehrerin als die wirthschaftliche Frau Therese konnte sich Francesco ja kaum wünschen! Nebenbei wußte Döring, daß sein Lebensretter im Dreyfuß'schen Hause sehr gut aufgehoben war, und auch das war ihm ein angenehmer Gedanke.

Die wärmste Fürsprecherin aber hatte Francesco sicher an Lucia v. Hackert. Das junge Mädchen hatte ein großes Interesse an dem Campagnolen gewonnen, der ihr so sprechend ähnlich sein sollte. Anfänglich war Lucia durch dieses seltsame Spiel der Natur ein wenig genirt worden; später, da sie wahrnahm, daß Francesco der bravste, gutmüthigste und weichherzigste Junge der Welt sei, schien ihr der einfache Campagnole auch seelisch

Digitized by Google

näher gerückt zu sein. Die Weichherzigkeit und der leise Zug von Schwermuth, das war's in der Hauptsache, was Lucia an Francesco besonders gut gefiel. Es war ihr rührend erschienen, als sie gesehen hatte, daß dem Campagnolen einst an der Leiche eines erfrorenen kleinen Vögelchens die Augen voll Thränen standen, und sie hatte gemeint, daß irgend ein inneres Leid an diesem jungen Herzen zehren müsse, da sie ihn in einer leuchtenden Mondnacht von ihrem Fenster in Brunnen aus einmal brütend im Grase liegend beobachten konnte, die schwarzen Augen weit offen gen Himmel gerichtet und die Lippen leise bewegend — wie im Gebete.

Vielleicht ahnte Francesco die Sympathie, die ihm das junge Mädchen entgegenbrachte und die sie durch mannigfache freundliche Unterhaltung mit ihm an den Tag legte. Jedes Wort von ihr schien ihm wie ein Heiligthum zu sein, er achtete auf jeden ihrer Wünsche, und als sie einmal die Bemerkung hingeworfen, daß sie noch nie echtes und rechtes Alpenedelweiß gesehen hätte, da erschien Francesco am nächsten Morgen mit einem vollen Strauße dieser leuchtenden Schneeblumen. Er hatte sie in der Nacht nicht ohne Gefahr von den Bergen geholt.

„Seht, welch' gewandter kleiner Courmacher unser Francesco ist," hatte Dreyfuß sich über diesen Ritterdienst scherzend geäußert, so zwar, daß der Campagnole es nicht hören sollte, aber er hatte es doch gehört und war über und über roth geworden. —

Am ersten Tage der Herbstmeetings waren der Rath,

seine Gattin, Lucia und Frau v. Sporken — die Letztere durfte niemals fehlen, trotz ihrer Schweigsamkeit — in einem gemeinsamen Wagen hinausgefahren nach dem Hoppegarten, um den Rennen beizuwohnen. Dreyfuß besonders interessirte sich für den neuen Graditzer Wallach, den der Baron Menken vor Kurzem angekauft hatte und der heute zum ersten Male vom Start gelassen werden sollte. Alle Welt schilderte den „Tollkopf" als ein prächtiges Thier, das nur aus Muskeln und Sehnen bestände und dessen schlanke Beine beflügelt zu sein schienen — heute nun sollte der „Tollkopf" zeigen, daß er seines Rufes wirklich würdig sei. Lieutenant v. Wedell, den der Rath gestern Abend zufällig auf der Straße getroffen hatte, zweifelte daran und meinte, „Tollkopf" wäre ein Blender, nichts weiter, und darauf hin hatte Dreyfuß dem Lieutenant sofort eine Wette proponirt, die auch angenommen wurde.

Als der Wagen des Raths an der Barrière des Rennfeldes angelangt war, hatte das „Eröffnungsrennen" bereits sein Ende erreicht. Der Sieger sauste soeben mit geschwenkter Mütze, schweißtriefend und krebsroth vor Hitze, durch die Pfosten, über der Wagenburg rings in der Runde wehten weiße Tücher, und die zu Fuß angelangten Zuschauer, welche in zwölffachen Reihen den Startplatz umgaben, brachen in tausendstimmiges Hurrahgeschrei aus.

„Da kommen wir ja gerade recht!" frohlockte Dreyfuß, und sein rundes Gesicht strahlte vor Entzücken. Er nahm sofort den Krimstecher aus dem Etui, das an einem ledernen Riemen um seine Schultern hing, und begann das

Digitized by Google

Terrain zu rekognosziren. Wie ein Meer aus bunten Wellen, so schwamm und schwirrte Alles vor seinen Augen. Die Bahn stand leer, nur ein paar Reitknechte suchten den Begrenzungspfahl wieder gerade zu richten, den ein etwas hitziger Jockey bei der Eröffnung fast umgeritten hatte. Auf dem Startplatz tummelte sich die Menge der Reiter in Uniform und Blouse, der Pferdebesitzer, der Preisrichter, der Trainer, der Stallburschen und Bahnhüter. Zu beiden Seiten des Startplatzes, etwas vorgeschoben, erhoben sich die Tribünen für das Publikum, dann kam die Wagenburg. War das ein Gewimmel, ein Wogen und Fluthen! Da war Alles vertreten, was Interesse hatte für Pferde und Pferdekunst, von den ritterlichen Prinzen des regierenden Hauses bis hinab zum ehrsamen Schlächtermeister, der mit „Muttern“ und „Jöhren“ auf seinem Fleischhauerkabriolet dahergerasselt kam, um zu sehen, wie „Mucius Scävola“ sich machte und ob „Demimonde“ den Preis beim Hürdenrennen gewinnen würde. Da waren auch alle jene fragwürdigen Existenzen, die nirgends zu fehlen pflegten, wo die Jagd nach dem Golde eröffnet werden kann: stolz zu Wagen junge und alte Damen in Seide und Spitzen; hoch zu Rosse die Industrieritter, oder zu Fuß umherirrend durch das Gewühl. Dazwischen die fliegenden Budiker mit ihren Biertablettes und Wurstkasserolen, die Programmverkäufer, die Blumenmädchen mit Veilchensträußchen und die hundert Anderen, für die der Boden des Rennplatzes nur eine Stätte des Erwerbs und Handels ist. Durch die heiße Luft schwirrten Sandwehen und stiegen weiße Wölkchen auf, drang ein

Digitized by Google

betäubendes Stimmengewirr und rauschte ein feiner blaßgrauer, unangenehmer Staub, der sich in zarten Schichten auf die farbigen Sonnenschirme, auf Hüte, Röcke und Mäntel legte.

„Da ist Menken, da ist ja auch Waldau auf der ‚Hinkepinke' des Barons!" rief Dreyfuß und winkte mit dem Taschentuche, damit die beiden Reiter seiner gewahr würden.

Menken hatte den Wagen des Kommerzienraths bereits entdeckt — entdeckt an dem jungen Burschen mit dem Bronzekopf, der in seiner blauen Livree starr und steif vorn auf dem Bocke saß und der seit der Heimkehr der Familie Dreyfuß Menken's unausgesetzte heimliche Beobachtung bildete.

Die beiden Herren zogen die Hüte, als sie sich mit Mühe nach der Dreyfuß'schen Equipage hindurchgedrängt hatten.

„Heil Euch, Ihr Edlen!" begrüßte sie der Rath, „heil Euch, Baron, und Euch, Apollo's Erben! Wollt Ihr auch helfen die Hürden nehmen, daß Ihr Euch auf Menken's gefürchteten Steeple-Chaser gewagt habt? Ihr sitzt schmuck zu Rosse, wahrhaftig, wie ein Centaur!"

Waldau lächelte.

„Danke für das Lob," entgegnete er, „aber es gebührt mehr der ‚Hinkepinke', als mir. Menken wollte absolut, daß ich ihn zu Pferde begleitete, und da ich mein Freiwilligenjahr bei der Kavallerie abgedient habe, versuchte ich's . . ."

„Reiten Sie den ‚Tollkopf' selbst, Herr v. Menken?" fragte die Räthin.

Digitized by Google

Menken ſchaute mit komiſchem Entſetzen auf ſeine ſchwere maſſige Figur herab.

„Bei dem Embonpoint? O, gnädige Frau, ſpotten Sie nicht! Sie ſollten meinen Trainer, den wackeren Tompſon, gegen mich ſehen, ich glaube, der Kerl wiegt ſechsmal weniger als ich.“

Die Räthin hatte keine Ahnung, was ein „Trainer“ eigentlich für ein Individuum ſei, aber ſie nickte trotzdem verſtändnißinnig mit dem Kopf. Sie ſchwärmte für Menken und unterhielt ſich gerne mit ihm, das war doch ein Mann, mit dem man auch einmal über die Geheimniſſe der Küche ein Wort reden konnte!

Waldau neigte ſich über den Kopf ſeines Pferdes zu Lucia herüber.

„Darf ich mich nach Ihrem Befinden erkundigen, gnädiges Fräulein?“

Lucia nickte freundlich und ſchaute den Fragenden mit ihren dunklen Augen offen an.

„Tauſend Dank,“ erwiederte ſie; „erlauben Sie mir als Gegenfrage mich nach dem Fortſchreiten des Bildes zu erkundigen, das Sie für die Winteraus ſtellung in Arbeit haben?“

„Es iſt vollendet,“ entgegnete der Maler, und es lag ein wenig Stolz in ſeiner Antwort.

„Vollendet — ſchon vollendet?! O, das iſt ja mit Rieſenſchritten gegangen, wie fleißig müſſen Sie da geweſen ſein! So weit mir erinnerlich, war das Gemälde kaum zur Hälfte fertig, als wir in Brunnen davon ſprachen ...“

Digitized by Google

Bei der Erwähnung der Villeggiatur am Vierwaldstätterſee färbte ſich Lucia's Antlitz höher. Elimar bemerkte es wohl, und ſein Herz ſchlug ſchneller vor Freude.

„Ich glaube, daß die Alpenluft und der ſtille Genuß am ſonnigen See mir neuen Lebensodem eingeflößt haben. Mich überkam das Gefühl, als ſei ich ein Anderer geworden, als ſei ich zum zweiten Male geboren! Friſcher Schaffensdrang erwachte in mir und die Luſt an der Arbeit, die ich im Getümmel des Lebens verloren hatte. So kam's, daß mein Bild fertig wurde, viel ſchneller, als ich ſelbſt geglaubt hätte."

„Zu welchem Rennen iſt ‚Tollkopf' genannt worden, lieber Baron?" fragte Dreyfuß und ſtudirte das Programm.

„Flachrennen, die ſechste Nummer!" gab Menken zur Antwort.

„Ah, richtig! da ſteht es ja auch . . . ‚Tollkopf', dreijähriger Wallach, Graditzer Zucht, vom ‚Menelaus' aus der ‚Tante Pitty'! Alſo dreijährig erſt — nun, mein lieber Baron, wenn er ſich macht, kann man Ihnen gratuliren; dann dürfte er noch ein halb Dutzend Jährchen die Bahn halten . . . Apropos, trinken Sie ein Glas Portwein, Cliquot, Blanquebille, es erfriſcht ein wenig!"

Und ehe noch Menken zur Antwort gekommen war, hatte der Rath dem auf dem Bock ſitzenden Francesco zugerufen: „Spring' 'mal herab, mein Sohn, und hole den Weinkorb aus dem Wagenkaſten!"

Francesco glitt zur Erde und trat auf die Rückſeite des Gefährts, wo zur Aufnahme von kleinem Handgepäck ein verſchließbarer Raum in den Wagenfond eingelaſſen

worden war. In demselben Augenblick fühlte der Campagnole von hinten eine Hand auf seiner Schulter. „Aufgepaßt!“ rief eine flüsternde Stimme ihm zu; dann bemerkte er, daß ein zusammengefaltetes Stück Papier in seine Rechte gedrückt wurde.

In einiger Entfernung von der Equipage des Kommerzienraths hielt ein Miethwagen, in dem der Advokat Cadama und der Student v. Hackert saßen. Nur wenige Schritte weiter standen Pringsberg und Blänkner Arm in Arm und plauderten.

Cadama hatte sich erst soeben wieder neben dem Studiosus niedergelassen.

„Er hat den Zettel empfangen,“ sagte er zu dem Letzteren, seine Stimme dämpfend; „der Bursche muß es so einzurichten suchen, daß ich ihn zwei-, oder dreimal in der Woche zu sprechen und zu instruiren vermag.“

„Es kann ihm meiner Meinung nach gar nicht schwer fallen, sich dann und wann auf einige Stunden frei zu machen,“ bemerkte Hackert. „Ich fürchte nur, der Junge wird rebellisch, ich weiß nicht, ich traue seiner braunen Larve nicht recht.“

„Ich schon lange nicht,“ brummte Cadama in den Bart, aber er sprach es nicht aus. „Francesco ist ein etwas seltsam gearteter Charakter,“ entgegnete er laut, „schweigsam und in sich gekehrt, fast möchte ich sagen, ein wenig trübsinnig. Ich weiß nicht, woran das liegt, in seiner Natur vielleicht! Er ist mir aber andererseits treu ergeben, es ist ja auch zu seinem eigenen Vortheile! Seinetwegen seien Sie nur unbesorgt!“

Digitized by Google

„Herr v. Hackert!“ rief der Assessor Pringsberg herüber, „wetten Sie gegen den ‚Kolkraben‘ Oechelheim's? Sie behaupten ja immer, die Bestie sei unverwüstlich; nun, ich möchte schwören, daß sie heute als letzte zum Ziele kommt oder an der Mauer zusammenbricht!“

„Ich halte! ich halte!“ rief der Student zurück, „fünfzig Mark, wenn es Ihnen Recht ist, aber Sie verlieren, mein Bester!“

Cadama legte seine Hand auf den Arm Hackert's. Dann zeigte er rechts nach dem Publikum hinüber.

„Ist das nicht Rahlow?“ fragte er. „Diavolo — auch der zu Rosse!“

Hackert stieß ein lautes Gelächter aus.

„Don Quixote! wahrhaftig Don Quixote in leibhaftiger Person! Rahlow muß toll sein, sich auf solcher Schindmähre blicken zu lassen! Wo er sie nur aufgegabelt hat? He, Doktor — Rahlow, hieher!“

Der Reporter arbeitete sich mit seiner Rosinante durch die Menge. Rahlow sah allerdings unwiderstehlich komisch aus. Sein Gaul, hochbeinig, splitterdürr, mit krummem Widerrist und schiefem Halse, hätte ein Prachtexemplar als Studienpferd für die Thierarzneischule abgeben können. Der Reporter selbst klebte nur auf dem Gaule, aber er mochte sich höchst ritterlich vorkommen. Auf seinem schwarzen krausen Schädel balancirte ein grauer Cylinder, die in feuerfarbenen Reithandschuhen steckenden großen Hände hielten die Zügel beinahe in Brusthöhe, und die Steigbügel waren so kurz geschnallt, daß die Beine einen regelrechten spitzen Winkel bildeten.

Digitized by Google

„Kommen Sie nicht so nahe heran, Rahlow!“ schrie der Student, „Ihr Gaul zerknabbert meinen ganz neuen Sommerpaletot! Sagen Sie um Gottes willen, wo haben Sie diesen scheußlichen Krippensetzer her? Das ist ja ein wahres Ungethüm!“

Rahlow war auf das Höchste beleidigt. Er streichelte seinem Pferde den Hals und zog ein indignirtes Gesicht.

„Ich bin nicht reich genug, mir Vollblutpferde anzuschaffen, brauche aber ein Pferd, um für mein Blatt die Rennen genau verfolgen zu können. Wenn es Ihnen indessen fatal sein sollte —“

„Bleiben Sie nur hier,“ fiel der Student lachend ein, „aber in drei Schritt Weite, wenn ich bitten darf! Ihr Berberhengst hat mir zu muthige Passionen! Haben Sie den neuen Artikel beendet?“

„Ich warte nur auf das verabredete Signal, ihn erscheinen zu lassen.“

„Es wird dieser Tage erfolgen.“

„Je früher, desto besser! Sie werden Ihre Freude an dem Artikelchen haben — durchsichtig, ohne grob zu sein, pikant, ohne die Decenz zu verletzen, kurz, ein Musterexemplar seiner Gattung.“

„Eigenlob riecht zwar schlecht, aber das würde nichts schaden, wär's in der That so, wie Sie sagen. Frau v. Hilgersdorf kehrt morgen oder übermorgen zurück, dann kann die Veröffentlichung sofort vor sich gehen!“ —

„Auf ein Wort, lieber Rahlow,“ flüsterte von der anderen Seite der „stille Eugen“ dem Journalisten zu. „Denken Sie sich, daß Waldau sein großes Bild ‚Kerker-

Digitized by Google

wonne' bereits vollendet hat und noch vor Beginn der Ausstellung bei Gurlitt aushängen will. Ich habe das Ding gesehen — der miserabelste Schund, der je auf Leinwand gekleckst worden ist — hoffentlich werden Sie nicht versäumen, diese künstlerische Leistung in Ihrer Zeitung gehörig zu besprechen!"

Ueber Rahlow's Gesicht flog ein gemeines Lächeln.

„Seien Sie unbesorgt; nach der Kritik, die ich über die ‚Kerkerwonne' schreiben will, soll Waldau todt sein — effektiv todt für die Kunst! Ich bin zwar nicht der ständige Kunstreferent für unser Blatt, aber ich werde es möglich zu machen suchen, daß ich denselben vertrete; vielleicht erinnert sich Waldau beim Lesen meiner Recension einer gewissen Stunde im Café Bauer . . ."

Bläukner rieb sich die Hände. Wie freute er sich, daß der talentvollere Konkurrent zu Grunde gerichtet werden sollte! Das einzige Gefühl, das im Herzen dieses Kunstjüngers wohnte, schien der Neid, der fressende, zehrende Neid zu sein. — —

An den Startpfosten sanken die Fahnen herab, es war diesmal das Zeichen für den Beginn der Nummer sechs im Programm. Die Pferde schossen über die Bahn, dicht hinter dem führenden her der Wallach Menken's. Der Jockey, der ihn ritt, trug an Mütze und Blouse die Farben weiß und kornblau. Lucia war die Erste, die dies bemerkte, denn weiß und kornblau waren ihre Lieblingsfarben.

Aufrecht in seinem Wagen stand der Kommerzienrath. Er hielt den Krimstecher vor den Augen und verfolgte

Digitized by Google

auf das Eifrigſte die Bahn der Pferde, indem er dabei jede neue Wendung mit einem Ausruf begleitete.

„Unglaublich! Jetzt iſt der ‚Tollkopf‘ in dritter Reihe, der Jockey verhält die Zügel, er ſpart die Kraft bis zum Schluſſe. Unglaublich! Jetzt nimmt Graf Billberg's ‚Teremtete‘ die Führung — jetzt nicht — jetzt ſteigt der ‚Tollkopf‘ wieder nach vorn! Lucia, Thereſe, Frau v. Sporken! Seht nur, wie er die Beine wirft — Wetter noch Eins, der fliegt ja förmlich über den Sand! Schwapp über die Hürde — ſchwapp über den Graben — ſchwapp, da iſt die ‚Lange Hand‘ des kleinen Oelsky geſtürzt, aber arbeitet ſich wieder auf — bravo! bravo! Nun geht's in die Fichten, nun wieder 'raus — ſchwapp die Mauer — hei, wie der ‚Tollkopf‘ keucht! Vorwärts, vorwärts, Tollkopf! ‚Teremtete‘ iſt Dir dicht auf den Ferſen — Du wirſt doch den alten Ungarn nicht vorlaſſen! Wer kommt denn da ganz hinten noch angewackelt, halb lahm, halb ſchleifend? Iſt das nicht Oechelheim's ‚Kolkrabe‘? Wahrhaftig, er iſt's! Nun zum Schluß! Wer hat denn die Tête? ‚Teremtete‘ — wirklich ‚Teremtete‘! Hei — aber jetzt ſchießt der ‚Tollkopf‘ vor — o, wie der Jockey peitſcht, wie die Flanken zittern, wie die Schweißtropfen fliegen — nun ſind ſie am Ziel! Hurrah! Hurrah!“

Ganz erſchöpft ſank Dreyfuß in die Wagenkiſſen zurück und ſchwenkte das Taſchentuch. „Hurrah, der ‚Tollkopf‘!“ brüllte die Menge, und der Kommerzienrath rief es mit, und ſelbſt Frau Thereſe ſtimmte mit gerötheten Wangen in die Ovation ein. Nur Lucia ſaß ſtill in ihrer Ecke

und schaute in das bunte Treiben, ohne an dem Siege Menken's irgend welchen Antheil zu nehmen.

Der Baron war nach dem Startplatz zurückgekehrt, um dort die Abreibung und Umwickelung des in jedem Nerv zitternden Pferdes selbst zu beaufsichtigen. Von allen Seiten wurde er beglückwünscht, dann führte man ihn in das Comité-Zimmer, wo er die Prämie ausgezahlt erhielt und einen Silberpokal als Ehrenpreis dazu. Er war der Held des Tages, denn der ‚Tollkopf' hatte sich heute zum ersten Male auf der Bahn gezeigt — aber Menken hätte dieses Heldenthum, die Prämie, den Ehrenpreis und alle die aufrichtigen und unaufrichtigen Glückwünsche gern entbehrt für ein freundliches Lächeln von rothen Lippen und einen warmen Blick aus zwei schwarzen leuchtenden Augensternen!

In langsamem Schritt ritten Menken und Elimar nach beendetem Rennen die staubige Straße hinab. Der Wagen des Raths rollte an ihnen vorüber, und hüben und drüben wurde freundlich gegrüßt; auch Francesco riß die blaue Mütze vom Kopfe.

„Ich vermag aus diesem Knaben nicht klug zu werden," nahm Menken das auf eine kurze Minute unterbrochene Gespräch wieder auf, „entweder er ist trotz seiner Jugend ein großer Heuchler, eine durch und durch verwahrloste Natur, oder er ist schuldloser als wir glauben."

„Und zwar scheint mir das Letztere der Fall zu sein!" gab Elimar mit Betonung zur Antwort. „Einmal kann ich nicht glauben, daß zwei durch die engsten Bande des Blutes mit einander verwandte Menschen von Charakter

aus so grundverschieden sein sollten, andererseits macht mir Francesco seinem ganzen Wesen nach nicht einen so von Grund aus verderbten Eindruck, wie man annehmen müßte, wenn alles *das* Wahrheit wäre, was wir vermuthen. Dreyfuß lobt den Knaben seiner Zuverlässigkeit, Treue und Ehrlichkeit wegen in fast überschwenglicher Weise, und ich würde lügen, wollte ich behaupten, daß er mir *nicht* angenehm sei. Im Gegentheil, ich habe den Jungen förmlich lieb gewonnen!"

Menken rückte sich den Cylinderhut etwas tiefer in den Nacken, und so konnte Elimar sehen, daß eine schwere Falte auf der Stirn des Freundes lag.

„Ich weiß wahrlich nicht mehr aus diesem Labyrinthe herauszufinden," entgegnete er. „Hätte ich nicht jene Briefe Francesco's in der Hand, die er seiner Zeit an den Obersten v. Hackert geschrieben hat, um Geld von ihm zu erpressen, und träten nicht so viele Umstände zusammen *gegen* ihn, ich würde selbst daran zweifeln, daß uns der Bursche gefährlich ist. Vorläufig können wir uns nur an die Thatsachen halten; Thatsache ist aber, daß er mit Cadama in Beziehungen steht und häufiger mit ihm zusammentrifft. Es würde mir ein Leichtes sein, den Burschen vor die Polizei citiren und dort ausforschen zu lassen; schon sein auf den falschen Namen ‚Pedretti' ausgestellter Paß würde dies ermöglichen, daran liegt mir aber nichts. Das Unangenehmste an dieser ganzen verwickelten Angelegenheit ist ja eben, daß nicht einmal die Polizei so energisch vorgehen kann, wie es für uns von Nutzen wäre, daß auch sie abwarten muß, bis irgendwie ein Gesetz ver-

Digitized by Google

letzt wird. Sogar der Fälschungsversuch Cadama's, den mich der Zufall entdecken ließ, fiel noch nicht in den Bereich des Strafbaren, weil durch das Falsifikat bisher Niemand geschädigt worden ist. Wir müssen abwarten, aber wahrhaftig, niemals im Leben ist mir das Abwarten so schwer geworden, wie gerade jetzt!"

Elimar seufzte tief auf.

„Ich möchte mich am liebsten in Arbeit vergraben, um all' die bösen und traurigen Gedanken los zu werden, die mich mit aller Gewalt heimsuchen wollen," erwiederte er. „Bei Tage geht's, da sitze ich hinter meiner Staffelei und lebe und webe nur in der Idee meines Bildes. Dann aber kommt der Abend, wo ich nicht malen kann, und dann kommt die lange, lange Nacht! Da umflattern mich denn die Gedanken, und ich kann sie nicht bannen. Da senkt sich die Furcht in mein Herz, und ich kann ihrer nicht Herr werden. Früher trollte ich in lustige Gesellschaft, wenn ich dem eigenen Innern nicht nachgeben wollte; auch das ist vorbei, seit mir diese Gesellschaft zum Ekel geworden ist. Nicht das Bewußtsein, daß Lucia nur eines armen verlassenen Weibes Tochter, ist's, was mich foltert; ich würde dieses Mädchen lieben, wäre sie selbst eine Bettlerin, nur der Gedanke, daß auch Lucia erfahren muß, wem sie ihr Leben verdankt. Wohl denkt sie groß genug, um alle die spöttischen Blicke seelenruhig zu ertragen, die sie treffen werden, wenn das Geheimniß erst offenkundig geworden ist; aber wird es sie nicht tief schmerzen, dessen nun nicht mehr als Tochter gedenken zu dürfen, den sie über Alles geliebt hat auf Erden?

Digitized by Google

Wird es sie nicht doppelt schmerzen, denken zu müssen, daß ihr eigener Bruder sie aus all' ihren Illusionen gerissen hat?"

Der Baron nickte nachdenklich.

„Ich habe schon seit Längerem die Idee einer Bekehrung Francesco's in's Auge gefaßt," entgegnete er langsam. „Wir können uns ja Beide in dem Charakter des jungen Campagnolen täuschen, um so mehr, da es in der Stellung, die er einnimmt, schwer für uns fällt, ihn näher kennen zu lernen. Wenn wir indessen vorsichtig zu Werke gehen, so würde ein etwaiger Irrthum die ganze Sache schließlich auch nicht verschlimmern, ärgsten Falles nur früher und plötzlicher zum Austrag bringen. Francesco scheint eine leicht zugängliche Natur zu sein, vielleicht wurde er von dem welschen Advokaten nur verführt, um schnödes Geld zum Verräther an seiner Schwester zu werden. Wenn wir ihn auf zarte Weise an uns zu ziehen vermöchten — ich verstehe unter dem Ausdruck „zarte Weise" auch eine Fesselung mit goldenen Ketten — so ist es nicht so unmöglich, daß wir vollkommen in die Pläne Cadama's eingeweiht werden könnten. Das aber wäre ein großer Schritt vorwärts, denn dieser italienische Schuft scheint mir ganz andere Absichten zu verfolgen, als einen verlotterten Studenten in einen Millionär zu verwandeln. Auf der Rennbahn, während des Siegeslaufs meines ‚Tollkopf', kam mir nach dieser Richtung hin eine nicht üble Idee. Dreyfuß erzählte mir kürzlich, daß Francesco in seinem früheren Abenteurerleben auch einmal Jockey gewesen sei, Jockey sogar bei einem ganz renommir-

Digitized by Google

ten Sportsman, bei dem Marchese Filippo Serena. Nun ist mein alter Tompson so total hinfällig, daß ich fürchte, der heutige ‚Tollkopf'-Sieg wird zugleich sein letzter Ritt für mich gewesen sein. Was meinen Sie, wenn ich versuchte, Francesco als Jockey zu engagiren?"

„Die Idee ist vorzüglich, hat jedoch ihr ‚aber'! Zunächst fragt es sich, ob Dreyfuß, und dann, ob Francesco selbst damit einverstanden sein wird."

„Ersterer fühlt sich mir zu Danke verpflichtet, da er durch meine Vermittlung beim nächsten Ordensregen mit dem rothen Adler begnadet werden wird; beim Letzteren hoffe ich, die Passion für das Reiten wieder wach zu rufen. Wer jemals in der Arena gesiegt hat — und der kleine Campagnole soll Serena's berühmte ‚Mandolinata' zu öfterem durch die Pfosten geführt haben — für den ist der Sattel ein Rosenbett. Freilich kann ich mich auch darin irren, es käme indessen auf den Versuch an!"

„Und wie gedenken Sie diese Bekehrung Francesco's einzuleiten?"

„Noch weiß ich's nicht. Es wird das ganz davon abhängen, wie der Knabe sich gibt, ich werde zunächst in die gewiß seltene Lage kommen, an meinem Reitknechte Charakterstudien machen zu können. Ist das dort drüben nicht der Italiener und der zukünftige Millionär von Cadama's Gnaden?"

Auf dem Fahrwege rollte in der That der Wagen heran, in dem der junge Hackert und Cadama saßen. Beide grüßten; der Advokat, als er seinen Retter von neulich erkannte, sogar sehr tief und unterwürfig.

Digitized by Google

„Die Unzertrennlichen!“ brummte Hackert vor sich hin. „Der Eine ist mir so widerwärtig wie der Andere; der Eine ein Schleicher und Intrigant, der Andere ein Heuchler und Polizeispitzel — Schurken alle Beide!“

Cadama verstand das Wort „Polizeispitzel“ nicht.

„Was ist das?“ fragte er.

Der Student lachte. „Ein Spion, der in den Diensten der Polizei steht, ein Horcher, Schnüffler und Denunziant!“

„Das sollte der Baron sein?“ Cadama dachte mit Schrecken daran, daß er mit diesem Manne unter einem Dache geschlafen hatte. Alles, was mit der Polizei zu thun hatte, haßte er instinktiv.

„Ich kann's nicht beweisen, vermuthe es aber,“ gab Hackert auf die Frage des Italieners zur Antwort. „Sahen Sie den schlanken großen Herrn mit blonden Favoris, der Menken auf der Rennbahn so freundschaftlich begrüßte? Das ist unser gerühmtester Kriminalist, ein wahrer Teufel an Verschlagenheit, eine gefürchtete Persönlichkeit allen Denen, die sich zu fürchten Ursache haben, der Kommissär v. Hölgen!“

Cadama schrak zusammen.

„Diavolo! Das war Herr v. Hölgen? Derselbe, der die Diebstahls-Affaire beim Obersten Hackert unter sich hatte?“

„Derselbe!“

„Derselbe also auch, an den ich seiner Zeit die anonymen Denunziationen betreffs der verschwundenen Dokumente richtete?“

Digitized by Google

„Genau derselbe!“

„Und der ist ein Intimus des Barons v. Menken? Warum haben Sie mir das nicht früher gesagt?“

„Weil ich Menken und Hölgen heute zum ersten Male so überaus vertraut mit einander plaudern sah.“

Cadama kreuzte die Beine und schaute sinnend auf seine Handschuhe herab.

„Mir kommen da allerlei Gedanken,“ fuhr er fort, „die nicht gerade beruhigender Natur sind. Der Baron war Ihrer Erzählung nach der beste und einzige Freund Ihres verstorbenen Oheims. Er auch hatte in der Nacht, in welcher der Geldschrank des Obersten erbrochen wurde, an dessen Leiche gewacht. Dieser Geldschrank enthielt zweifelsohne Dokumente, die auf die Kindesunterschiebung Bezug hatten, denn das, was mir durch die Güte der Frau v. Hilgersdorf aus dem Nachlasse ihres Gatten zugestellt worden, ist noch nicht, was ich suchte“ ... Cadama blinzelte scharf zu dem Studenten herüber und begann dann von Neuem: „Liegt nicht die Annahme nahe, daß Menken, wenn auch erst auf dem Todtenbette, in das Geheimniß des Obersten eingeweiht worden ist, daß er es war, der die kompromittirenden Papiere bei Seite geschafft hat?“

Hackert schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Wollen Sie diese Annahme aus der Freundschaft Menken's zu dem Kriminal-Kommissär herleiten?“ fragte er.

„Allerdings; denn hätte nicht Menken, von dem Sie sagen, daß er Ihnen ein Polizeispion zu sein scheint, durch seine Verbindung mit den Sicherheitsbehörden eine ge-

Digitized by Google

nauere Unterſuchung des geheimnißvollen Diebſtahls abzulenken verſtanden, wäre die Polizei wahrſcheinlich ſchärfer zu Werke gegangen."

„Sie glauben demnach, daß Menken die betreffenden Papiere mit Bewilligung der Polizei geſtohlen hat?"

„Ich halte es nicht für unmöglich."

„Dem Menſchen iſt allerdings Alles zuzutrauen! Wir werden ihn ſchäfer in's Auge nehmen!"

„Das wäre das Wenigſte! Wir werden unterſuchen, ob er noch im Beſitz der betreffenden Papiere iſt und werden ihm die geſtohlenen Dokumente wieder ſtehlen."

„Famos! Sie ſind ein Kraftmenſch, Cadama! Und wie wollen Sie das Experiment ausführen?"

„Vielleicht mit Hilfe Francesco's; ich werde mir die Sache überlegen."

„Aber wenn ſich nun keine uns befriedigenden Papiere bei dem Baron vorfinden?"

Cadama richtete ſich von ſeinem Sitze auf.

„Dann wird der Nachlaß des Generals v. Hilgersdorf um ſo reichhaltiger und ausgiebiger für uns ſein," entgegnete er kurz.

Am Potsdamer Thore ſtieg Hackert aus und begab ſich in eine nahegelegene Weinhandlung, um dort, wie er ſagte, den Aerger über ſeinen Wettverluſt an Pringsberg zu ertödten und dem lahmen ‚Kolkraben' Oechelheim's ein Pereat zu trinken.

Cadama fuhr nach ſeiner Wohnung und warf ſich dort auf ſein Sopha. Er war verſtimmt und geärgert; es ging nicht ſo, wie er gehofft und erwartet hatte, überall traten

Digitized by Google

ihm Schwierigkeiten und unvorhergesehene Mühen in den Weg.

Eine kleine Stunde mochte Cadama gelegen und seine Gedanken wandern gelassen haben, als es leise und schüchtern an die Thüre pochte und Francesco in das Gemach trat. Er verbeugte sich leicht vor seinem Landsmanne und sagte dann mit halbgedämpfter, fast ein wenig zitternd klingender Stimme in italienischer Sprache: „Sie haben mich zu sprechen gewünscht, Signor Cadama, hier bin ich!"

Der Advokat, welcher der Länge nach auf dem Sopha liegen geblieben war, deutete auf den nächststehenden Stuhl.

„Setz' Dich, mein Sohn," entgegnete er, „und dann beantworte mir zunächst einige Fragen. Entsinnst Du Dich noch des Diebstahls, der vor ungefähr einem Jahre im Palazzo Borghese in Rom ausgeführt wurde?"

Der Campagnole begann leise zu zittern, aber er nickte.

„Ja, Herr Cadama, ich erinnere mich."

„Nenne mir die Namen Derer, die aus der Münzsammlung in den Kabinetten neben dem Marmorsaal die kostbarsten und seltensten Exemplare gestohlen haben?"

Der Schweiß trat dem Inquirirten auf die Stirn, es kostete ihm gewaltige Anstrengung, zu gehorchen. Und doch gehorchte er.

„Achillo Genzano war's, Pietro Cortes, Oreste Chiavoni und —"

„Und?" wiederholte Cadama, sein kaltes schwarzes Auge erbarmungslos auf den Zögernden heftend.

Digitized by Google

„Und ich," schloß Francesco mit hörbarem Seufzer. Er war dunkelroth geworden im Antlitz und hatte die Augen gesenkt.

„Ja, Du, Francesco Boccani, Du warst der letzte in dieser Reihe von Dieben, von Gaunern, von ehrlosen Spitzbuben," fuhr der Advokat mit erhobener Stimme fort, „Du wärest mit ihnen zu mehrjährigem Zuchthaus verurtheilt worden, hätte nicht mein Wort Dich gerettet! Du würdest heute im Korrektionsgefängniß von Caserta Wolle zupfen — ohne meine Hilfe, oder Du könntest auf den Wällen Arcona's die Kugelfessel am Fuße schleppen — hättest Du mich nicht gehabt! Ich war's, der Dich als Theilhaber an dem Verbrechen entdeckte, war's aber auch gleichzeitig, der Dich der Nemesis entzog! Ich war's, der Dir die Hand zur Hilfe reichte, ich war's, der Deiner armen ehrlichen Mutter den Schimpf ersparte, noch im Grabe ihren Namen gebrandmarkt zu sehen!"

„Meine Mutter — o, meine Mutter!" schluchzte Francesco auf und schlug die Hände vor das Gesicht. Zwischen den braunen Fingern, die zwar Spuren von harter Arbeit zeigten, aber auffallend schön geformt waren, rannen helle Thränen herab auf die rothen Schnüre der Livree. Die Brust hob sich krampfhaft, als sei mit der Erinnerung an die heimgegangene Mutter ein großer Schmerz über den Knaben gekommen.

Ohne Bedauern, ja mit einem gewissen Triumphe beobachtete Cadama seinen jugendlichen Landsmann. Der erste Schlag hatte getroffen — er sollte auch treffen! Cadama lächelte; es war nicht schwer, diese

Digitized by Google

weiche Seele zu zügeln, er hatte schon härtere Geister gebändigt.

„Ich will Dir nicht unnöthig wehe thun, Kind," lenkte er in einen milderen, halb väterlich klingenden Ton ein, „doch schien es mir nothwendig, Dich wieder einmal daran zu erinnern, daß Dein Geschick, Deine Zukunft noch immer in meiner Hand liegen, und daß Du mir dankbar zu sein alle Ursache hast, da ich allein Dich vor der gesetzlichen Strafe schirmen kann. Wir haben gewissermaßen einen Kontrakt miteinander, wir ergänzen uns gegenseitig. Freilich sind unsere Waffen nicht gleich. Ein Wort von Dir an unrechter Stelle schädigt mich noch lange nicht, während es doch recht schlimm um Dich aussehen würde, wollte ich vor das römische Tribunal treten und die rechte Hand mit fünf goldenen Münzen emporheben und sagen: Hier sind die Letzten, die lange Gesuchten, und der, der sie stahl, ist —"

Die heiße Hand Francesco's, zur Faust geballt, legte sich auf seine Rechte.

„Hören Sie auf, Signor Cadama, ich weiß, was Sie sagen wollen! Fordern Sie von mir Alles, ich werde erfüllen, was Sie verlangen!"

„So ist's hübsch, so liebe ich's! Bedenke nur immer, mein guter Junge, daß mein Vortheil ja auch der Deinige ist —"

„Wie gern wollt' ich auf diesen Vortheil verzichten," fiel Francesco ein und seine Wangen rötheten sich wieder, „könnte ich nur ein einziges Mal vor Lucia niedersinken und ihr sagen, daß ich, Francesco, ihr Bruder, in feiger,

Digitized by Google

niederträchtiger Hinterliſt mit ihren Feinden Hand in Hand arbeite, könnte ich ihr nur ein einziges Mal zurufen: Hüte Dich, Schweſter!"

„Was iſt das für eine thörichte Gefühlsduſelei! Lucia würde ſchwerlich ſehr erfreut ſein über die Ehre, die leibliche Schweſter eines Münzendiebes zu ſein, oder glaubſt Du vielleicht? Früher oder ſpäter wird ſie dieſe angenehme Thatſache freilich doch erfahren, bis dahin aber, mein lieber Francesco, verſuche nicht, dem jungen Dämchen irgend eine Warnung zukommen zu laſſen! Präge dieſen Rath feſt ein in Dein Gedächtniß, denn ſollteſt Du wagen, gegen denſelben zu verſtoßen, ſo würde ich gezwungen ſein, unverzüglich Deine Verhaftung bei der hieſigen Polizei zu beantragen. Daß mir das leicht iſt, weißt Du. Nun, laſſen wir alle überflüſſigen Erörterungen bei Seite, Du kennſt den Kreuzweg, an dem Du ſtehſt: er führt zu Geld oder — in's Gefängniß!... Iſt Dir ein Baron Menken bekannt?"

Francesco antwortete nicht ſofort; ſeine Augenbrauen waren gerunzelt, ſeine Stirnfalten tief. Sein Blick heftete ſich wild und glühend auf den vor ihm Sitzenden, ſein Arm zuckte, als wolle die geballte Fauſt ſich rächend erheben, dann ſenkte ſich wieder ſein Haupt.

„Ich kenne ihn," entgegnete er tonlos, „er verkehrt viel im Hauſe meines Herrn."

„So iſt's," fuhr Cadama fort, indem er ſich gleichmüthig eine Papyros zu rollen begann. „Nun gib wohl Acht, Francesco, denn von allen Aufträgen, die Du bis jetzt für mich ausgeführt haſt, iſt der kommende von größter

Digitized by Google

Bedeutung. Du wirst versuchen, in den Dienst des Herrn v. Menken zu gelangen ..."

Der Campagnole war blaß geworden. „Verzeihen Sie, Signor Cadama, wenn ich Einwendungen zu erheben wage, ich fürchte aber, es könnte auffallen, wollte ich so häufig den Dienst wechseln."

„Es wird an Dir liegen, jede Auffälligkeit zu vermeiden," entgegnete Cadama streng. „Ich kenne Deine Gewandtheit, weiß, daß Du ein kluger Bursche bist, Du vermagst also mit Leichtigkeit auszuführen, was ich wünsche. Widersprich mir nicht, ich verstehe wohl, aus welchem Grunde Du bei dem Kommerzienrath und in der Nähe Deiner Schwester bleiben möchtest — es wäre lächerlich, Deinen kleinen Gefühlsaffektionen nachzugeben, wo es sich um die Ausführung großer Ideen handelt! Ich überlasse es vollkommen Dir, den Weg zu wählen, der Dich am kürzesten in die Dienste des Barons führt, verlange aber, daß dies bei der Quartalswende geschehen ist."

„Und was soll ich bei Herrn v. Menken?"

„Du wirst die näheren Instruktionen von mir empfangen, sobald es an der Zeit ist. Vorläufig würde es sich um scharfe Beobachtung des Barons, später wahrscheinlich um die Beschaffung eines Dokuments handeln, das sich in dem Besitze Menken's befindet."

Francesco schrak zusammen.

„Soll ich vielleicht wieder — stehlen?"

Das verhängnißvolle Wort kam schwer von seiner Zunge — er zitterte.

„Nenne es so, wenn Du willst!"

Digitized by Google

Der Campagnole ſprang auf, jeder Blutstropfen war aus ſeinem Geſicht gewichen. Sein ſchlanker elaſtiſcher Leib richtete ſich ſtraff in die Höhe, ſein Blick traf drohend den Verführer.

„Ich bin in Ihrer Gewalt, Signor Cadama, aber auch Ihre Macht über mich hat ein Ende," rief er zornig aus. „Ein unſeliger Augenblick, deſſen Vorgeſchichte Sie ſo genau kennen, wie ich, machte mich zum Theilhaber eines Verbrechens, Sie zum Mitwiſſer und damit gleichzeitig zu meinem Foltermeiſter, meinem Verfolger. Ich habe, entehrender Strafe zu entgehen, eingewilligt, Ihr Werkzeug zu werden, habe nach Ihrem Diktat eine Reihe von Erpreſſungsbriefen geſchrieben, auf Ihren Befehl alles brüderliche Gefühl aus meinem Herzen geriſſen, damit ich, ohne zu zucken, meine Schweſter dem Elend überliefern könne. Nun aber iſt's genug! Ich will verſuchen, Ihrem Verlangen, in die Dienſte Herrn v. Menken's zu kommen, Genüge zu thun, nimmer aber werde ich mich dazu verſtehen, mit einem zweiten Diebſtahl die Strafloſigkeit für den erſten zu erkaufen!"

Auch Cadama hatte ſich erhoben. Mit verſchränkten Armen an den Tiſch gelehnt, ein boshaftes Lächeln um den Mund, hörte er ſchweigend Francesco an.

„Du ſprichſt wie ein Couliſſenheld, mein Guter," erwiederte er hohnvoll, „man merkt immer noch, daß Du einmal im Teatro della Valle die Lampen geputzt haſt! Aber es iſt unnöthig, daß Du Dich ereiferſt, unnöthig, daß Du mit ſolchem Pathos Dich gegen meine Befehle aufzulehnen ſuchſt! Laß Dir wiederholen, was ich Dir

Digitized by Google

ſchon einmal ſagte: biſt Du mit Beginn des kommenden Quartals nicht in den Dienſten Menken's, wird man Dich polizeilicherſeits über die Schweizer Grenzen in die geliebte Heimath befördern, wo Deiner das Gefängniß harrt... Du biſt entlaſſen!"

Die Fauſt ſchüttelte Cadama dem Fortgehenden nach. „Hüte Dich, Burſche!" ſprach er dabei.

Auch der Andere erhob draußen die Fauſt und murmelte mit grimmerſtickter Stimme: „Hüte Dich, Schurke!"

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Adel des Herzens.

Novelle

von

Otto Buchwald.

1. (Nachdruck verboten.)

Zum ersten Male wieder seit langer Zeit warfen die Kerzen der prächtigen Kronleuchter in dem großen Speisesaal ihren Lichtschimmer auf die dichtbelaubten Kastanien und Linden, welche das alterthümliche Schloß umragten.

Ein Menschenalter hindurch hatte in den weiten schönen Räumen einsam und freundlos Baron Friedrich v. Barnegg gehaust, ein Hagestolz, der nach einer flott verlebten Jugend das väterliche Gut übernommen und das stille, zurückgezogene Dasein eines Sonderlings geführt hatte. Ein sechswöchentlicher Badeaufenthalt zu Kissingen pflegte im Sommer, im Winter jeden Mittwoch eine Whistpartie mit dem Pastor des benachbarten Dorfes und dem königlichen Oberförster die Einförmigkeit seines Lebens zu unterbrechen. Selbst seine beiden unverheiratheten Schwestern hatten sich nur sehr selten auf dem Schlosse gezeigt und stets schon nach wenigen Tagen die unbehagliche Stätte wieder verlassen. Ihnen hatte er bei seinem Tode sein bedeutendes Baarvermögen nach Abzug einiger

Legate hinterlassen; das schöne Gut aber war nach testamentarischer Bestimmung dem Sohne eines Cousins, einem jungen Kavallerie-Offizier, den der Erblasser in seinem Leben kaum drei- oder viermal gesehen hatte, zugefallen. Diese auch für den glücklichen Erben überraschende Bestimmung hatte der Alte mit der kurzen Bemerkung motivirt: „Damit wieder frisches Leben in die alten Mauern einziehe."

Dieser Absicht des Erblassers schien der junge Baron Barnegg entsprechen zu wollen. Die Offiziere seines vormaligen Regiments — er hatte den Abschied genommen — waren seine Gäste, und der heitere Lärm, das frohe Gelächter, das helle Klingen der Gläser bezeugte, daß man sich gut amüsirte. Man besprach das Glück des jungen Gastgebers, man lobte des Alten vernünftigen Einfall, man toastete auf die Mutter des Barons, welche sich schon seit einigen Stunden zurückgezogen hatte, und der einzige Fähnrich des Regiments wagte sogar, durch die Champagnerbowle kühn gemacht, mit seinem vormaligen Lieutenant auf die künftige Gebieterin des Schlosses, von der Niemand eine Ahnung hatte, anzustoßen.

Barnegg hatte eben diese Liebenswürdigkeit mit dem Wunsche, daß die Offiziersepauletten bald die Achseln des jungen Kriegers zieren möchten, erwiedert, als ein Diener eintrat und ihm ein paar Worte zuflüsterte.

Barnegg entschuldigte sich bei seinen Gästen für kurze Zeit und verließ den Saal. Im Vorzimmer erwartete ihn ein ältlicher Mann, der Inspektor des Gutes.

„Verzeihen Sie die Störung, Herr Baron," sagte der

Digitized by Google

Inſpektor. „Sie hatten befohlen, daß Sie zu jeder Stunde ſofort benachrichtigt ſein wollten, wenn irgend etwas von Belang vorfiele.“

„Schon gut, liebſter Harms! Was gibt's? Hoffentlich nichts Allzuſchlimmes.“

„Heute Abend,“ verſetzte der Inſpektor, „als die Kuhheerde von der Waide zurückkehrte, waren zwei Stück erkrankt. Ich ließ ſie aus Vorſicht in den leeren Stall hinter der Futterkammer bringen. Vor einer Stunde iſt noch eine dritte Kuh erkrankt; die Symptome deuten darauf, daß es Milzbrand iſt.“

„Und womöglich tritt er epidemiſch auf! Das wäre für mich ein bitterer Anfang,“ ſagte der Baron erſchrocken.

„Hoffen wir, daß es mit dieſen drei Opfern, die ſchwerlich zu retten ſein werden, genug iſt,“ tröſtete der Inſpektor. „Ich habe ſofort nach dem Thierarzt geſchickt und erwarte ihn jeden Augenblick. Er iſt ein erfahrener und umſichtiger Mann, deſſen Maßregeln ſich in einem ähnlichen Fall vor ſieben Jahren ſehr wirkſam erwieſen.“

„Ich werde Sie nach dem Stall begleiten,“ ſagte der Baron und nahm ſeine Mütze von dem Kleiderrechen. „Sorge dafür, daß es den Herren nicht an Wein fehlt,“ rief er dem Bedienten zu. „In zwanzig Minuten bin ich wieder zurück.“

Sie gingen durch den ſchattigen Park, der im Halbkreiſe das ganze Gehöft umrahmte, und gelangten nach einer Wanderung von wenigen Minuten, während welcher ſich der Baron über die inzwiſchen getroffenen Maßregeln

Digitized by Google

hatte unterrichten lassen, nach dem Stalle. Der Lichtschimmer, welcher aus einer geöffneten Thüre drang, zeigte an, wo die erkrankten Kühe untergebracht waren.

„So viel ich weiß," sagte der Baron, „ist die Krankheit auch für Menschen nicht ungefährlich. Wem ist die Pflege der Thiere anvertraut?"

„Dem Kuhhirten, welcher Erfahrung besitzt, und einer Magd, die ein verständiges und anstelliges Mädchen ist."

Sie traten in den Stall, der von einigen Laternen schwach erhellt war. An drei Säulen, welche die Decke trugen, waren die Kühe angebunden. Während zwei von ihnen schwer athmend und stumpf dastanden, tobte die dritte schnaufend und den Kopf unruhig bewegend um die Säule, an welcher sie festgebunden war.

„Ich konnte sie nicht mit Wasser übergießen," sagte der Hirt, auf die unruhige Kuh deutend, „es ist ihr nicht beizukommen. Selbst Kascha, deren Stimme sie sonst so gut kennt, konnte sie nicht beruhigen."

„Schade um das schöne Thier!" versetzte der Baron.

„Die jüngsten und kräftigsten werden leider am leichtesten von dieser Krankheit befallen," bemerkte der Inspektor. „Auch die beiden anderen Kühe gehören zu den schönsten der ganzen Heerde."

„Könnte ich nicht die beiden anderen Kühe ein wenig besser sehen?" fragte der Baron.

„Kascha, nimm dort die Laterne und leuchte dem Herrn Baron," wandte sich der Kuhhirt an ein Mädchen, das bisher unbeachtet auf einem Schemel in einem dunklen Winkel des Stalles gesessen hatte.

Digitized by Google

Kaſcha erhob ſich, nahm die bezeichnete Laterne von der Wand und trat in die Nähe der einen Kuh.

„Halte die Laterne recht hoch, Mädchen!“ ſagte der Inſpektor.

Kaſcha that, wie ihr befohlen worden war. Aber nur einen Augenblick betrachtete der Baron die kranke Kuh, welche ſtöhnend und mit ſtierem Blick daſtand, dann blieben ſeine Augen verwundert auf dem ſelten ſchönen Geſicht des ſchlanken Mädchens haften. Sie ſchien von der Ueberraſchung ihres jungen Herrn nichts zu bemerken, ſondern ſah mitleidig nach dem kranken Thier.

„Leuchte auch hier einmal, Kaſcha,“ ſagte der Baron und trat zu der dritten Kuh.

Und wieder hing ſein Auge bewundernd auf dem blaſſen, ſchmalen Geſicht, zu welchem die ſchwarzen Haare und dunklen Augen einen ſchönen Gegenſatz bildeten.

„Fürwahr,“ dachte er, „ſie könnte mit ihrer ſchlechten Kleidung und ihrer wunderbaren Schönheit ein prächtiges Modell für Aſchenbrödel abgeben.

Es iſt genug, Mädchen,“ ſagte er laut; „hänge die Laterne wieder an ihren Platz!“ und an den Inſpektor ſich wendend, fuhr er fort: „Die Rückſicht auf meine Gäſte macht es mir unmöglich, die Ankunft des Thierarztes abzuwarten. Es läßt ſich ja ohnehin in der Nacht nicht viel thun. Machen Sie mir morgen früh Meldung.“

Nach dieſen Worten verließ er den Stall und trat den Rückweg durch den Park an. Er dachte weniger an den ſchweren Verluſt, der ihn möglicherweiſe treffen

konnte, als an das arme Mädchen, das wie die erniedrigte Prinzessin eines Märchens in dem Stall vor ihm gestanden hatte.

„Welch' seltene und feine Schönheit," sprach er vor sich hin. „Es ist gut, daß sie in der Einsamkeit des Dorfes lebt; in der Stadt —"

Ein lautes Lachen, das aus den geöffneten Saalfenstern des Schlosses ihm entgegenschallte, unterbrach sein Selbstgespräch. Er beschleunigte seine Schritte und befand sich bald wieder in der Mitte seiner Gäste, die den Grund seiner Abwesenheit von dem Diener erfahren hatten.

„Es ist nur gut, daß Ihr Vollbluthengst nicht erkrankt ist, Barnegg," sagte einer der Offiziere.

„Die Krankheit der Kühe ist hoffentlich auch nicht lebensgefährlich," lallte der Fähnrich, der inzwischen noch mehrere Glas Champagner auf die erwarteten Offizierspauletten getrunken hatte.

„Ich glaube, denen hilft kein Thierarzt mehr," erwiederte Barnegg und suchte möglichst unbefangen auszusehen.

„Nun, wenn Sie Geld zum Ankauf neuer Holländer brauchen," sagte ein älterer Rittmeister, „so stehe ich zu Diensten!"

Ein lautes Gelächter folgte diesen Worten, denn man wußte, daß sich der Sprecher stets in Geldverlegenheit befand. Aber trotz dieses Scherzes blieb Barnegg nachdenklicher und ernster, als für das Stadium paßte, in welches die Feststimmung bereits gerathen war. Der Major, welcher dem Wein weniger zugesprochen hatte,

Digitized by Google

bemerkte es und mahnte zum Aufbruch. Eine halbe Stunde ſpäter hatten die Gäſte das Schloß verlaſſen, und während ſie auf der Rückfahrt die Liebenswürdigkeit und die Gaſtfreiheit ihres ehemaligen Kameraden in verſchiedenen Tonarten prieſen, ging dieſer mit der unbehaglichen Stimmung zu Bett, welche der Gaſtgeber ſtets zu empfinden pflegt, wenn das Feſt durch irgend einen unglücklichen Zufall eine Störung erlitten hat.

Am nächſten Morgen brachte ihm der Inſpektor die Nachricht, daß während der Nacht zwei der Kühe verendet ſeien und die dritte den Vormittag nicht überleben werde; gleichzeitig meldete er, daß der Thierarzt energiſche Maßregeln ergriffen habe, um der weiteren Verbreitung der Krankheit vorzubeugen.

Es trat auch kein weiterer Verluſt ein, und der alte Kuhhirt ſagte: „Ein Gutes hat das Unglück gehabt. Vorher bekümmerte ſich der Herr Baron nur um ſeine Pferde und Jagdhunde, jetzt liegt ihm doch auch der Kuhſtall am Herzen. Nun ſoll mich der Reitknecht noch einmal über die Achſeln anſehen!“

2.

Eines Abends, als der Baron wieder den Kuhſtall betrat — es war zur Zeit des Melkens — ſangen die Mägde. Die Melodie war nicht ſchön und die Stimmen gewöhnlich; nur eine erregte durch den edleren Ton und den Umfang die Aufmerkſamkeit des Barons. Er trat näher, aber man hatte ſein Kommen bemerkt, und auf den leiſen Zuruf einer Magd: „Der Herr!“ plötzlich abgebrochen.

Digitized by Google

„Warum hört Ihr auf zu ſingen?“ fragte der Baron.

Die Mädchen kicherten erſt verſtohlen hinter den Kühen; endlich ſagte eine, die mehr Muth zu beſitzen ſchien: „So fange doch an, Kaſcha!“

Die Angeredete trat in dieſem Augenblick auf den Gang, um die Milch in den Eimer zu gießen. Sie war bei der Aufforderung roth geworden, und ihre Verlegenheit wuchs noch, als ſie merkte, daß das Auge des Barons auf ihr ruhte. Sie ſetzte ſich eilig zu einer anderen Kuh, begann aber nicht zu ſingen.

„Nun, willſt Du nicht ſingen, Kaſcha?“ fragte der Baron in freundlichem Tone, um ihr Muth zu machen.

„Ich kann nicht, gnädiger Herr,“ ſtotterte das Mädchen, „wenn — wenn —“

„Wenn ich zuhöre,“ ergänzte der Baron lachend. „Höre, Du mußt Dir mehr Muth anſchaffen!“

Darauf verließ er den Stall; er war zufrieden, daß das Mädchen auf ſeine Aufforderung nicht geſungen hatte, denn die Schüchternheit gefiel ihm. Aber dieſe Zurückhaltung fand weniger die Billigung ihrer Gefährtinnen.

„Du biſt ein Zieraffe!“ ſagte die Eine. „Du wollteſt wohl gar gebeten ſein, Du Prinzeſſin?“

„Ja, Kaſcha,“ meinte der alte Kuhhirt, deſſen Liebling das Mädchen war, „Du hätteſt dem Herrn etwas vorſingen ſollen. Dein Schade würde es nicht geweſen ſein.“

Kaſcha erwiederte nichts; aber von dem Abend an nahm ſie nicht mehr Theil an dem Geſange.

Kurze Zeit darauf ſagte die Baronin zu ihrem Sohne:

Digitized by Google

„Kurt, wir haben ja eine wahre Perle auf unserem Hofe, das schöne schwarzäugige Mädchen mit dem polnischen Namen, das mir heute früh die Butter in's Schloß brachte."

„Kascha," sagte der Baron möglichst gleichgiltig.

„Richtig, das ist ihr Name. Ich habe ein so edles Gesicht bei einem Mädchen dieses Standes noch nie gesehen. Sie stammt wohl aus Polen?"

„Ich habe nach ihrer Herkunft nicht gefragt, Mama. Uebrigens hat die Natur noch in anderer Hinsicht sie gütig bedacht. Sie hat eine treffliche Stimme. Laß Dir einmal etwas von ihr vorsingen!"

„Begleite mich heute Abend in den Kuhstall, Kurt. Ich fange an, mich für die Kleine zu interessiren."

Dem Baron kam dieser Wunsch sehr gelegen. Er war überzeugt, daß Kascha seiner Mutter nicht abschlagen würde, was sie ihm verweigert hatte. Aber damit seine Nähe das Mädchen nicht befangen mache, blieb er, als sie in den Stall gekommen waren, unter einem Vorwand zurück.

Die Baronin näherte sich dem Platz, wo die Mägde saßen und in gewohnter Weise sangen. Sie hörte sogleich heraus, daß Kascha nicht mitsang, denn die Stimmen waren ohne Ausnahme gewöhnlich.

„Warum singt Kascha nicht mit?" fragte die Baronin. „Ist sie nicht hier?"

„Dort sitzt sie, bei der Schwarzschecke," antwortete eine Magd.

„Vielleicht singst Du mir allein ein Lied, liebes Kind," sagte die Baronin.

Digitized by Google

Eine längere Pause trat ein, und schon regte sich im Herzen der Baronin der Aerger darüber, daß sie umsonst gebeten habe, als plötzlich laut und wohltönend Kascha's Stimme erklang. Ein feineres Ohr als das der Baronin hätte wohl den Mangel jeglicher Schulung sofort herausgehört, aber das Keusche und Empfindungsvolle des Gesanges wäre ihm schwerlich entgangen.

Der Baron war leise näher getreten. Er verstand von dem Text nichts — es war ein polnisches Volkslied — aber er lauschte so andachtsvoll, als solle ihm kein Wort entgehen.

Nachdem Kascha auf den Wunsch der Baronin noch ein heiteres deutsches Lied gesungen hatte, sagte die Letztere zu ihrem Sohne: „Wirklich außergewöhnlich schön!" Dann rief sie das Mädchen an sich heran, belobte sie und wollte ihr ein Geldstück überreichen.

Aber Kascha, die schon durch den unvermutheten Anblick des Barons verlegen geworden war, trat, durch dieses Anerbieten noch mehr verwirrt, erschrocken zurück und sagte: „Nicht doch, gnädige Frau! Das ist der Sang gar nicht werth!"

„Dann wirst Du wohl ein anderes Geschenk nicht zurückweisen," sagte die Baronin in einem Tone, welchem man den Verdruß über des Mädchens Weigerung anhörte. „Inzwischen danke ich Dir."

Als der Baron mit seiner Mutter durch den Park zurückkehrte, fiel ihm die Verstimmung derselben auf. Den Grund ahnend, sagte er: „Unsere Primadonnen sind, was den Geldpunkt anlangt, weniger spröde als Kascha.

Digitized by Google

Ich fand es allerliebst, daß sie Dein Geschenk nicht annahm."

„Fandest Du nicht, daß auch eine kleine Portion Hochmuth dahinter steckte, Kurt?" fragte die Baronin.

„Nichts als kindliche Verlegenheit, Mama."

„Sie wird wohl wissen, daß sie schön ist und gut singt," entgegnete die Baronin lächelnd; nach einer Pause setzte sie, gleichsam als sollte ihr herbes Urtheil etwas gemildert werden, hinzu: „Es ist bedauerlich, daß dieses Mädchen in solchem Stande verkümmern soll."

„Gewiß ist es bedauerlich!" bestätigte der Baron.

Beide schienen etwas sagen zu wollen, Beide aber schwiegen. Endlich, als sie bereits das Schloß erreicht hatten, sagte die Baronin wie beiläufig: „Erkundige Dich doch einmal nach Kascha's Vergangenheit, Kurt. Ich bin neugierig, zu erfahren, woher sie stammt und wie sie hieher gekommen ist."

Wenige Tage später machte der Baron mit dem Inspektor einen Ritt in's Feld. Sie kamen an einer Wiese vorüber, wo Futter für das Vieh gemäht wurde; unter den Aufladerinnen befand sich Kascha. Dieser Umstand bot dem Baron die gewünschte Gelegenheit, nach dem Mädchen zu fragen.

„Meine Mutter interessirt sich für Kascha," begann er, „und sie war neulich sehr überrascht, ein polnisches Lied aus ihrem Munde zu hören. Sie stammt also jedenfalls nicht aus dieser Gegend. Wie ist sie hieher gekommen, und was wissen Sie über ihre Vergangenheit, lieber Harms?"

Digitized by Google

„Sie ist in einem oberschlesischen Dorfe geboren, Herr Baron; den Namen desselben habe ich vergessen, obwohl ich des Mädchens wegen manchen Brief zu schreiben hatte. Ihr Vater war Bergmann und verunglückte mit einer größeren Anzahl seiner Berufsgenossen durch schlagende Wetter, als sie etwa sieben Jahre alt war. Der Mutter, die schon lange brustleidend war, gab dieser Unglücksfall den letzten Stoß; sie starb wenige Wochen nachher mit Hinterlassung von vier oder fünf Kindern. Dieselben wurden gegen Verpflegungsgelder bei gewöhnlichen Leuten untergebracht, mit Ausnahme von Kascha, welche ein kinderloser Grenzbeamter in's Haus zu nehmen sich erbot. Sie verdankt dies Glück wohl dem Umstand, daß sie ein hübsches Kind war. Doch ich erzähle Ihnen wohl zu weitschweifig, Herr Baron?"

„Keineswegs!" entgegnete der Baron. „Meine Mutter will genaue Auskunft haben."

„In dem Hause des Grenzbeamten," fuhr der Inspektor fort, „scheint Kascha sehr gute Tage gehabt zu haben, und daher stammt wohl auch das Aparte, fast möchte ich sagen Feine, das sie vor anderen Bauerndirnen auszeichnet. Die übrigen Mägde nennen sie oft ‚die Prinzessin'. Das Glück war jedoch nur von kurzer Dauer. Kascha's Pflegeeltern fielen rasch hintereinander einer Typhusepidemie zum Opfer, und da sich Niemand fand, der sich des elfjährigen Mädchens erbarmt hätte, so wurde sie gegen Verpflegungsgeld in der Familie eines Flickschusters untergebracht. Dort hat sie entweder wirklich schlimme Tage gehabt, oder sie sind ihr wenigstens im Gegensatz zu der

vorherigen freundlichen Behandlung so erschienen. Nachdem sie etwa zwei Monate lang das Leben in dem Hause des Schusters ertragen, beschloß sie, heimlich aus dem Hause ihrer Pfleger zu entfliehen. Sie wußte, daß in einem Dorfe bei Namslau ein Bruder ihrer Mutter lebte. Bei diesem wollte sie eine Zuflucht suchen. Schon lange vorher, ehe sie ihren Entschluß ausführte, hatte sie auf der großen Schulwandkarte die Richtung, welche sie einschlagen müsse, sich genau angesehen und auch die Namen der Städte, durch welche sie kommen mußte, aufgeschrieben. So hatte sie denn, als sie in einer Nacht entwich, den richtigen, wenn auch nicht kürzesten Weg eingeschlagen.

Theils zu Fuß, theils von Fuhrleuten mitgenommen, ein Stück Brod sich in den Dörfern erbettelnd, in Ziegelscheunen oder in Kornschobern nächtigend, war sie bis in die Nähe eines zwei Meilen von hier entfernten Dorfes gelangt. Dort hatte sie der alte Stellmacher Vogt, der vor zwei Jahren gestorben ist, krank am Wege gefunden. Mitleidig nahm er sie mit hieher, wo sie sich in seinem Hause binnen wenig Tagen erholte. Der deutschen Sprache war sie soweit mächtig, um über Alles Auskunft geben zu können, und sie that es, wie sich herausstellte, offen und wahrheitsgemäß.

Den alten Stellmacher rührte ihr Schicksal, und da er kurz vorher seine jüngste Tochter am Scharlachfieber verloren hatte, so beschloß er im Einverständniß mit seiner Base, die sein Hauswesen besorgte, das Mädchen bei sich zu behalten. Seine beiden verheiratheten Töchter rümpf-

ten zwar über den Eindringling die Nase, aber der Alte blieb bei seinem einmal gefaßten Beschluß. Kascha war glücklich, eine Heimath gefunden zu haben, und die Behörden, mit denen ich die Korrespondenz führte, erklärten sich leicht einverstanden, da der Stellmacher kein Verpflegungsgeld beanspruchte, und der Flickschuster, in dessen Hause Kascha zuletzt gelebt hatte, keinen guten Leumund genoß. Schlimm ist es, daß der alte Vogt so plötzlich am Schlage starb; er hätte wohl sonst besser für ihr Fortkommen gesorgt. Seine Absicht war, daß sie das Schneidern und Putzmachen lernen sollte. Freilich," setzte er nicht ohne Absicht hinzu, „wäre es wohl auch jetzt noch nicht zu spät; sie ist erst siebenzehn Jahre."

„Trat Kascha gleich nach dem Tode des Stellmachers in den Hofdienst?" fragte der Baron.

„Nein, sie war damals noch zu schwächlich, und auch jetzt noch muß sie von den schwereren Arbeiten dispensirt werden. Sie war zunächst bei dem Schmied, der eine Art Vormund von ihr ist, Kindermädchen; seit Michaelis dient sie auf dem Hof."

„Ihre Vergangenheit ist also unglücklich und vielbewegt," sagte der Baron, „aber durchaus tadellos?"

„In jeder Beziehung!" versicherte der Inspektor. „Sie hält sich von den übrigen Dienstleuten fern und ist noch mit keinem Fuß auf einen Tanzboden gekommen. Sonntags geht sie in die Schmiede — die Leute sind sehr ehrenwerth — oder liest auf ihrer Kammer, wenn sie eines Buches habhaft werden kann. Von der leichtfertigen Art anderer Mädchen, die, wenn sie kaum die Schule hinter

Digitized by Google

sich haben, gleich eine Liebschaft anbändeln und blos auf Vergnügen in den Wirthshäusern denken, hat sie nichts an sich."

„Sie sind ja ein sehr warmer Lobredner Kascha's, Herr Inspektor," sagte der Baron in scherzendem Tone.

„Nur gerecht, Herr Baron. Ich spreche aus Erfahrung. Meine Frau hätte sie gern in die Küche genommen, aber Kascha hat das abgelehnt, weil wir zwei junge Leute — die Schreiber — im Hause hätten, und im vorigen Winter hat sie den Volontär, einen wohlhabenden Bauerssohn, der wohl etwas zudringlich war, so entschieden abgetrumpft, daß er sich sofort nach einer anderen Stelle umsehen mußte, weil er sich vor den Leuten schämte."

Der Baron ritt eine Weile stumm neben dem Inspektor weiter, dann sagte er:

„Das Mädchen hat also gar keinen Anhang, ich meine, die Beziehungen zu ihren Geschwistern und sonstigen Verwandten sind gelöst?"

„Die traurigen Umstände haben das so mit sich gebracht. Wer hätte dafür Sorge tragen sollen, daß die verwaisten Geschwister in einer gewissen Verbindung miteinander blieben? In solchen Kreisen ist man nicht so weich und zartfühlend."

3.

All' diese Nachrichten hörte die Baronin nach der Rückkehr Kurt's mit einer gewissen geschäftsmäßigen Theilnahme an. Die Auskunft befriedigte sie bis auf einen Punkt, die Flucht Kascha's, die ihr einen zigeunerhaften Zug in dem Wesen des Mädchens anzudeuten schien.

Digitized by Google

„Ich habe die Empfindung," ſagte ſie, „als ob ich einem ſolchem Mädchen nie recht trauen könnte. Der Hang zum Vagabondiren, der im Kinde ſteckte, äußert ſich ſpäter in anderen ſchlechten Eigenſchaften."

„Hier liegt die Sache doch ganz anders," verſetzte der Baron. „Nicht leichtſinnige Neigung zu einem abenteuerlichen Leben, ſondern Mißhandlungen und die Hoffnung, in der Ferne eine wohnlichere Stätte zu finden, haben Kaſcha auf die Landſtraße getrieben. Nach all' dem, was ich über Kaſcha gehört, glaube ich, daß in ihr ein Schatz trefflicher Eigenſchaften verborgen liegt, den zu heben ſich wohl der Mühe verlohnte."

Er ſprach dies mit ſo ernſter Entſchiedenheit, daß die Baronin ihn befremdet anſah; aber ſie ſagte nichts als: „Wir werden ſehen!"

Das Intereſſe, welches die Baronin für Kaſcha gefaßt hatte, war weniger jene warme Zuneigung, welche oft durch außergewöhnliche Schönheit oder ſeltene Gaben hervorgerufen wird, als klug berechnendes Wohlwollen, das zwar Gutes zu erweiſen bereit, aber auch ebenſo geneigt iſt, den eigenen Vortheil dabei in Rechnung zu ziehen. War Kaſcha, wie es den Anſchein hatte, geſchickt und anſtellig, ſo konnte ſie im Beſitz der erforderlichen Fertigkeiten eine brauchbare Kammerzofe für die Baronin oder deren künftige Schwiegertochter abgeben, und wenn ſie ſich bewährte, zur Anerkennung dafür ſpäter einmal mit einer leidlichen Ausſtattung an einen Förſter oder Gärtner verheirathet werden. Die Befreiung aus ihrer jetzigen Stellung mußte Kaſcha in jedem Falle als ein Glück betrach-

Digitized by Google

ten, und die Dankbarkeit, so hoffte die Baronin, würde ihre Pflichttreue und Anhänglichkeit erhöhen. Aber sie gehörte nicht zu denjenigen Frauen, die auf einen günstigen Eindruck hin irgend einen Entschluß fassen; sie wollte erst prüfen.

Das Geschenk, welches sie Kascha für ihr Lied versprochen hatte, sollte ihr die erwünschte Gelegenheit geben. Sie hatte Stoff zu einem einfachen Kleide für sie besorgt, und statt das Mädchen nach dem Schlosse rufen zu lassen, beschloß sie, das Packet ihr selbst zu überbringen.

Kascha bewohnte in dem Gesindehause eine kleine Kammer, und zwar allein. Diesen Vorzug verdankte sie der Gunst des Inspektors, der sie gern so viel als möglich von ihren roheren Gefährtinnen absonderte.

An einem Sonntagnachmittag — es war gerade im Dorfkrug eine Lustbarkeit und die größte Anzahl der Dienstleute abwesend — begab sich die Baronin nach dem Gesindehause. Als sie in Kascha's Kämmerchen eintrat, erhob sich das Mädchen mit allen Anzeichen der Verlegenheit von ihrer Truhe, auf welcher sie lesend gesessen hatte, und begrüßte stotternd die Baronin.

Diese hatte durch einen raschen Umblick die Ueberzeugung gewonnen, daß in dem ärmlichen engen Raume Sauberkeit und Ordnung herrschte, und das stimmte sie von vornherein günstig.

„Ich habe gehört, daß Du nie zum Tanz gehst," begann sie, „und deshalb habe ich diesen Zeitpunkt gewählt, um Dir das versprochene Geschenk zu bringen. Es ist Stoff zu einem Kleide. Laß es Dir machen; ich werde

Digitized by Google

den Arbeitslohn bezahlen. Du selbst wirst es Dir wohl nicht anfertigen können?"

Als Kascha fast beschämt dies verneinte, fuhr die Baronin fort:

„Hättest Du denn nicht Lust, das Schneidern, Weißnähen, Putzmachen und dergleichen zu lernen? Du würdest Dir reichlicher und bequemer Dein Brod verdienen, als durch grobe Arbeit, für welche überdies Deine Körperkräfte kaum auszureichen scheinen."

„Ich möchte wohl," erwiederte Kascha, ermuthigt durch den gütigen Blick der Baronin, „ich möchte noch viel mehr lernen, wenn ich Gelegenheit dazu hätte, vor Allem singen."

„Du willst hoch hinaus, Mädchen. Von einer Kammerjungfer verlangt man nicht, daß sie singen kann. Und an diese Stellung hatte ich gedacht. Was ist das für ein Buch, in dem Du eben lasest?"

Sie hatte bei diesen Worten bereits das Buch, welches Kascha auf das Fensterbrett gelegt hatte, in die Hand genommen. Es enthielt Märchen.

„Verstehst Du denn Alles, was Du liest?" fragte sie, in dem Buche blätternd, „Du bist doch Polin?"

„Ich habe von meinem achten Jahre an nur deutsch gesprochen, und vom Polnischen kenne ich nur noch wenige Lieder. Aber ich glaube, in einer polnischen Gegend würde ich es bald wieder lernen. Manchmal kommen mir im Traume polnische Worte auf die Zunge, welche mir im Wachen nicht einfallen."

Dies brachte das Gespräch auf Kascha's Jugend, und die Baronin fand nun Gelegenheit, ein eingehendes Exa-

Digitized by Google

men anzustellen, besonders über jene Flucht aus dem Hause des Flickschusters. Die Schilderung alles dessen, was Kascha bei ihrem Pflegevater zu erdulden gehabt hatte, gab der Baronin die Ueberzeugung, daß jenes heimliche Entweichen eher auf einen guten Kern in dem Wesen Kascha's, als auf das Gegentheil schließen lasse. Zufrieden mit dem Ergebniß ihrer Prüfung, verließ sie das Mädchen. Sie theilte ihrem Sohne das Ergebniß ihres Besuches mit und knüpfte daran die Bemerkung, daß es vielleicht keine schlecht angebrachte Wohlthat wäre, wenn man Kascha in eine bessere Sphäre brächte; aber einen bestimmten Entschluß sprach sie nicht aus.

Der Baron errieth den Plan seiner Mutter und sagte: „Nur entscheide Dich nicht für eine Ausbildung, von welcher Du schließlich den meisten Nutzen hast. Das würde den Werth Deiner Wohlthat sehr herabdrücken, und dann —"

„Und dann?" fragte die Baronin mit einem mißtrauischen Blick auf ihren Sohn.

„Würde das Mädchen sich in der Stellung, die Du ihr zugedacht, wahrscheinlich weniger glücklich fühlen, als in ihrer jetzigen; sie würde empfinden, daß noch viel mehr aus ihr geworden wäre, wenn Du Dich nicht mit einem halben Interesse begnügt hättest. Und dies Gefühl hat Unzufriedenheit im Gefolge. Entweder laß sie in ihrer jetzigen Lage, oder gib ihr eine Erziehung, ihrer Neigung und ihren Fähigkeiten entsprechend."

„Sie scheint Dir also zu einer Kammerzofe zu gut?" fragte die Baronin.

Digitized by Google

„Ja. Ich denke, daß, wenn Kascha als das Kind reicher Eltern geboren worden wäre und alle Vortheile einer solchen Lage genossen hätte, sie heute eine Zierde ihres Geschlechtes sein würde. Und wollen wir, was das Glück an ihr versäumt hat, nachholen, so dürfen wir uns nicht mit einer halben Wohlthat begnügen. Höre erst ihre Wünsche an und laß uns dann einen Entschluß fassen!"

„Dann wird sie durch uns zur vornehmen Dame werden wollen," bemerkte die Baronin. „Und zur Ausführung dieses Planes, das gestehe ich offen, verspüre ich wenig Neigung."

Der Baron erwiederte nichts. Er hatte die Ahnung, daß die Entscheidung über Kascha's Zukunft zu einem unerquicklichen Streit mit seiner Mutter führen würde.

4.

Die Baronin saß auf ihrem Lieblingsplatz im Park; in ihren Händen hielt sie einen Brief, den sie schon mehrmals von Anfang bis zu Ende durchgelesen hatte. Er war von ihrer einzigen Tochter Therese, die an einen Regierungsrath in Königsberg verheirathet war. Mitten im Lesen wurde sie durch nahende Tritte unterbrochen. Der Baron kam auf dem Kieswege daher.

„Ein Brief von Therese!" rief ihm die Baronin entgegen.

„Natürlich sonnig, wie immer! Der Mann ein Muster, die Kinder kleine Wunderthiere!" Er nahm Platz und las den Brief.

Digitized by Google

„Macht der Brief nicht sehnsüchtige Wünsche in Dir rege, Kurt?“ fragte die Baronin, als er den Brief schweigend zusammenfaltete und auf den Tisch legte.

„Thereſe zu beſuchen? Das geht im Sommer nicht!“ entgegnete der Baron, ihre Meinung abſichtlich mißverſtehend.

„Daran dachte ich nicht! Empfindeſt Du nicht Sehnſucht, Dir ein gleiches Glück zu ſchaffen, wie es Thereſe beſitzt? Du biſt neunundzwanzig Jahre alt; die Gründe, welche dem vermögensloſen Offizier hinderlich im Wege ſtanden, ſind weggefallen. Du wirſt am beſten der Abſicht des Oheims entſprechen und friſches Leben in's Haus bringen, wenn Du Dich verheiratheſt.“

„Ich weiß nur nicht, wen ich heirathen ſoll,“ entgegnete der Baron heiter. „Eine unſerer Couſinen vielleicht? Menona, die Jugendliche, hat es ſeit zwölf Jahren immer nur auf den jüngſten Lieutenant abgeſehen, und wird von einem geſetzten Mann, wie ich es bin, nichts wiſſen wollen, und die Parforcereiterin Toska würde mich täglich der Gefahr ausſetzen, Wittwer zu werden.“

„An dieſe hatte ich allerdings nicht gedacht,“ entgegnete die Baronin, über den Scherz einigermaßen verſtimmt. „Ueberhaupt zielen meine Wünſche nicht auf eine beſtimmte Perſon hin. Aber in unſerer Nachbarſchaft leben genug adelige Familien mit heirathsfähigen Töchtern. Wir ſind ſchon ſechs Wochen hier und haben noch keinen Beſuch gemacht und außer Deinen alten Regimentskameraden auch noch Niemand bei uns geſehen.“

„Mama, es würde mir leid thun, wenn Dir das Leben hier zu einsam wäre," versetzte der Baron. „Die neue Thätigkeit eines Landwirths nimmt meine Gedanken so in Anspruch, daß ich die Nothwendigkeit, gesellschaftlichen Verpflichtungen nachzukommen, noch nicht empfunden habe."

„Deine neue Thätigkeit als Landwirth? Lieber Kurt, ich nehme Dir diesen Versuch, mich zu täuschen, nicht übel, denn Du befindest Dich selbst in einer Täuschung. Ich will Dir Klarheit geben: der einzige Gedanke, der Dich seit geraumer Zeit beschäftigt, ist der an jenes polnische Mädchen mit ihrer Sirenenschönheit. Behaupte nicht, daß Du nur ein wohlwollendes menschenfreundliches Interesse an Kascha nimmst; Du kannst Deine Leidenschaft so wenig verbergen, daß selbst die gewöhnlichen Leute über die Beachtung, die Du ihr schenkst, reden. Es werden Vermuthungen über die Zukunft des armen Kindes ausgesprochen, die mich entsetzt haben, und ich fürchte — ich fürchte —"

Einen Augenblick schwieg der Baron fast verwirrt. Die unumwundene Enthüllung seines Innern, die Urtheile, welche sein unvorsichtig geäußertes Interesse veranlaßt hatte, berührten ihn peinlich; aber sie brachten den Plan, mit dem er sich bereits seit dem Bericht des Inspektors über Kascha getragen hatte, zur Reife.

„Den Muthmaßungen der Leute, die in ihrer gehässigen und neidischen Gesinnung das arme Mädchen im Voraus beschimpfen, sowie Deinen Befürchtungen, liebe Mama, werde ich am besten begegnen, wenn ich den Plan ausführe, der, wie Du richtig bemerkt hast, mich schon seit

Digitized by Google

Tagen ausschließlich beschäftigt. Ich werde Kascha ausbilden lassen, nicht als Putzmacherin oder Nähterin, woran Du dachtest, sondern wie ein Mädchen unseres Standes; denn ich liebe sie und werde sie heirathen."

„Kurt," rief die Baronin erschreckt und faßte krampfhaft die Lehne der Gartenbank, „das kann Dein Ernst nicht sein! Es ist nur eine Wallung Deiner durch ihre Schönheit entflammten Leidenschaft. Sonst spricht ja Alles dagegen: ihre Herkunft, ihr bisheriges Leben, ihre jetzige Stellung. Es kann Dein Ernst nicht sein, Kurt. Bedenke das Gespött unserer Bekannten, die schiefe Stellung, aus welcher Kascha nicht herauskommt, auch wenn Alles nach Deinem Wunsch sich gestaltet! Man wird nie vergessen, daß sie ein hergelaufenes Mädchen ist und ehemals die Kühe gemolken hat. Bedenke, daß Du Dich aus dem Kreise ausschließest, dem Du angehörst und den Du auf die Dauer nicht entbehren kannst. Es kann Dein Ernst nicht sein!"

„Weil es mein Ernst ist, Mama," erwiederte der Baron mit einer Ruhe, die gegen die Erregtheit seiner Mutter scharf abstach, „so laß uns die Sache mit mehr Ruhe besprechen, als Du bisher gezeigt hast. Alle die Bedenken, die Du aussprichst, sind auch mir aufgestiegen, und die Prüfung derselben hat mich nicht eher zu einem Entschluß kommen lassen. Ich gebe zu, daß Andere, von gleicher Leidenschaft wie ich erfaßt, einen weniger ehrenhaften Besitz des Mädchens erstreben würden; aber mag man auch über den einfältigen Gedanken, sie zu meinem Weibe machen zu wollen, lachen: ich werde diesen Spott

und die sonstigen Konsequenzen mit Gleichmuth ertragen. Wenn ein Edelmann die Tochter eines reich gewordenen Kornhändlers oder glücklichen Börsenspekulanten heirathet, so übersieht man die mangelnden körperlichen und geistigen Eigenschaften und nennt die Heirath eine gute Parthie. Wenn Kascha plötzlich durch einen Glücksfall ein reiches Mädchen würde und alles das, was ich vorhabe, durchführte, glaubst Du, daß sich ein Mann an ihre zwar armselige, aber, wie ich Dir mitgetheilt habe, tadellose Vergangenheit stoßen würde? In drei Jahren wäre sie ein vielumworbenes Mädchen! Worin besteht also der Unterschied, wenn ich Kascha für mich ausbilden lasse? Doch einzig darin, daß ich sie auch ohne das ausschlaggebende Geld, dessen ich nicht bedarf, heirathe, daß ich Wohlthäter und Freier zugleich bin."

„Gegen Deine Logik läßt sich nicht kämpfen," versetzte die Baronin. „Sie ist die Logik verblendeter Liebe."

„Fast die nämlichen Worte, Mama, brauchtest Du auch, als es sich um Theresens Verlobung handelte. Der bürgerliche vermögenslose Assessor war Dir auch nicht genehm. Als sich herausstellte, daß er einige Konnexionen besaß, die eine gute Carrière versprachen, gabst Du Deine Einwilligung. Und was thust Du heute? Du sonnst Dich in Theresens Glück und wünschest mir ein gleiches."

„Du läßt dabei nur das Eine unberücksichtigt, daß Robert aus einer gebildeten Familie stammt und selbst ein hochgebildeter Mann ist," sagte die Baronin mit einiger Empfindlichkeit.

„Nun, aus dem Kuhstall weg will ich ja Kascha auch

nicht heirathen, und ihre niedrige Herkunft ist ein Mangel, aber kein Makel. Uebrigens wird uns dieselbe, wie Du weißt, keine Verlegenheiten bereiten, da alle Familienverbindungen seit ihrer frühen Kindheit gelöst sind und keine Veranlassung vorliegt, dieselben wieder anzuknüpfen."

„Und soll sie hier, wo man ihre vorige niedere Stellung kennt, als Herrin des Schlosses wohnen? Hast Du auch an diese Unmöglichkeit gedacht?"

„Auch daran! Das Gut ist kein Familienbesitz; keine Bestimmung, keine theure Erinnerung hindert mich, es zu verkaufen und mich in ferner Gegend anzusiedeln, und das werde ich thun, ehe ich Kascha heirathe."

Die Baronin erwiederte nichts und es trat ein längeres Stillschweigen ein.

„Sieh, Mama," unterbrach der Baron dasselbe, „ich sagte zwar, daß ich das Gerede der Welt verachten und alle Konsequenzen meiner Handlungsweise tragen würde. Aber ich möchte doch nicht einen solchen Schritt wider Deinen ausdrücklichen Willen thun. Du wünschest Dir eine Schwiegertochter, damit die Einsamkeit dieses Schlosses belebt werde; Du hoffst, daß hier ein ähnliches Glück, wie es Therese genießt, erblühen werde. Diese Hoffnung wird sich am sichersten erfüllen, wenn zur Liebe die Dankbarkeit hinzukommt, und welche Frau könnte größere Dankbarkeit empfinden, wie Kascha, die uns dann Alles schuldet?"

„Und wenn sie nun später einmal nur Dankbarkeit fühlt, aber nicht Liebe? Jetzt blickt sie aus ihrer niederen Stellung verehrend zu Dir empor; die Beachtung, die Du ihr schenkst, schmeichelt ihrer Eitelkeit; sie empfindet jetzt

vielleicht etwas, das der Liebe nahe kommt. Aber wenn die genossene Bildung sie Dir geistig nahe gerückt, wenn die unvermeidliche Berührung mit anderen Männern ihr Anlaß zu Vergleichen gegeben hat, wirst Du dann noch der Halbgott für sie sein, der Du jetzt bist? Wird dann nicht vielleicht statt der leidenschaftlichen Zärtlichkeit einer Braut nur die dankbare, milde Neigung einer Tochter ihr Herz erfüllen?"

Der Baron schwieg; an diese Möglichkeit schien er nicht gedacht zu haben.

„Und sollte dieser Fall eintreten," sagte er nach einer langen Pause, „so muß mich das Bewußtsein trösten, eine köstliche Perle, sei's auch für einen Anderen, gerettet zu haben. Ich werde sie dann wie eine Schwester lieben."

„Wenn Du es kannst," versetzte die Baronin kalt. „Da Du bereits entschieden hast, so würde auch meine ausdrückliche Mißbilligung Dich nicht wankend machen. Du erwartest meine Zustimmung, und ich will Dir durch meine Weigerung keine Sorge bereiten. Weiß Kascha bereits um diesen Plan?"

„Nein. Ich wünschte, Du möchtest die Vermittelung übernehmen, überhaupt als die Wohlthäterin erscheinen. Dies würde viel unnützes Gerede ersparen und auch Kascha's Unbefangenheit weniger gefährden. Eine Verantwortlichkeit trifft Dich ja nicht."

„Nein, ich bleibe dabei aus dem Spiele!" versetzte die Baronin bestimmt.

„Dann muß Harms mit Kascha reden," sagte der Baron enttäuscht. Er stand auf und entfernte sich.

Digitized by Google

„Dieſe wahnſinnige Liebe wird ſein Unglück ſein, wie ſie das meinige ſchon iſt!“ flüſterte die Baronin mit ſchmerzbewegter Stimme und ſchaute ihm mit bekümmerten Blicken nach.

5.

Mit leidenſchaftlicher Freude vernahm Kaſcha die Wendung ihres Geſchicks. Wenn ſie auch wußte, daß ſie ſchön ſei, ſo war ſie doch weit davon entfernt, die Abſicht, welche den Baron zu ſeinem Entſchluſſe vermocht hatte, zu ahnen; ja ſie vermeinte, daß die Baronin die Urheberin ihres Glückes ſei, und auch der Umſtand, daß dieſe den mit der Leidenſchaft eines jungen glücklichen Herzens geſtammelten Dank als ihr nicht gebührend mit kühler Vornehmheit zurückwies, brachte ſie nicht zur Einſicht ihres Irrthums.

Der Inſpektor hatte wohl, durch die eingehenden Nachfragen des Barons aufmerkſam gemacht, Vermuthungen über deſſen eigentlichen Plan, aber aus Klugheit ließ er ſich nichts anmerken. Die übrigen Mägde gönnten oder mißgönnten je nach ihren Geſinnungen dem Mädchen dieſes ungewöhnliche Glück; daß Kaſcha zur Frau Baronin erzogen werden ſollte, daran dachte Niemand, ſie ſelbſt am wenigſten.

Anders faßte man den Schritt des Barons in dem Kreiſe auf, welchem er angehörte. Als die erſte unſichere Kunde verlautete, ſchüttelten die Meiſten ungläubig den Kopf, und nur die Leichtfertigeren lächelten ſich verſtohlen zu; als aber bekannt wurde, daß das Mädchen in der Familie eines Landgeiſtlichen untergebracht worden ſei,

Digitized by Google

um dort zunächst die besseren Umgangsformen zu lernen und Unterricht zu empfangen, und somit an den ernsten Absichten des Barons nicht mehr gezweifelt werden konnte, da fehlte es nicht an den widersprechendsten Beurtheilungen seiner Handlungsweise. Die Einen nannten sie eine Thorheit, die den Baron von jeder guten Gesellschaft, worunter sie lediglich sich selbst verstanden, ausschließe; Andere sprachen von unverständlicher Romantik; Andere lobten unumwunden diesen Beweis einer ehrenwerthen, vorurtheilsfreien Gesinnung. Am rührigsten und schärfsten waren die weiblichen Zungen. „Alter schützt vor Thorheit nicht!“ so lautete der weise Urtheilsspruch der ewig jugendlichen Menona, und Toska, die Parforcereiterin, sprach spöttisch von dem Aroma des Kuhstalls, ohne zu erwägen, daß dasselbe nicht widerwärtiger ist, als das des Pferdestalls. Gemeinsam war Allen die Neugierde, einmal das Wunder von Schönheit zu sehen, das den Baron bezaubert hatte.

Am schärfsten sprach sich die Schwester des Barons in einem Brief an ihre Mutter über seinen Entschluß aus. Sie nannte ihn eine für Kurt's Jahre unbegreifliche Thorheit, eine Rücksichtslosigkeit gegen die gesellschaftliche Stellung, eine leichtsinnige Zerstörung des eigenen Glücks; den einzigen Trost fand sie in der Hoffnung, daß der Bruder seinen übereilten Schritt früher oder später bereuen und durch eine angemessene Versorgung Kascha's sich und die Familie von einer Person befreien werde, die immer nur als ein Eindringling betrachtet werden könne.

Die Baronin wagte nicht, diesen Brief ihrem Sohne

Digitized by Google

zu geben, aber sie sagte ihm, daß die Schwester noch entschiedener als sie selbst ihre Mißbilligung geäußert habe.

Der Baron ertrug den Widerspruch seiner Angehörigen, sowie die spöttischen oder tadelnden Aeußerungen, welche ihm zu Ohren kamen, mit der Ruhe und Gleichgiltigkeit eines Mannes, der schon vor der Ausführung seines Planes auf Mißbilligung gefaßt ist. Wenn ihn auch das veränderte Benehmen mancher Bekannten, die kühle Haltung einzelner Nachbarn verstimmte, so half ihm doch seine Leidenschaft schnell über solche Regungen hinweg; denn Selbstvorwürfe und Reue pflegen erst dann einzutreten, wenn die Leidenschaft abgekühlt ist.

Aber diese erhielt durch die Berichte, welche Pastor Krüger von Zeit zu Zeit über Kascha abstattete, größere Nahrung. Er lobte Kascha's rasches Verständniß, ihre Gewandtheit in der Aneignung besserer Umgangsformen, ihren Eifer bei der Ergänzung ihrer mangelhaften Kenntnisse. Am wohlthuendsten jedoch berührte den Baron die Versicherung, daß die rücksichtslose Rohheit der niederen Stände, die oft schon die Seelen der Kinder vergiftet, bei Kascha keine Spuren zurückgelassen habe. „Ihr Widerwille gegen alles Unzarte, ihr Haß gegen alles Gewöhnliche," hieß es in dem einen Briefe, „ist so scharf ausgeprägt, als habe die sorgsamste Liebe über den Tagen ihrer Kindheit gewacht und ihre Augen und Ohren ängstlich vor allen Einwirkungen behütet, welche den jungfräulichen Schmelz von der Seele streifen."

Solche Urtheile blieben selbst auf die Baronin nicht ohne Einfluß. Sie äußerte dann und wann selbst ein

leises Interesse für die weitere Ausbildung Kascha's, und der Baron sah darin das Anzeichen einer Sinnesänderung, welche eine völlige Aussöhnung mit seinem Plan versprach.

Seine Absicht ging dahin, daß Kascha nur bis zum nächsten Frühjahr in der Pastorsfamilie bleiben, dann zu ihrer weiteren Ausbildung in die Residenz gebracht werden sollte. Die schon bejahrte Wittwe eines Arztes, eine Verwandte des Pastors, hatte sich bereit erklärt, Kascha in ihr Haus aufzunehmen. Der Aufenthalt in der Residenz war auf zwei Jahre berechnet. Während dieser ganzen Zeit wollte der Baron Kascha durchaus fern bleiben; einerseits fürchtete er durch vorzeitige Aeußerung eines tieferen Interesses ihre Unbefangenheit zu zerstören, andererseits hielt er es für unthunlich, sie nach dem Schloß kommen zu lassen.

Der letzte Abend, den Kascha in der Pastorsfamilie zubrachte, war gekommen. Die Strahlen der untergehenden Sonne stahlen sich über das erste Frühlingsgrün des Gartens hinweg in das Zimmer, welches Kascha bisher bewohnt hatte. Das geleerte Bücherregal an der Wand, die gepackten Koffer am Boden gaben dem Gemach ein ungemüthliches Aussehen.

Kascha saß in einem Lehnstuhl am Fenster und sah der scheidenden Sonne nach. Das bange Gefühl, welches vor dem Abschied von einer liebgewordenen Umgebung sich des menschlichen Herzens bemächtigt, hatte auch sie überschlichen. Sie weinte nicht, aber der Ausdruck ihres schönen Gesichtes war traurig.

Digitized by Google

Da trat die Frau des Geistlichen mit einem Packet herein.

„Warum so traurig, liebe Kascha?“ sagte sie, nachdem sie das Mädchen eine Weile stillschweigend betrachtet hatte. „Du gehst reizvolleren und angenehmeren Tagen entgegen, als sie Dir das gleichförmige und zurückgezogene Leben in diesem Hause bieten konnte.“

„Aber werde ich Schwestern, wie ich sie hier zurücklasse, werde ich vor Allem die mütterliche Liebe, welche ich hier zum ersten Male mit vollem Verständniß empfunden habe, wiederfinden?“

Sie war aufgestanden und hatte heftig weinend die Pastorin umschlungen.

„Wie hätte sonst mein Mann,“ erwiederte die Frau Pastorin halb vorwurfsvoll, halb tröstend, „dem Herrn Baron das Haus seiner Cousine in Vorschlag gebracht, wenn er nicht überzeugt wäre, daß es Dir einen vollen Ersatz für unser Haus bieten würde!“

„O, nach mütterlicher Zärtlichkeit werde ich mich immer sehnen, mag das Leben um mich herum noch so heiter und anregend sein,“ betheuerte Kascha.

„Und vergissest Du ganz die Baronin und ihre Fürsorge?“ fragte die Pastorin in vorwurfsvollem Tone.

„Wie undankbar wär' ich!“ rief Kascha lebhaft aus. „Aber —“

„Du wolltest noch etwas sagen, liebes Kind.“

„Ihre Theilnahme ist keine mütterliche. Ich habe gelesen, daß bisweilen vornehme Personen Kinder aus niederem Stande, in denen sie besondere Anlagen entdeckten,

auf ihre Kosten ausbilden ließen. Sie freuten sich der Erfolge, waren wohl auch, wenn jene Ruhm erlangten, stolz auf sie, aber von innigeren Beziehungen war selten die Rede. Auch das Verhältniß der Baronin zu mir, das empfinde ich, ist mehr ein äußerliches Wohlwollen, obwohl ich nicht weiß, welchen außergewöhnlichen Fähigkeiten ich dasselbe verdanke. Ist meine Stimme so schön, daß sie eine künstlerische Ausbildung verdient? Soll ich zur Gouvernante erzogen werden? Was beabsichtigt die Baronin überhaupt mit mir? Diese Fragen haben mir oft in einsamen Stunden auf der Seele gebrannt."

Die Frau Pastorin gerieth durch diese unerwarteten Aeußerungen in einige Verlegenheit, aber schnell gefaßt entgegnete sie: „Wie thöricht bist Du, liebe Kascha! Wer kann sagen, was die Baronin mit dieser Theilnahme für Dich erfüllte? Vielleicht rührte sie das Unglück Deiner Jugend, vielleicht hielt sie Dich eines besseren Looses werth und beschloß ohne irgend welche Absicht, Dir eine gute Erziehung angedeihen zu lassen. Daher sei zufrieden mit der freundlichen Wendung Deines Geschickes und stelle das Weitere der Zukunft anheim."

Da Kascha schwieg, fuhr sie fort: „Und wenn Dir die Theilnahme der Baronin nicht herzlich genug erscheint, so frage Dich, wie das möglich wäre, ehe Du ihr geistig näher gerückt bist."

„Nein, nein!" entgegnete Kascha lebhaft. „Aber ich wünschte, ich könnte einst meinen Dank für diese Wohlthaten abtragen."

„Du thust es am besten dadurch, daß Du wie bisher

Deinen Wohlthätern Freude machst. Vielleicht ist es gut für sie und Dich, wenn Du nie in die Lage kommst, in anderer Weise Deine Dankbarkeit zu bethätigen. Aber nun schau' nicht so traurig aus, mein Kind; wir sehen uns ja wieder!"

6.

Frau Doktor Römer, in deren Hause Kascha Aufnahme gefunden hatte, besaß ein Vermögen, das groß genug war, um ihr die feine, durchgeistigte Gastlichkeit zu gestatten, welche, auf einen kleinen auserlesenen Kreis beschränkt, unendlich anziehender und werthvoller ist, als jene prunkenden Schaustellungen von glänzenden Toiletten, Uniformen und einigen klangvollen Namen der Künstler- und Gelehrtenwelt, bei welchen üppige Verpflegung und Ballmusik den Mangel an Unterhaltung und Anregung decken müssen.

Frau Römer hatte noch zwei Töchter im Hause, von denen die eine mit einem jungen Professor der Geschichte verlobt war; die ältere Tochter war die Gattin eines Arztes, ein Sohn Rechtsanwalt. Die Familien ihrer Kinder, sowie Freunde und Angehörige derselben bildeten den Kreis, welcher sich an zwei Abenden im Monat regelmäßig in ihrem Hause zu versammeln pflegte.

Frau Römer sowohl als auch ihre Töchter hatten nach dem, was sie über Kascha's Vergangenheit erfahren, noch einen halben Wildling in ihr vermuthet. Sie waren daher sehr überrascht, als sie fanden, daß sie sich von den Mädchen, welche in gebildeten Familien auf dem Lande aufgewachsen sind, nur sehr wenig unterschied. Zwar ver-

Digitized by Google

rieth dann und wann eine Unsicherheit des Auftretens, daß sie ihre Jugend in anderen Kreisen verlebt hatte; aber ihre natürliche Klugheit ließ sie fortwährend aufmerksam auf sich und Andere sein und bewahrte sie so vor gröberen Verstößen gegen die gute Lebensart.

Ihre wissenschaftlichen Studien setzte Kascha mit regem Eifer fort. Sie wurde ausschließlich privatim unterrichtet; nur die Gesang- und Musikstunden erhielt sie in einem größeren Institut. Ihre Fortschritte waren nach dem einstimmigen Urtheil ihrer Lehrer überraschend, besonders in der Musik.

Eines Tages saß Kascha in dem gemeinschaftlichen Wohnzimmer mit einer Aquarellmalerei beschäftigt. Minna, die Braut, nähte an ihrer Ausstattung, Frau Römer strickte und las dabei.

„Das ist ein fürchterliches Machwerk," sagte auf einmal Kascha und betrachtete ihre Malerei von verschiedenen Seiten. „Eine elende Stümperei!"

Mit diesen Worten zerriß sie hastig das Blatt.

„Aber Kascha!" sagte Frau Römer in vorwurfsvollem Tone. „Wer wird so wenig Geduld haben!"

„Ich weiß nicht," entgegnete Kascha ruhig, indem sie sich in ihrem Stuhl zurücklehnte, „weshalb ich mit einer Kunst gequält werde, für welche ich ebensowenig Neigung als Talent habe Die Zeit, welche ich mit diesen traurigen Stümperarbeiten vergeude, könnte ich viel zweckmäßiger verwenden."

„Es fehlt Ihnen nur an Geduld, liebe Kascha," versetzte Frau Römer. „Mit der Zeit wird es schon werden."

Digitized by Google

„Es wird damit ebensowenig etwas werden," erwiederte Kascha bestimmt, „als ich meinen Kopf mit Geschichtszahlen vollpfropfen kann."

„Und doch ist mein künftiger Schwiegersohn mit Ihnen so sehr zufrieden, Kascha!"

„Weil der Herr Professor es anders macht, als sein Vorgänger. Er weckt mein Interesse für Personen und dadurch für ihre Zeit; er quält mich nicht mit langweiligen Epochen, die für ein Mädchen keine Anziehung haben können, und geräth nicht in Verzweiflung, wenn ich mich um ein Jahrhundert irre. Er nimmt Rücksicht darauf, daß ich nicht Lehrerin der Geschichte werden will, und hält meinen Kopf nicht für ein Schubfach, in dem möglichst viel Thatsachen und Zahlen Platz finden müssen. Darum machen mir seine Geschichtsstunden Freude."

„Das Malen wird Ihnen auch Vergnügen bereiten, wenn Sie nur die Schwierigkeit des Anfangs überwunden haben," versetzte Frau Römer.

„Das ist eine leere Hoffnung, Frau Doktor. Man überwindet eben die Schwierigkeiten des Anfangs nicht, wenn man kein Talent und keine Neigung besitzt. Und dann, warum soll ein Mädchen so vielerlei treiben? Ich wünschte, Sie befreiten mich von diesen Malstunden!"

„Ich werde Ihren Wunsch dem Baron mittheilen, liebe Kascha," versetzte Frau Römer.

„Dem Baron? warum dem Baron?" fragte Kascha überrascht.

„Sie wissen ja, daß die Baronin selbst nie schreibt, sondern ihrem Sohn die Korrespondenz überläßt."

Digitized by Google

Kascha beruhigte sich dabei. Nach wenigen Tagen traf auch ein Schreiben des Barons mit dem Bemerken ein, daß die Wahl der Unterrichtsstunden dem Ermessen Kascha's überlassen bleiben solle. Die Malstunden wurden daher aufgegeben und in Rücksicht auf den Gesangunterricht durch italienische Lehrstunden ersetzt. —

Auf dem Schloß verfloß inzwischen das Leben ruhig und gleichmäßig. Wohl verkehrten einzelne Nachbarn und frühere Kameraden des Barons, welche sein Verhältniß zu Kascha billigten oder sich wenigstens daran nicht stießen, in seinem Hause, aber es ging dort doch stiller zu, als in den Häusern anderer Landedelleute. Die Familienbeziehungen in seiner früheren Garnisonsstadt hatte er ganz abgebrochen, und da er wußte, daß auch einige seiner ehemaligen Kameraden nicht vorurtheilsfrei waren, so hatte er auch die Einladungen zu einzelnen Regimentsfesten abgelehnt. Er empfand diese Opfer, welche er seiner Liebe zu Kascha brachte, nicht allzuschwer; schmerzlicher berührte ihn, daß das früher so harmonische Verhältniß zu seiner Mutter getrübt war und auch die günstigsten Nachrichten über Kascha keine Aenderung bewirkten. Einmal kam es sogar zu einer unerfreulichen Aussprache.

Kascha hatte zum Geburtstag in gewohnter Weise prächtige Geschenke erhalten und sich bei der Baronin bedankt. Der Brief war höflich und kurz, die Baronin fand ihn kühl und steif.

„Man sieht, das Mädchen hat kein Herz!" sagte sie in frostigem Tone.

„Und wie sollte sie eine lebhafte Empfindung zeigen,

Digitized by Google

während ihr nie anders als mit vornehmer Gleichgiltigkeit begegnet worden ist," versetzte der Baron unwillig. „Unsere Geschenke müssen ihr nur als glänzende Almosen erscheinen, und dafür bedankt sie sich in entsprechender Weise."

„Du hast es ja in der Hand, Kurt, durch den Ton Deiner Briefe eine solche Auffassung unmöglich zu machen," entgegnete die Baronin.

„Warum ich das nicht thue, weißt Du, Mama. Und da Du Dich niemals zu einer Zeile verstanden hast, so darfst Du Dich nicht wundern, wenn sie jene zärtlicheren Ausdrücke, die Du vermissest, nicht wagt. Denn gerade in ihrer Lage will die Liebe aufgemuntert werden. Wenn Du nicht gütig sein kannst, sei wenigstens gerecht!"

„Bist Du es mir gegenüber gewesen?" fragte die Baronin bitter. „Der Laune eines Augenblickes nachgebend, hast Du gegen mich und für jenes Mädchen entschieden!"

„So steht die Sache nicht. Einer Laune — so nanntest Du es — von deren Befriedigung ich mein Glück erwarte, stellst Du ein Vorurtheil gegenüber, das ich nicht respektiren kann. Kannst Du Dich also über die Entscheidung wundern?"

Die Baronin erwiederte nichts darauf, und da sie sah, wie unerschütterlich ihr Sohn an seinem Plan festhielt, gab sie weitere Versuche, ihn zu ihren Anschauungen zu bekehren, auf.

Digitized by Google

7.

„Ist die Erlaubniß des Barons eingetroffen und wird er selbst kommen?“ sagte Kascha, die eben aus der Gesangstunde zurückkehrte, zu Frau Römer.

„Ja, Fräulein Ungeduld,“ entgegnete diese, „der Baron hat nichts dagegen, daß Sie in dem Wohlthätigkeitskonzert ein paar Lieder singen. Er selbst wird jedoch nicht kommen!“

„O, das ist Schade!“ rief Kascha lebhaft. „Ich hatte mich so sehr gefreut, daß er mich würde singen hören.“

Plötzlich erröthete sie, als wenn sie etwas höchst Ungeschicktes begangen zu haben glaubte, und verließ das Zimmer.

Am Abend versammelte sich bei Frau Römer der erwähnte gesellige Kreis. Die Vergangenheit Kascha's war Allen, die regelmäßig im Hause der Frau Doktor verkehrten, bekannt, und ebenso waren sie überzeugt, daß der Baron das Mädchen ausbilden lasse, um es später zu heirathen. Ihr bestechendes Aeußere, ihre Talente, ihr reger Eifer hatten ihr rasch die Liebe des kleinen Kreises gewonnen, und es fiel auch nicht auf, daß die Huldigungen der jüngeren Männer bisweilen lebhafter waren, als man sie einem Mädchen darzubringen pflegt, in welchem man die zukünftige Gattin eines Anderen sieht. Am weitesten ging darin der junge Professor Huber. Der Umstand, daß er Kascha's Lehrer, und zwar nur aus Gefälligkeit war, schien ihm ein Recht zu größerer Vertraulichkeit zu geben; sein Verhältniß zu Minna,

Digitized by Google

der einen Tochter des Hauses beugte dem Verdacht vor, als hege er wärmere Empfindungen für das junge Mädchen. Es befremdete wenigstens Niemand, daß er mehr als ein Anderer ihr Aufmerksamkeiten erwies, und daß Kascha für seine Unterhaltung das meiste Interesse zeigte.

Diesmal vermochte aber auch er nicht, sie in eine lebhaftere Unterhaltung zu verwickeln; sie gab kurze Antworten und war sichtbar zerstreut. Ueber diese auffällige Erscheinung befragt, erklärte sie, daß der Gedanke an das Konzert sie aufrege.

„Sie fühlen doch nicht etwa Bangigkeit, Fräulein?“ fragte der Rechtsanwalt scherzend.

„Nun es entschieden ist, empfinde ich doch ein gewisses Unbehagen bei dem Gedanken, vor so vielen Menschen singen zu sollen,“ entgegnete Kascha.

„Das wird den Triumphen nicht lange Stand halten,“ sagte der Arzt, der Schwiegersohn der Frau Römer. „Schon nach dem ersten Liede wird Sie der Beifall von Ihrer Angst befreien.“

„Und sind Sie so gewiß, daß mein Gesang gefallen wird, Herr Doktor? Sie haben mich ja noch nie singen hören.“

„Man wird Ihnen die Pferde ausspannen und Sie im Triumph nach Hause fahren,“ sagte Professor Huber. „Ich werde sehen, daß ich auch ein Plätzchen an der Deichsel bekomme.“

„Dazu sind Sie zu verständig, Herr Professor,“ erwiederte Kascha und kehrte lächelnd ihr Gesicht dem

Sprecher zu; aber schnell wandte sie es wieder ab, erschreckt durch den feurigen, leidenschaftlichen Blick, dem ihr Auge begegnete.

Niemand schien den Vorgang bemerkt zu haben, und ihre Befangenheit rasch bemeisternd, fuhr Kascha fort: „Ich würde übrigens für eine so unsichere Fahrgelegenheit bestens danken!“

„Das ist so wenig schmeichelhaft für unser Geschlecht,“ sagte der Doktor, „daß Sie uns nur durch ein Lied versöhnen können. Es ist doch auch nicht mehr als billig, daß wir, Ihre alten Freunde, Sie eher hören, als fremde Leute.“

Wider Erwarten stand Kascha, die noch nie bei solchen Abendgesellschaften gesungen hatte, auf und setzte sich an's Klavier. Niemand ahnte, daß sie nur deshalb so bereitwillig auf diesen Wunsch einging, um die Unruhe, in welche sie der Blick des Professors versetzt hatte, niederzukämpfen.

Sie sang jenes wehmüthige polnische Volkslied, welches einst den Beifall der Baronin davongetragen hatte. Und sie hatte sich in der Wirkung auch nicht verrechnet. Ein minutenlanges Schweigen, das sicherste Zeichen des Ergriffenseins, folgte, als sie geendet hatte, und dann lohnte sie lebhafter, allseitiger Beifall.

Auf Bitten des Rechtsanwalts sang Kascha noch ein zweites Lied; als aber der Professor ein gleiches Ansinnen an sie stellte, stand sie auf und erklärte lächelnd, sie könne nicht ihren ganzen Vorrath an einem Abend verausgaben. Wer ihr Verhalten den übrigen Theil des Abends hin-

Digitized by Google

durch aufmerksam beobachtete, mußte bemerken, daß sie den Professor absichtlich vermied.

„Höre, Minna," sagte die jüngere Schwester zu der älteren beim Schlafengehen, „ich würde Dir rathen, Deinem Bräutigam einmal eine tüchtige Strafpredigt zu halten. Ich finde, daß er in seinem Verkehr mit Kascha weiter geht, als seiner Braut angenehm sein kann."

„Galanterie, liebe Bertha, nichts weiter!" entgegnete die Braut. „Die übrigen Herren zeichnen Kascha in hervorragender Weise aus, und so ist auch Robert nicht so zurückhaltend.

„Er ist mehr als das, Minna," versetzte Bertha. „Ich habe ihn heute Abend beobachtet, und die Blicke, mit welchen er Kascha anschaute, weissagen mir nichts Gutes für Eure Liebe."

„Ich vertraue Kascha vollkommen," sagte Minna, „sie ist klug und wird ungehörige Aeußerungen des Wohlgefallens entschieden zurückweisen."

Sie sagte dies in ruhigem Tone, aber eine beklemmende Angst hatte sich ihrer bemächtigt. Die Beobachtungen, welche ihr Bertha mittheilte, hatte sie ebenfalls schon gemacht.

Sollte sie, so fragte sie sich, ihrer Mutter ihre Besorgniß mittheilen, oder offen und freimüthig mit ihrem Bräutigam sich aussprechen?

Solche Gedanken quälten das Herz des jungen, rathlosen Mädchens, und es währte lange, ehe der Schlummer ihre Augen schloß. —

Der Abend, an welchem das Konzert stattfand, war

Digitized by Google

gekommen. Minna und ihre Schweſter waren in Begleitung des Profeſſors bereits nach dem Konzertſaale gegangen. Frau Römer und Kaſcha weilten noch in dem Geſellſchaftszimmer und warteten auf den Wagen.

„Sie ſind alſo doch nicht gekommen, die Baronin und der Baron," unterbrach Kaſcha das Stillſchweigen.

„Und hatten Sie es noch erwartet, trotz der abſchlägigen Antwort des Barons?" fragte Frau Römer.

„Ja, ich war der Meinung, daß es ſie intereſſiren würde, bei einer ſolchen Gelegenheit einmal Kenntniß zu nehmen, wie ich die Zeit angewendet habe. — Doch ich höre den Wagen vorfahren!"

Kaſcha nahm eine leichtes Spitzentuch um und folgte Frau Römer.

Ein ausgewähltes Publikum füllte die weiten Räume des Konzertſaales. Es herrſchte tiefes Schweigen. Nur dann und wann hörte man ein ſchwaches Flüſtern, ein leiſes Rauſchen der Programmzettel.

Die meiſten Mitwirkenden trugen bekannte Namen, und man wußte aus Erfahrung, daß man gediegene Leiſtungen erwarten durfte. Um ſo geſpannter war die Erwartung, welche Kaſcha's Name erweckte. Alle laſen den Namen Katharina Belionka zum erſten Male; nur Wenige hatten gehört, daß ſie ſehr ſchön und mit einer prachtvollen Stimme begabt ſei.

Das Konzert nahm ſeinen Anfang, und bald kam an Kaſcha die Reihe. Schönheit mit Talent verbunden iſt eine unwiderſtehliche Siegerin. Und Kaſcha beſaß beides! Frei und ſicher klang ihre Stimme, jugendfriſch und be-

Digitized by Google

ſtrickend. Als ſie geendet hatte, erſchallte der Saal von jubelndem Zuruf.

Doch mehr als durch dieſe laute Huldigung fühlte ſich Kaſcha belohnt durch das karge Lob ihres Lehrers Zeiſing, der am Klavier ſaß und ſich eifrig die Hände rieb.

„Nun, das macht ſich ja, liebes Kind," raunte er ihr zu, „Nur ſo weiter!" Und mit gleicher Vollendung ſang ſie eine längere Arie aus einer Oper. Als letzten ihrer Vorträge aber hatte ſie das kleine polniſche Lied gewählt, auf deſſen Erfolg ſie mit Sicherheit rechnen durfte. Das fremde Idiom, die melancholiſche, ſo einfache und doch ſo eigenthümliche Tonweiſe mußte überraſchend und hinreißend wirken und das letzte und ſchönſte Blatt zu dem vollen Kranz des Abends fügen.

Schon der Vortrag des erſten Verſes rechtfertigte ihre Hoffnung; Alles lauſchte wie bezaubert ihren Tönen. Aber als ſie den zweiten Vers begann, da verrieth ihre Stimme eine plötzliche Unſicherheit und Unruhe. Ein Blick, den ſie flüchtig nach einer Loge gerichtet hatte, war die Urſache dieſer Verwirrung. Sie verlor das Tempo, und wie ſehr ſich auch Zeiſing bemühte, die Begleitung dem Geſang anzupaſſen, die Harmonie blieb geſtört. Verlegen, mit Purpurröthe übergoſſen, ſchwieg Kaſcha und ſchaute wie um Mitleid flehend in's Publikum. Und als hätte man die ſtille Bitte ihrer ſchönen Augen verſtanden, herrſchte im Saale ein rückſichtsvolles Schweigen.

Nur Zeiſing verrieth eine nervöſe Unruhe; der Lehrer fühlte ſich in der Schülerin bloßgeſtellt.

Digitized by Google

„Fangen Sie den dritten Vers fest an und halten Sie Takt," flüsterte er ihr ziemlich barsch zu.

Schnell gesammelt begann Kascha den dritten Vers und sang diesen so innig, so seelenvoll, daß, als sie geendet, der alte Zeising rasch mit dem Frackärmel über die feuchtgewordenen Augen fuhr.

In das Beifallsklatschen der Zuhörer mischten sich die Glückwünsche der Näherstehenden. „Gut, sehr gut!" flüsterte Zeising. „Aber woher kam vorhin die Verwirrung?"

„Ja, woher?" entgegnete Kascha möglichst unbefangen, und warf einen raschen Blick nach der verhängnißvollen Loge. Aber die Ursache ihrer Verwirrung schien verschwunden, und ruhig sagte sie: „Ich weiß es mir selbst nicht zu erklären, warum ich plötzlich so verlegen und unsicher wurde." Dieselbe Antwort gab sie Frau Römer, als sie mit ihr nach Hause fuhr.

Am nächsten Morgen — Kascha war bereits in's Konservatorium gegangen — ließ sich der Baron v. Barnegg bei Frau Römer anmelden.

„Wie schade, Herr Baron," begann Frau Römer, nachdem sie ihrer Verwunderung über sein plötzliches Erscheinen Ausdruck gegeben, „daß Sie nicht schon gestern gekommen sind. Kascha's Triumph würde Ihnen eine große Freude bereitet haben."

„Ich bin Zeuge desselben gewesen, Frau Doktor," entgegnete der Baron.

„Wie? Sie waren trotz Ihrer ablehnenden Antwort in dem Konzert?"

Digitized by Google

„Hat Ihnen Kaſcha nichts geſagt?“

„Keine Silbe!“

„So hat ſie mich alſo doch nicht bemerkt,“ verſetzte der Baron, und es klang faſt wie eine Enttäuſchung. „Ich hatte befürchtet, daß mein plötzlicher Anblick — ich befand mich in der gegenüberliegenden Loge — Schuld an ihrer Verwirrung geweſen ſei. Doch da ſie nichts geſagt, wird ſie mich wohl nicht geſehen haben, und ich bin zufrieden, daß ich mir wegen der Störung keinen Vorwurf zu machen habe.“

Frau Römer lächelte unmerklich. „Nun, und wie ſind Sie mit dem Erfolg zufrieden?“

„Ich habe geſehen, daß Kaſcha eifrig bemüht geweſen iſt, ihre ſchönen Gaben mit Fleiß auszubilden,“ entgegnete der Baron in kühlem Tone, „doch wünſchte ich nicht, daß dieſer Verſuch, ſo glänzend er auch ausgefallen iſt, bald wiederholt werde.“

„Und was haben Sie dagegen einzuwenden, Herr Baron?“

„Ich fürchte — und dies iſt auch die Beſorgniß meiner Mutter — daß Kaſcha noch nicht charakterſtark genug iſt, um die mit einem öffentlichen Auftreten unvermeidlich verbundenen Huldigungen und Lobeserhebungen mit Beſcheidenheit zu ertragen. Ich will nicht entſcheiden, wie viel Antheil an dieſem Beifall ihre Jugend und Schönheit hat. Daß derartige Triumphe aber ganz geeignet ſind, Eitelkeit in einem jugendlichen Herzen groß zu ziehen, werden Sie nicht leugnen. Das befürchtet meine Mutter — und nach dem geſtrigen Abend auch ich. Aus dieſem Grunde reut es mich faſt, die Zuſtimmung zu dieſem

öffentlichen Auftreten gegeben zu haben. Eine Wiederholung des gefährlichen Experiments wünsche ich in nächster Zeit nicht."

Frau Römer schwieg eine Weile. „Ich weiß zwar nicht," nahm sie nach einer Pause wieder das Wort, „was Sie mit Ihrer Frau Mutter über Kascha's Zukunft beschlossen haben. Sollte es aber Ihr Wunsch sein, daß sie einmal durch ihre musikalischen Fähigkeiten ihre Existenz begründet, so dürfte kaum ein Mittel geeigneter sein, ihr die schwere Laufbahn der Künstlerin zu ebnen, als das Auftreten in solchen Konzerten."

„Hat Kascha einmal die Absicht verlauten lassen, als Sängerin aufzutreten?" fragte der Baron rasch.

„Nein! Sie scheint sich um ihre Zukunft zunächst keine Sorge zu machen."

„Das entspricht unseren Wünschen," versetzte der Baron sichtbar erleichtert, „wir selbst haben noch an kein bestimmtes Ziel für Kascha gedacht. Sie soll sich zunächst nur möglichst viele Kenntnisse aneignen und die ihr eigenthümlichen Gaben ausbilden. Das Weitere wird sich mit der Zeit schon finden."

Als der Baron nach einer halben Stunde, während welcher ihm Frau Römer ausführlich über Kascha's Unterricht und ihre erstaunlichen Fortschritte berichtet hatte, sich erhob, fragte er beiläufig: „Wer war der Herr mit dem schwarzen Schnurrbart, der Kascha nach ihrem letzten Liede das Spitzentuch umlegte?"

„Graf Gregor Petenkoff, ein russischer Großgrundbesitzer, der Musikenthusiast ist und das Konservatorium besucht."

Digitized by Google

„Gehört er zu Ihrem Kreise?“

„Nein! Er ist ein Schüler des Musikdirektors Zeising. Daher stammt seine Bekanntschaft mit Kascha. Aber habe ich nicht das Vergnügen, Sie am Nachmittag zu sehen? Kascha würde es lebhaft bedauern, Sie nicht gesprochen zu haben.“

Einen Augenblick schwankte der Baron, dann schützte er die Nothwendigkeit der Abreise vor.

„Und was soll ich Kascha sagen?“ fragte Frau Römer.

„Einen Gruß.“

„Und daß Sie in dem Konzert waren, soll ich ihr verschweigen?“

„Da sie mich nicht bemerkt zu haben scheint, ist es besser, sie erfährt nichts davon.“

Damit empfahl sich der Baron. Als einige Zeit später Kascha zurückkehrte und die Anwesenheit des Barons erfuhr, sagte sie leicht erröthend: „Ich wußte, daß er hier war. Ich hatte ihn gestern Abend im Konzert bemerkt.“

„Und Sie verschwiegen mir das?“ sagte Frau Römer, indem sie lächelnd mit dem Finger drohte.

„Ich glaubte, der Herr Baron wollte eine Art von Inkognito bewahren!“ entgegnete Kascha und verließ eilig, um ihre Verlegenheit zu verbergen, den Salon.

8.

Der Triumph, welchen Kascha an jenem Abend gefeiert, sowie die lobende Kritik in den Zeitungen, durch welche ihr eine glänzende Zukunft verheißen wurde, hatten zwar

Digitized by Google

manche Versuche, das schöne talentvolle Mädchen ihrem bisherigen Stillleben zu entreißen und in größere Gesellschaftskreise zu ziehen, veranlaßt, aber im Einverständniß mit ihr hatte Frau Römer alle Einladungen abgelehnt. Das Leben verlief wieder im alten Geleise.

Eines Tages, als Kascha gerade bei Professor Huber Geschichtsunterricht hatte, war Frau Römer damit beschäftigt, neue Gardinen in Kascha's Zimmer anzuheften. In ihrer Arbeit wurde sie durch den plötzlichen Eintritt derselben unterbrochen. Erstaunt sah sie das Mädchen an, auf dessen Gesicht schnell die Röthe der Ueberraschung aufstieg und ebenso schnell wieder einer fahlen Bläße Platz machte.

„Mein Gott, was ist Ihnen, liebe Kascha?" fragte Frau Römer voll Besorgniß.

„Mir wurde während des Unterrichts plötzlich unwohl," entgegnete Kascha, sichtlich nach Fassung ringend. „Ein Anfall von Schwindel, der hoffentlich einem Trunk frischen Wassers bald weichen wird."

Mit diesen Worten trat sie an ein Tischchen, auf welchem eine Wasserkaraffe stand, und leerte, Frau Römer den Rücken zukehrend, langsam ein Glas.

„Es ist schon vorüber," sagte sie darauf mit ruhiger Stimme, und in der That war auf ihr Antlitz wieder die gewohnte feine Röthe zurückgekehrt. „Der Herr Professor darf nicht warten," sagte sie darauf und wollte das Zimmer verlassen.

„Aber wäre es nicht besser, die Stunde würde für heute abgebrochen," versetzte Frau Römer und schaute mit besorgtem Blick das Mädchen an.

Digitized by Google

„Ich möchte den Herrn Professor nicht umsonst bemüht haben," entgegnete Kascha rasch. „Auch ist die Ursache ja beseitigt."

Sie verließ darauf das Zimmer. Als sie nach Verlauf einer Stunde in den Salon trat, wo Frau Römer mit ihren Töchtern arbeitend saß, war jede Spur von Unwohlsein aus ihrem Gesicht verschwunden. Um weiteren Fragen vorzubeugen, sagte sie:

„Ich glaube, daß mir etwas mehr Schonung noth thut. Die Ermüdung, welche ich schon seit geraumer Zeit gegen Abend verspüre, hätte mich warnen sollen, ehe eine so ernste Mahnung wie heute eintrat."

„Es war schon längst meine Befürchtung," sagte Frau Römer, „daß Ihr Körper auf die Dauer solchen Anstrengungen nicht gewachsen sein würde. Sie wollten aber damals von meinen Vorstellungen nichts wissen."

„Ein Theil der entbehrlichsten Stunden muß auf geraume Zeit ausgesetzt werden," entgegnete Kascha. „Von den Musikstunden und dem Unterricht im Italienischen kann kein Abstand genommen werden, es müssen daher die deutschen und die Geschichtsstunden ausfallen. Sie haben wohl die Güte, Herrn Doktor Werder zu benachrichtigen, Ihrem Herrn Schwiegersohn habe ich bereits vorhin meinen Entschluß mitgetheilt."

Ein mißtrauisches Ohr hätte wohl bei den letzten Worten ein gewisses Beben der Stimme, wie es bei Gemüthsaufregungen einzutreten pflegt, wahrgenommen, aber Frau Römer und ihre Töchter waren überzeugt, daß eine nervöse Ueberreizung die Ursache von Kascha's Uebel-

Digitized by Google

befinden sei; daher behelligten sie dieselbe nicht mit weiteren Fragen.

Wenige Tage später erhielt die Baronin v. Barnegg ein Schreiben Kascha's, worin sie ihr mittheilte, daß etwas vorgefallen sei, das ihr längeres Verbleiben in dem Hause der Frau Römer unmöglich mache. Den Grund wolle sie dem Papier nicht anvertrauen. Ob sie selbst in der Stadt sich eine andere Pension suchen oder bis auf Weiteres zu Pastor Krüger zurückkehren solle, überlasse sie der Entscheidung der Baronin.

Als diese den Brief gelesen hatte, eilte sie in das Arbeitszimmer ihres Sohnes und sagte mit ironischem Lächeln:

„Hier ist ein Schreiben Deiner Pflegebefohlenen angekommen. Fräulein Kascha wird, wie es scheint, anspruchsvoll."

Ohne ein Wort zu erwiedern, nahm ihr der Baron den Brief aus der Hand und überlas ihn mehrmals mit ernstem Gesicht. Er schien zu empfinden, daß die wenigen Worte, welche sich so kalt auf dem Papier ausnahmen, in tiefer Erregtheit, vielleicht in banger Herzensangst hingeschrieben worden waren.

„Es muß etwas von Belang vorgefallen sein," sagte er, „sonst würde Kascha nicht diese Zeilen geschrieben haben."

„Vielleicht beginnende Künstlerlaunen!" entgegnete die Baronin, „die vielen Huldigungen haben das schöne Köpfchen verwirrt."

„Mama, ich bitte Dich, laß den Spott!" entgegnete der Sohn in ernst abweisendem Tone. „Es kommt jetzt

Digitized by Google

darauf an, zu erwägen, was auf Kaſcha's Brief hin geſchehen ſoll."

„Auf meinen Rath rechne nicht, Du kennſt meinen Entſchluß hinſichtlich dieſes Punktes. Nur um das Eine bittet Dich Deine Mutter: fordere Kaſcha nicht auf, hieher zu kommen. Weihnachten iſt vor der Thüre; Thereſe will das Feſt mit ihrem Mann und ihren Kindern bei uns verleben. Ich möchte auf dieſes lang erſehnte Wiederſehen nicht um einer Fremden willen verzichten."

„Daß ich das ſchon um Kaſcha's willen nicht thun werde, kannſt Du Dir denken," erwiederte der Baron kurz.

Dann ging er ſchweigend, ohne auf die Gegenwart der Mutter zu achten, im Zimmer auf und ab. Er ſchien nicht leicht zu einem Entſchluß zu kommen. Endlich klingelte er dem Bedienten und befahl ihm, für den folgenden Tag Alles zu einer mehrtägigen Reiſe in Bereitſchaft zu ſetzen.

„Du willſt alſo ſelbſt hinfahren, Kurt?" fragte die Baronin.

„Ich kann mir zwar denken," ſagte der Baron, „daß Kaſcha Dich lieber zu ihrer Vertrauten machen würde; aber —"

„Nun, das wäre in der That eine exorbitante Zumuthung!" rief die Baronin unwillig.

„Weil ich das ſelbſt fühle," entgegnete der Baron ruhig, „bleibt nichts übrig, als daß ich die Reiſe mache, um Genaueres zu erfahren und eine Entſcheidung herbeizuführen."

Digitized by Google

„Eine Entscheidung?" sagte die Baronin tonlos.

„Ja, eine Entscheidung! Bei Deiner Gesinnung gegen Kascha wäre es unverantwortlich, sie länger im Unklaren zu lassen, und ich selbst ertrage diesen Zustand nicht weiter."

Die Baronin erblaßte bei diesen ruhigen, entschiedenen Worten, die jeden Einspruch von vornherein zurückwiesen; sie warf einen trostlosen Blick auf ihren Sohn und verließ das Gemach, indem sie seufzend vor sich hinflüsterte: „O, dieses Mädchen ist unser Aller Unheil!" —

Es war ein unfreundlicher Dezembermorgen, als der Baron der Wohnung der Frau Römer zuschritt. Das Herz klopfte ihm unruhig; eifersüchtige Gedanken und die Besorgniß erfüllten sein Herz, daß Kascha so vielen Huldigungen gegenüber nicht gleichgiltig bleiben könne, daß er, der ihr doch bisher so fern gestanden und seine Absichten so sorgfältig verschleiert hatte, ihr vielleicht nie mehr sein werde, als ein edelmüthiger Wohlthäter. Zu diesen quälenden Empfindungen kam die unruhevolle Ungewißheit, was er von Kascha erfahren, und ob er gezwungen sein werde, die über sein Leben entscheidende Antwort von ihr zu verlangen. Kam seine Frage noch nicht zu spät, so konnte sie doch verfrüht sein — in beiden Fällen war sie unheilvoll für sein Schicksal. Noch nie war es ihm so möglich erschienen, daß die Mutter mit ihren Unglücksprophezeiungen Recht behalten könne.

Daß er Frau Römer nicht zu Hause traf, war ihm nicht unlieb, aber als er Kascha in ihrem Zimmer allein gegenübersaß und ihre Verlegenheit bemerkte, da bemäch-

Digitized by Google

tigte sich auch seiner eine große Befangenheit, und er empfand das Peinliche seiner Rolle.

„Es wäre mir leichter geworden," nahm Kascha das Wort, „das Vorgefallene der Frau Baronin mitzutheilen; doch wäre es unbillig gewesen, zu erwarten, daß sie um meinetwillen in dieser Jahreszeit eine so weite Reise unternehmen werde. Auch Sie, Herr Baron, würde ich nicht bemüht haben, wenn die Angelegenheit nicht wichtig und dringlich wäre. Der Frieden dieses Hauses, das Lebensglück eines braven Mädchens steht auf dem Spiele."

Der Baron warf bei den letzten Worten einen flüchtigen Blick auf Kascha. Sie saß mit niedergeschlagenen Augen da und spielte in nervöser Unruhe mit ihrem Taschentuch.

„Sie wissen," fuhr sie fort, „daß die eine Tochter der Frau Doktor mit Professor Huber verlobt ist, demselben, welcher mir Geschichtsunterricht ertheilt. Schon seit einiger Zeit erwies er mir Aufmerksamkeiten, die mich peinlich berührten. Vor wenigen Tagen während der Geschichtsstunde —"

„Hat er Ihnen eine Liebeserklärung gemacht," ergänzte der Baron hastig.

„Nein! Ich ließ es nicht dazu kommen, indem ich mich sofort aus dem Zimmer entfernte," entgegnete Kascha. „Ich schützte der Frau Doktor gegenüber plötzliches Unwohlsein vor, kehrte nach einer Weile in das Zimmer zurück und nahm die Stunde zu Ende. Ich habe aber seit dem Tage unter dem Vorwande zu großer Abspannung die Geschichtsstunden, und damit es nicht auffiele, auch die deutschen Lektionen ausgesetzt."

Digitized by Google

„Das war gut!"

„Bis jetzt hat, so viel ich glaube, Niemand im Hause eine Ahnung von dem Vorgefallenen, und Professor Huber scheint durch mein bestimmtes Auftreten wenigstens für den Augenblick ernüchtert zu sein. Ich habe bis jetzt ein erneutes Zusammentreffen mit ihm, das für uns Beide peinlich sein müßte, vermieden, indem ich während der Abendstunden, die er hier zuzubringen pflegt, unter dem Vorgeben, mich zu schonen, auf meinem Zimmer blieb. Auf die Dauer ist dieses Abschließen, ohne Verdacht zu erwecken, nicht möglich — und was würde die Folge sein, wenn die Braut den wahren Grund errieth? Kurz, ich muß so bald wie möglich dieses Haus verlassen."

„Diese Nothwendigkeit leuchtet mir ein," erwiederte der Baron. „Aber haben Sie schon erwogen, was nun geschehen soll?"

„Ich wollte der Frau Baronin nicht vorgreifen," antwortete Kascha. „Freilich wäre es mir angenehm, bei dieser Gelegenheit zu erfahren, was die Frau Baronin über meine Zukunft denkt. Soll ich einmal als Gouvernante oder als Sängerin mir meinen Lebensunterhalt erwerben? Ich bin nun nahezu zwanzig Jahre alt, habe fast drei Jahre lang die Wohlthaten der gnädigen Frau Baronin genossen, und es ist Zeit, daß ich mit Ernst an die Zukunft denke. Hat sich die Frau Baronin nie über diesen Punkt geäußert?"

„Welche Gedanken haben Sie sich denn darüber gemacht, liebe Kascha?" fragte der Baron ausweichend.

„Zur Lehrerin," entgegnete Kascha, „fehlt mir die Ge-

Digitized by Google

duld und, wie ich fürchte, auch die Gründlichkeit des Wissens. Dagegen versichert man mir, daß ich als Sängerin mein Glück machen werde, und ich selbst glaube es."

Das Gesicht des Barons hatte sich bei den letzten Worten zusehends verfinstert. Ohne einen bestimmten Entschluß, was zunächst mit Kascha geschehen solle, war er nach der Residenz gekommen. Es wäre ihm lieb gewesen, wenn sie selbst einen Wunsch ausgesprochen hätte, dem er mit leichtem Herzen zustimmen konnte. Nun hatte sie gerade den Plan in's Auge gefaßt, der ihm am wenigsten gefiel, den er am meisten gefürchtet hatte.

„Sie wollen also, wenn ich Sie recht verstanden habe, zur Bühne?" sagte er nach einer Pause mit möglichster Ruhe.

„Ja; und gerade jetzt bietet sich mir die Gelegenheit zu einem äußerst günstigen Anfang. Musikdirektor Zeising fragte mich gestern, ob ich nicht Lust hätte, an das Theater in Riga zu gehen. Die Bedingungen sind sehr günstig und ich kann dort noch viel lernen. In meiner rathlosen Lage kam mir dies Anerbieten wie ein Wink des Himmels vor. Aber nach Ihrer Miene zu schließen, hat es nicht Ihren Beifall; oder fürchten Sie, daß die Frau Baronin Einspruch erheben könnte?"

„Wir haben nie an diese Möglichkeit gedacht," erwiederte der Baron. „Und Ihr Plan ist mir so überraschend, daß ich nicht weiß, was ich im Augenblick dazu sagen soll. Ein Schritt von solcher Bedeutung muß doch sehr sorgfältig erwogen werden."

„Aber was soll jetzt geschehen?" fragte Kascha. „An

einen Ausweg muß doch die Frau Baronin gedacht, sie muß doch einmal über meine Zukunft gesprochen haben. Lassen Sie mich nicht in dieser quälenden Ungewißheit, Herr Baron!"

Sie sprach die letzten Worte in rührend bittendem Tone.

„Sie hat es nie gethan," entgegnete der Baron ernst. „Sie haben sich bis jetzt, was meine Mutter anlangt, in einer Täuschung befunden. Hat es Sie nie befremdet, daß dieselbe nie eine Zeile an Sie geschrieben hat?"

Kascha war bleich geworden; was ihr der Baron sagte, bestätigte die Zweifel, die schon dann und wann über das wohlwollende Interesse der Baronin in ihr aufgetaucht waren. Aber die bittere Empfindung über die Täuschung, in der man sie bisher gelassen, gab ihr eine Art von Ruhe wieder.

„So verdanke ich also alle genossenen Wohlthaten Ihnen, Herr Baron — ja, vielleicht gegen den Willen Ihrer Mutter?"

Statt aller Antwort nickte der Baron mit dem Kopfe; das Herz klopfte ihm unruhig, denn er wußte, daß er vor der Entscheidung stand. Mit ängstlicher Spannung lauschte er auf die Frage, die nun kommen mußte. Aber es verging einige Zeit, ehe Kascha soweit gefaßt war, um mit leise bebender Stimme zu fragen:

„Und was haben Sie mir für eine Zukunft zugedacht?"

Sie hatte sich vom Sopha erhoben und stand in ihrer vollendeten, durch den ernsten Ausdruck ihres Gesichtes

Digitized by Google

nicht beeinträchtigten Schönheit vor ihm. Auch der Baron war aufgestanden und ihr einen Schritt näher getreten.

„Kascha," sagte er und faßte ihre Hand. „Gibt Ihnen in diesem Augenblick nicht Ihr eigenes Herz die Antwort? Muß ich es Dir sagen, geliebtes Mädchen," fuhr er leidenschaftlicher fort, „daß in jener Stunde, in der ich Dich zum ersten Male erblickte, der Wunsch, Dich zu besitzen, mein Herz erfüllte, daß ich Alles, was ich für Dich that, für mein künftiges Weib zu thun hoffte, daß ich mit Bangigkeit und Sehnsucht der Stunde entgegengeträumt habe, in der mich ein beseligendes Geständniß aus Deinem Munde für alle Sorgen und Kämpfe reichlich entschädigen werde. O sprich, sprich das beglückende Wort, daß Du mich liebst, daß Du mein Weib sein willst!"

Einen Augenblick hatte der Glanz einer stolzen Freude ihr Antlitz überzogen, aber nur einen Augenblick; dann war er einem schmerzlichen Ausdruck gewichen.

„O, das ist grausam, grausam!" flüsterte sie tonlos und faßte mit der Hand, welche sie ihm rasch entzogen hatte, krampfhaft die Lehne des Sopha's.

„So war meine Hoffnung vergebens?" sagte der Baron traurig. „Sie lieben mich nicht?"

„Ich bin Ihnen dankbar, Herr Baron, ach, so dankbar," rief Kascha fast heftig, „aber —"

„Aber Sie lieben mich nicht," ergänzte der Baron, „sprechen Sie das unbarmherzige Wort aus! Der Pfeil sitzt schon im Herzen, und die Wunde wird dadurch nicht schlimmer."

„Nein, ich liebe Sie nicht; ich kann Sie nicht lieben!

Digitized by Google

Nein, ich kann nicht! Nennen Sie mich undankbar, verachten Sie mich, haſſen Sie mich, aber ich kann nicht anders — ich liebe Sie nicht!“

Trotz der leidenſchaftlichen Haſt, mit welcher ſie dieſe Worte hervorſtieß, lag doch etwas in ihrer Stimme, was dem Baron wie ein verſchleierter Ton der Liebe klang. An dieſe ſchwache Hoffnung klammerte er ſich und ſagte:

„Iſt es nur die Begeiſterung für die Kunſt, die Ausſicht auf eine glänzende Laufbahn, die meinen Wünſchen entgegenſteht? Darf ich auch von der Zukunft nichts hoffen?“

„Nein!“ entgegnete Kaſcha mit auffallend feſter Stimme. „Ich werde Ihnen mein Leben hindurch dafür dankbar ſein, daß Sie mich aus meiner Niedrigkeit in ein menſchenwürdiges Daſein emporgehoben haben; ich will Sie wie eine Schweſter lieben, aber Ihr Weib kann ich niemals werden! Mein Leben ſoll nur der Kunſt gehören!“

„Kaſcha, warum ſuchen Sie mich zu täuſchen?“ verſetzte der Baron, wehmüthig lächelnd. „Sie können die Meine nicht werden, weil Sie einen Anderen lieben, das iſt's. Wer iſt der Glückliche?“

Einen Augenblick zögerte Kaſcha mit der Antwort, dann ſagte ſie ernſt:

„Ich liebe hoffnungslos, wie Sie! Vielleicht beurtheilen Sie nun meinen Entſchluß, zur Bühne zu gehen, milder. Die Kunſt ſoll mir Troſt und Erſatz ſein für das Glück, auf welches ich verzichten muß. Seien Sie edel und ſtark und fragen Sie mich nicht weiter!“

In ihren dunklen Augen lag, als ſie dieſe Worte

ſprach, eine tiefe Trauer. Der Baron reichte ihr ſchweigend die Hand zum Abſchied.

Als er bereits an der Thüre war, wandte er ſich noch einmal nach dem Mädchen, das regungslos wie eine Bildſäule daſtand, und ſprach: „Dieſe Stunde ſoll uns nicht für immer ſcheiden, liebe Kaſcha. Wenn Sie den Drang fühlen, ſchreiben Sie einmal, wenn Sie auch jetzt wiſſen, daß Ihre Briefe nur mir gelten. Ich will dann verſuchen, Ihnen zu antworten — wie ein Bruder!“

Als der Baron das Zimmer verlaſſen hatte, warf ſich Kaſcha laut aufſchluchzend auf das Sopha und barg ihr ſchmerzbewegtes Geſicht in ihren Händen. Aber nicht lange währte dieſer Aufruhr der Gefühle, der ihre ſchlanke Geſtalt wie ein heftiger Fieberſchauer ſchüttelte.

Jene Entſchloſſenheit, die einſt das noch im Kindesalter ſtehende Mädchen von der ungaſtlichen Heimath hinweg in die unbekannte Fremde getrieben und ſie auf ihrer mühevollen Wanderung aufrecht erhalten hatte, war wieder in ihrem Herzen erwacht. Sie mußte ſich jetzt entſcheiden und nach eigenem Ermeſſen handeln. Die Wohlthaten des Barons durfte ſie nicht weiter annehmen, nachdem ſie erfahren, in welcher Abſicht er ihr dieſelben erwieſen hatte. Sie mußte von nun an auf eigenen Füßen ſtehen, und wenn ihr auch bei dem Gedanken an die Laufbahn einer Theaterſängerin jetzt, wo ſie gezwungen war, dieſelbe einzuſchlagen, bange wurde, ſo gewann ſie doch im Hinblick auf die glückverheißenden Zuſicherungen ihres Lehrers Zeiſing ihre Seelenruhe bald wieder.

Nach wenigen Minuten hatte ſie ſich zum Ausgehen

angekleidet und begab sich zu Zeising, um ihm ihren Entschluß mitzutheilen. Die Umstände, welche denselben zu keinem ganz freiwilligen machten, verschwieg sie ihm, und in seiner Freude, die talentvolle Schülerin zu der von ihm gewünschten Laufbahn entschlossen zu sehen, stellte er hinsichtlich der raschen Entscheidung keine Fragen.

Der Gedanke freilich, daß sie Frau Römer Erklärungen geben müsse, und daß diese den Zusammenhang errathen werde, beunruhigte sie. Allein ein kurzes Schreiben, welches der Baron aus dem Gasthaus an Frau Römer gerichtet hatte, ersparte ihr umständlichere Mittheilungen. Er hatte geschrieben, daß er mit Kascha eine längere Unterredung gehabt, und daß diese ihm ihren Entschluß, ein Engagement als Sängerin in Riga anzunehmen, ausgesprochen habe. Frau Römer möge mit Kascha das zu ihrer Ausstattung Fehlende besorgen und ihr das zur Reise nöthige Geld einhändigen. Dies Anerbieten wies Kascha mit dem Bemerken ab, daß Musikdirektor Zeising ermächtigt sei, ihr den erforderlichen Vorschuß zu geben.

Da sie weitere Erörterungen vermied, unterließ es Frau Römer, Fragen zu stellen; sie wollte nicht ein Vertrauen, das ihr nicht freiwillig dargebracht wurde, erschleichen. Aber des Barons plötzliche Ankunft, seine Unterredung mit Kascha, der überraschende Entschluß des Mädchens und ihre Schweigsamkeit brachten sie auf den Gedanken, daß es zwischen ihr und ihrem Beschützer zu Auseinandersetzungen gekommen sein müsse, welche die frühere Vermuthung, das Mädchen werde zur künftigen Gattin des Barons erzogen, Lügen straften. Der ursprüng-

Digitized by Google

liche Grund, welcher diese Veränderung veranlaßt hatte, blieb Frau Römer und ihren Töchtern verborgen.

9.

Auf dem Balkon des Schlosses saß die Baronin mit ihrer Tochter Therese, welche Tags zuvor zu einem mehrwöchentlichen Sommeraufenthalt mit ihren Kindern eingetroffen war. Das sonst so ernste Gesicht der Baronin zeigte eine stille Heiterkeit, und es stahl sich sogar dann und wann ein glückliches Lächeln über ihre Züge, wenn ihre Blicke auf ihre stattliche Tochter fielen, oder das lustige Lärmen ihrer Enkelkinder, die sich um die Boskets vor dem Schlosse jagten, an ihr Ohr schlug.

„Euer neuer Wohnsitz ist sehr hübsch, Mama, und gefällt mir noch besser, als das schlesische Gut," sagte Therese, welche eine Zeit lang das schöne Gehöft betrachtet hatte. „Aber was mich vor Allem freut, das ist die Wahrnehmung, daß Du jetzt wieder viel heiterer und glücklicher bist. Als Du mich vor zwei Jahren in Königsberg besuchtest, befandest Du Dich in einer gedrückten und mißmuthigen Stimmung."

„Kein Wunder!" entgegnete die Baronin. „Was ich seit jener unglückseligen Werbung Kurl's durch seinen Trübsinn und seine Gleichgiltigkeit gegen alle Freuden des Lebens gelitten habe, läßt sich nicht beschreiben. Ist es nun nicht natürlich, wenn die Aussicht, daß sein Wohlgefallen an der reizenden Aurelie v. Trimphof schon in nächster Zeit zu einer Verlobung führen wird, mich heiter macht. Aurelie ist zwar, wie ich Dir schrieb, etwas jung für ihn — erst neunzehn Jahre alt; aber gerade ein so

Digitized by Google

jugendliches, lebensfrisches Wesen ist am besten geeignet, einen Mann, der durch eine schwere Erfahrung vor der Zeit ernst geworden ist, glücklich zu machen. Trimphofs sind eine alte angesehene Familie, in günstigen Vermögensverhältnissen und von großer Liebenswürdigkeit; kurz, Alles spricht dafür, daß diese Verbindung glückbringend sein wird. Daher arbeite ich mit allen Mitteln darauf hin, daß die Angelegenheit baldigst zum Abschluß kommt. Auch will es mir manchmal scheinen, als ob Kurt selbst jetzt noch nicht die Leidenschaft für jene Sirene ganz überwunden hätte."

„Ich begreife das, seitdem ich sie gesehen habe."

Die Baronin sah ihre Tochter einen Augenblick befremdet an, dann sagte sie: „Du hast mir ja nie geschrieben, daß Ihr Euch kennt!"

„Weil ich wußte, daß die Erinnerung an sie in diesem Hause nur schmerzliche Empfindungen wecken würde! Ich sah sie, als sie in Königsberg im vergangenen Winter gastirte, in einer größeren Gesellschaft. Daß ich Kurt's Schwester bin, ist ihr unbekannt geblieben."

„Und auch Du bist ihrem Zauber erlegen, Therese? Du urtheiltest einst ganz anders!"

„Es würde schwer sein — auch für eine Frau — sich durch so viel Schönheit und Liebenswürdigkeit nicht angezogen zu fühlen. Von jener Launenhaftigkeit und Anmaßung, die so oft gefeierten Künstlerinnen eigen zu sein pflegen, besitzt sie keine Spur. Sie soll zwar keine eigentlich große Künstlerin sein, aber sie ist von höchster Anmuth, sowohl auf der Bühne, als auch im Leben."

„Und es hat sich noch Keiner gefunden, der sie zur Gräfin oder gar Fürstin gemacht hätte?“ fragte die Baronin. „Eine solche vornehme Ehe pflegt ja meist der Hafen zu sein, in welchen gefeierte Primadonnen einlaufen.“

Ohne auf den leisen Spott in den Worten der Mutter zu achten, entgegnete Therese: „Man erzählte sich, ein reicher russischer Magnat, Graf Petenkoff, der sie bereits vom Konservatorium her kennt, habe sich Jahre lang vergebens um ihre Hand beworben; auch andere hochgestellte Verehrer in Petersburg und Warschau macht man namhaft, aber selbst die Klatschsucht, die doch gern derartige Nachrichten aufgreift, wußte Keinen zu nennen, der sich irgend einer Begünstigung rühmen konnte.“

„Vielleicht will sie noch nicht auf das reizvolle, ungebundene Leben einer gefeierten Sängerin verzichten.“

„Mama, Du beurtheilst dieses Mädchen ganz falsch! O, hättest Du Dich doch nicht durch den Unwillen über Kurt's Plan bestimmen lassen, sie dauernd von Dir fern zu halten.“

„Und was wäre dadurch geändert worden? Hätte sie Kurt's Bewerbung damals angenommen, so hätte ich kein Wort wegen der Heirath verloren.“

„Aber Du hättest sie nicht als Deine Schwiegertochter anerkannt und das Schloß verlassen!“

„Ja!“ entgegnete die Baronin hart. „Ich habe Kurt nie ein Hehl daraus gemacht, wie sehr mir dieses unglückselige Verhältniß zuwider war.“

„Und wenn nun Kascha dies geahnt hätte! Wenn diese Abneigung —“

Die Baronin lachte gezwungen und ſagte raſch: „Du trauſt ihr zuviel Zartgefühl zu. Sie liebte einen Anderen, deshalb ſchlug ſie Kurt's Hand aus. Das iſt des Räthſels Löſung!“

„So ſchriebſt Du mir damals, und ich glaubte Dir, denn ich kannte das Mädchen noch nicht. Heute iſt das Räthſel für mich wieder ungelöst. Wer war jener Andere, der ſich zwiſchen Kurt und ſie gedrängt?“

Die Baronin zuckte mit den Achſeln.

„Und Kurt weiß es auch nicht?“ fragte Thereſe.

„Ich kann es Dir nicht ſagen. Wir haben ſeit jener Zeit nie mehr von Kaſcha geſprochen. Damals behauptete er, den Namen nicht zu wiſſen, aber es iſt ja möglich, daß er ihn inzwiſchen erfahren hat.“

Thereſe ſchüttelte ungläubig den Kopf. „Haſt Du nie erfahren, ob Kurt an Kaſcha geſchrieben, und wenn er es gethan, ob ſie ihm geantwortet hat?“

„Beſtimmtes weiß ich nicht,“ verſetzte die Baronin. „Aber ich halte eine direkte Korreſpondenz nicht für wahrſcheinlich. Nachrichten über ſie hat er wohl durch Paſtor Krüger erhalten, denn ſie wechſelte dann und wann mit der Frau Paſtor Briefe. Nachdem er aber vor zwei Jahren das ſchleſiſche Gut verkauft und ſich hier in Pommern niedergelaſſen hat, iſt, wie ich glaube, auch dieſer indirekte Zuſammenhang abgebrochen. Und ſollte er ſich mit Aurelie v. Trimphof vermählen, ſo hoffe ich, wird jene unheilvolle Liebesgeſchichte ein- für allemal abgemacht ſein. Doch da kommt Kurt; laß Dir nicht anmerken, was den Gegenſtand unſerer Unterhaltung gebildet hat;

vor Allem verrathe mit keiner Silbe, daß Du Kaſcha perſönlich kennen gelernt haſt. Die alte Leidenſchaft würde durch Dein Urtheil wieder aufleben!"

„So wenig biſt auch Du Deiner Sache ſicher?" erwiederte Thereſe. „Ich würde unter ſolchen Umſtänden Bedenken tragen, ihm überhaupt zu einer Heirath zuzureden!"

„Nun, unverheirathet ſoll er doch nicht bleiben! Er iſt jetzt ſechsunddreißig Jahre alt."

Der Baron war nicht in's Schloß eingetreten, ſondern hatte vor dem Balkon Halt gemacht und fragte die Damen, ob ſie eine Ausfahrt in's Feld mit ihm machen wollten. Sie erklärten ſich bereit. Während die Baronin wenige Worte mit ihrem Sohne wechſelte, beobachtete Thereſe aufmerkſam das Geſicht des Bruders, und ſie fand, daß er nicht ſo ausſah wie Jemand, der in nächſter Zeit ein glückliches Verlöbniß abzuſchließen gedenkt.

Wenige Tage ſpäter hatte Thereſe die Bekanntſchaft Aureliens gemacht. Als ſie am folgenden Tage mit Kurt allein im Parke luſtwandelte, begann dieſer plötzlich: „Du haſt nun das Mädchen geſehen, das die Mutter ſich als Schwiegertochter wünſcht. Welchen Eindruck haſt Du von ihr empfangen? Glaubſt Du, daß Aurelie eine paſſende Frau für mich iſt? Sprich offen!"

„Nein!" entgegnete Thereſe beſtimmt. „So ſehr auch Mama dieſe Heirath wünſcht, ſchließe ſie nicht; ihr würdet Beide tief unglücklich werden, denn ihr paßt nicht für einander. Vielleicht wären weniger Bedenken vorhanden, wenn Du noch zehn Jahre jünger oder leichtlebiger wäreſt."

„Sage lieber," erwiederte Kurt, „wenn ich nicht ein Mädchen geliebt hätte, welches eine seltene Zierde ihres Geschlechts war. Du hast damals, von Vorurtheilen wie die Mutter erfüllt, freilich auch Partei gegen mich ergriffen; aber hättest Du Kascha gekannt, Du würdest es natürlich finden, daß ihr Bild noch von keinem anderen Weibe verdrängt wurde und schwerlich auch je verdrängt werden wird."

Wie gern hätte ihm Therese ihre Zustimmung ausgesprochen! Wie gern jenes harte Urtheil, das sie einst über seinen Plan gefällt, als falsch und voreilig widerrufen! Aber sie war durch das Versprechen, welches sie ihrer Mutter gegeben, gebunden.

„Mögen wir auch mit unserer Abneigung im Unrecht gewesen sein, lieber Kurt," versetzte sie; „die Ablehnung Deines Antrages war doch Kascha's freier Entschluß."

„Freier Entschluß?" rief Kurt. „Wer kann sagen, unter dem Zwang welcher Erwägungen sie es gethan hat? Ich habe mir jene Stunde später oft wieder in's Gedächtniß zurückgerufen, und es ist mir zur Gewißheit geworden, daß sie mir für ihre Weigerung nicht den richtigen Grund angegeben hat. Sie hat keinen Anderen geliebt! Es war nur eine Ausflucht, die weitere Versuche, ihren Sinn zu ändern, abschneiden sollte. Doch was hilft es, um ein Glück zu klagen, das uns versagt blieb?"

Sie gingen Beide schweigend weiter, Jedes mit seinen Gedanken beschäftigt. Sie näherten sich dem Schlosse. Da machte Kurt plötzlich Halt und sagte: „Therese, Du hast einst die Mutter in ihrer Abneigung gegen meinen

Herzenswunsch unterstützt. Stehe mir jetzt gegen ihren Heirathsplan bei. Ich habe von vornherein bezweifelt, ob dies jugendliche und so vergnügungssüchtige Mädchen für mich als Gattin paßt; längerer Verkehr hat mich in dieser Ansicht nur bestärkt, und mein Entschluß steht unabänderlich fest. Aber die Mutter wird die Nichterfüllung ihres Wunsches leichter ertragen, wenn Du ihr Deine Meinung sagst und meinen Entschluß rechtfertigst."

Therese versprach, den Wunsch des Bruders zu erfüllen, vermied aber am Abend jede Unterredung mit der Mutter und war bis spät in die Nacht hinein mit Briefschreiben beschäftigt. Als sie das Schreiben beendet hatte, sagte sie mit einem leichten Seufzer: „Ich habe den Versuch gemacht, meinen Theil von Schuld zu sühnen. O, möchte er glücken!"

10.

„So! Nun sieht das Zimmer beinahe gerade so aus, wie damals, als Kascha es bewohnte. Ich hoffe, sie wird sich nicht fremd fühlen!"

Diese Worte sprach Frau Pastor Krüger zu ihrer einzigen noch unverheiratheten Tochter Marie, einem achtzehnjährigen Mädchen, und sah sich dabei musternd in dem kleinen Zimmer um, das für den erwarteten Gast eingerichtet worden war.

„Weißt Du was noch fehlt, Mutter?" sagte Marie.

„Nun?"

„Ein Lorbeerkranz!"

„Ich denke, das Bouquet dort auf dem Tisch wird ihr lieber sein," entgegnete die Mutter lächelnd. „Kascha

will sich einige Wochen hier erholen und während derselben die Welt, der sie sonst angehört, einmal ganz vergessen. Ein Lorbeerkranz wäre also wenig am Platz."

„Ich bin doch neugierig," begann Marie wieder, „wie sich eine gefeierte Bühnenheldin im Verkehr mit gewöhnlichen Sterblichen geben wird. Wie wird sie sich in unserem stillen Pfarrhaus, in diesem kleinen Zimmer gefallen?"

„Sehr gut!" sagte die Frau Pastor, aber sie war doch etwas zweifelhaft, denn sie hatte Kascha seit jenem Abschied nicht mehr wiedergesehen, und inzwischen war das Mädchen der verwöhnte Liebling des oft so anspruchsvollen Publikums gewesen. Würde sie dabei selbst anspruchslos geblieben sein? Ihre Briefe verriethen zwar die alte Einfachheit und Herzlichkeit; aber konnte das nicht wohlüberlegte Berechnung sein? Sie war in unruhvoller Ungewißheit.

Ihr sowohl wie ihrer Tochter verstrichen die Stunden bis zur Ankunft des Pastors, der Kascha von der nächsten Bahnstation abholte, langsam. Endlich hörte man das Rollen der Räder. Marie eilte vor die Hausthüre und schaute nach der Gegend aus, woher der Wagen kam.

„Mutter," rief sie der Frau Pastor zu, die eben aus dem Hause trat. „Sie sieht ganz so aus, wie andere Mädchen. Ein einfaches helles Sommerkleid und Strohhut!"

„Hast Du etwa geglaubt, sie würde in einem griechischen Gewande und mit einer Krone auf dem Kopfe angefahren kommen?"

Wenige Minuten später ruhte Kascha in ihren Armen.

„Wie freue ich mich, Dich endlich einmal wiederzusehen, liebe Tante!“

Und das klang so herzlich, so innig, daß alle Besorgniß aus dem Herzen der Frau Pastor schwand. Sie geleitete mit Marie den Gast nach dem kleinen Zimmer im Oberstock.

„Ach, das ist hübsch von Dir, Tante, daß Du mir mein altes Stübchen eingeräumt hast,“ sagte Kascha. „Ich kann mir dann einbilden, jene Zeit wäre noch einmal da, wo ich so hoffnungsreich und glücklich war.“

Dem aufmerksamen Auge der Frau Pastor entging nicht, daß bei diesen Worten ein Schatten die freundlichen Züge des schönen Mädchens überzog, aber sie wollte in Gegenwart ihrer Tochter keine Frage thun.

Auch Kascha schien über ihre Worte fast erschrocken, denn schnell wandte sie sich an Marie und sagte: „Ich fürchte zwar, daß ich Dich aus Deinem Heim verdrängt habe, Marie, aber Du gestehst mir gewiß gern ein älteres Anrecht auf diesen Raum zu. Nicht wahr? Und wenn Du recht liebenswürdig sein willst, so hilf mir ein wenig beim Auspacken der Sachen.“

Während die beiden Mädchen damit beschäftigt waren, machte die Frau Pastor den Kaffeetisch im Garten zurecht. Bald war auch ihr Mann zur Stelle.

„Sie hat sich nicht verändert,“ sagte er. „Ich hatte gefürchtet, sie etwas komödiantenhaft zu finden. Aber sie ist einfach und natürlich geblieben, und schwerlich würde ein

Digitized by Google

Fremder errathen, daß die Bühne das Feld ihrer Wirksamkeit ist. Nur ernster und ruhiger scheint sie geworden, doch steht es ihr gut."

Das günstige Urtheil bewährte sich in den folgenden Tagen.

Kascha sprach selten und dann ohne jede Spur von Eitelkeit von ihren Erfolgen in Riga, Petersburg und anderen Städten, wo sie theils engagirt gewesen, theils als Gast aufgetreten war. Von glänzenden Aussichten für die Zukunft schwieg sie gänzlich. Dies befremdete die Frau Pastor. Sie vermißte jene Leidenschaft für den Beruf, die großen Künstlernaturen eigen zu sein pflegt, ja es kam ihr vor, als ob Kascha eine gewisse Ermüdung und das Gefühl der Unbefriedigung nicht immer verbergen könne. Sie beschloß deshalb, sie in einer vertraulichen Stunde deswegen zu befragen.

Die Gelegenheit fand sich bald. Der Pastor war mit Marie zu einer Taufe in der Nachbarschaft eingeladen; die Frau Pastor saß mit Kascha in dem kleinen Zimmer.

Der Mond beleuchtete voll die edlen Züge des Mädchens; im Garten zirpten die Heimchen und leise rauschten die Sträucher im Winde. Es war ein lieblicher Abend, zu vertraulicher Aussprache einladend.

„Besinnst Du Dich noch auf unser letztes Gespräch an dieser Stelle, Kascha?" begann die Frau Pastor.

„Ja, Tante," erwiederte Kascha, und mit einem leisen Seufzer setzte sie hinzu: „Es ist Alles so gekommen, wie damals mein abschiedbanges Herz ahnte."

„Nein," entgegnete die Frau Pastor. „Dein Schicksal

hat sich ganz anders gestaltet, als ich und Andere gedacht hatten. Ich war damals überzeugt, Du würdest die Gattin des Barons werden, und auch Frau Doktor Römer, unsere Verwandte, theilte diese Ansicht. Nun, Liebe läßt sich nicht erzwingen, und Du thatest recht, Deinen eigenen Weg zu gehen. Aber was mich schmerzt, das ist der Zweifel, ob Du auf diesem Wege recht glücklich geworden bist. Mir ist es manchmal, als ob Dich eine Trauer überkäme, wie sie eine schwere Enttäuschung hervorzurufen pflegt. Bist Du mit Deinen Erfolgen nicht zufrieden?"

Kascha lächelte trüb und sagte: „Ich bin keine große Künstlerin, aber ich bin gefeiert worden wie der größten eine. Allein mitten im rauschenden Beifallklatschen, wenn mir von allen Seiten die Blumen zuflogen, da empfand ich, daß ich dies Alles mit Freuden hingeben würde für ein lobendes Wort, für ein beifälliges Lächeln des Einzigen, von dem ich für immer geschieden war. Ja, als ich seine Liebe erst ahnte, da machte mir jeder meiner Fortschritte Freude, denn ich dachte, wie zufrieden er sein würde, und daß ich ihm dadurch näher käme. Diese herzerhebende Freude habe ich bei meinen größten Triumphen nicht wieder empfunden!"

„Du hast den Baron geliebt, Mädchen, und doch seine Hand ausgeschlagen!" fuhr die Frau Pastor erstaunt auf.

„Ich mußte es, und auch heute noch billige ich meine Handlungsweise. Du erwähntest vorhin unser letztes Gespräch an dieser Stelle. Besinnst Du Dich noch, wie ich

mich damals über die Schweigsamkeit der Baronin beklagte und in ihr einen Mangel an Theilnahme erblickte? Mein Gefühl hatte mich nicht betrogen. In jener Entscheidungsstunde enthüllte mir der Baron den ganzen Sachverhalt. Die Baronin hatte niemals den Plan ihres Sohnes gebilligt; ohne daß ich es wußte, war ich in ihren Augen ein lästiger Eindringling gewesen, der den Frieden zwischen Mutter und Sohn getrübt hatte; ein unheilbarer Bruch war unvermeidlich, wenn ich die Hand des Barons annahm. Aber die Scheu, ein durch die Natur geheiligtes Band für immer zu zerreißen, hatte den geringsten Theil an meinem Entschluß; mein Stolz bäumte sich in mir auf. Andere hatten mich meinen Werth erkennen gelehrt, ich war mir bewußt, daß ich, abgesehen von meiner niedrigen Geburt und meiner Armuth, mit den Besten meines Geschlechtes in die Schranken treten konnte: warum verachtete mich die Baronin? Ihrem starren Vorurtheil setzte ich meinen Stolz entgegen. Ihm ist Genüge geschehen. Vermögen und klangvollen Namen, die mir fehlten, habe ich mir selbst erworben, die Söhne vornehmer Familien haben mir Herz und Hand angeboten — den Schmerz, daß mich die Baronin v. Barnegg für zu gering hielt, ihre Schwiegertochter zu werden, habe ich verwinden können. Aber man sündigt nicht ungestraft gegen das eigene Herz, und es darbt, während der Stolz übersättigt wird. Habe ich damals gegen den Baron unrecht gehandelt, so habe ich dafür gebüßt. Zwischen die feurigsten Lobeserhebungen und glühendsten Liebesbetheuerungen klangen immer seine schmerzlichen Abschieds-

worte, und die Erinnerungen an ihn und an das, was er mir hätte sein können, hat mich selbst in meiner Kunst nicht die volle Befriedigung finden lassen. Das ist die Lücke in meinem Leben, die Du erkannt hast, Tante."

„Armes Mädchen," sagte die Frau Pastor und streichelte sanft Kascha's Hand. „Es hätte vielleicht Alles noch gut werden können, wenn Du nicht die Liebe zu einem Anderen als Grund Deiner Abweisung angegeben hättest. Warum hast Du das gethan?"

„Ich fürchtete schwach zu sein, wenn der Baron seinen Antrag erneuerte; dem beugte ich am besten vor, wenn ich ihm erklärte, daß ich ihn um eines Anderen willen nicht lieben könne."

„Das ist Dir freilich gelungen! Und so geht ihr Beide durch's Leben mit einer unheilvollen Wunde im Herzen!"

„Wie Wenigen bleibt dies erspart! Beklage mich, Tante, aber mache mir keine Vorwürfe! Mir ist, nachdem ich Dir gebeichtet habe, so leicht um's Herz, wie seit langer Zeit nicht. Ich glaube, ich könnte jetzt singen."

„Wirklich? Aber was?"

„Jenes polnische Lied. Ich habe jetzt eine deutsche Uebersetzung, die ein gefälliger Freund der Melodie angepaßt hat. Komm!"

Sie gingen nach dem Zimmer im Erdgeschoß. Kascha setzte sich an's Klavier und sang mit gedämpfter, melancholischer Stimme:

„Es war ein Hader nur gering.
Ich ſagte trotzig: geh! — Er ging.
Er wird ſchon wiederkommen!
Der Abend kam, der Abend ſchwand;
Tagtäglich ſchaut' ich nach dem Strand
Des Stroms. — Er wird ſchon kommen!

Der Sommer floh, es kam der Schnee;
Mir wurde bang, mir wurde weh —
Bringt ihn kein Tag mir wieder?
Ihr Winde, macht mir frei den Fluß
Und tragt dem Liebſten meinen Gruß! —
Gewiß kommt er dann wieder!

Die Winde brausten hin, wie oft!
Mein wundes Herz hat ſtets gehofft:
Er kommt doch endlich wieder!
So harrt' ich gläubig Jahr auf Jahr,
Alt ward mein Herz und grau mein Haar —
Er aber kam nicht wieder!"

Sie hatte den größten Theil des Liedes mit unſicherer, von innerer Aufregung ſchwankender Stimme geſungen; die letzten Worte aber kamen wie von einem unterdrückten Schluchzen begleitet aus ihrem Munde.

Die Frau Paſtor war haſtig vom Sopha aufgeſtanden und an Kaſcha herangetreten.

„Iſt das Deine Heiterkeit, Mädchen?" fragte ſie ängſtlich. „Du weinſt!"

„Sei unbeſorgt, Tante! Das Lied ergreift mich immer. Dazu kommt eine gewiſſe Reizbarkeit und Schwäche, die mich ſchon ſeit Wochen plagt. Nervöſe Erregtheit, nichts weiter."

„Sicherlich!“ sagte die Frau Pastor. Aber sie wußte es besser.

11.

„Mutter hat Heimlichkeiten!“ sagte einige Tage später Marie zu ihrem Vater. „Sie hat heute früh einen sehr dicken Brief bekommen, seitdem geht sie ziemlich schweigsam umher.“

„Hm! Ein dicker Brief. Der erfordert jedenfalls eine lange Antwort, und wir werden heute Nachmittag ziemlich überflüssig sein. Was meinst Du, wenn wir mit Kascha unserer Agnes einen Besuch machten.“

Agnes war die älteste, an einen in der Nähe wohnenden Pastor verheirathete Tochter.

Als Marie diesen Plan höchst annehmbar fand, sagte der Pastor: „So geh' und frage die Mutter, ob sie heute Nachmittag Briefe schreibt, und wenn dies der Fall ist, Kascha, ob sie mit uns zu Agnes fahren will.“

Die Mutter wollte Briefe schreiben, Kascha war zu dem Besuch bereit, und so fuhren sie dann bald nach Tisch ab.

Von jenem Tage an schien eine seltene Heiterkeit über die Frau Pastor gekommen zu sein. Oft bemerkte Kascha, daß ihr lächelndes Auge mit besonderer Theilnahme auf ihr ruhte, und wenn sie dann fragte: „Was hast Du denn, Tante?“ so erwiederte die Matrone: „Nichts Schlimmes.“

Aber eine Woche später sagte sie auf die nämliche Frage: „Es steht Dir ein überraschender Besuch bevor, Kascha.“

Und als trotzdem Kaſcha erſchrocken fragte: „Doch nicht etwa der Baron?“ entgegnete ſie lachend: „Was denkſt Du, Mädchen? Du biſt ja ganz bleich geworden! In der That, Du biſt ſehr nervös. Nimm Dir an mir ein Beiſpiel! Sieh, wie ruhig ich bin!“

Am folgenden Tage war ſie das durchaus nicht. Sie trat wohl zwanzigmal vor die Hausthüre und lief im Hauſe treppauf treppab, ſo daß Kaſcha, die in ihrem Zimmer las, ihre geſchäftige Haſt auffiel. Bald überkam auch ſie eine ungewöhnliche Unruhe. Sie hörte Stimmen im Hausflur, und die eine klang ihr ſo bekannt. Tritte ließen ſich auf der Treppe vernehmen; es ward an ihr Zimmer geklopft und herein trat die Baronin.

Sie ließ Kaſcha einen Augenblick Zeit, ſich von ihrer Ueberraſchung zu erholen. Dann ſagte ſie: „Ich bin gekommen, um zu verſuchen, ob ich als Freiwerberin für meinen Sohn einen günſtigeren Beſcheid erhalte, als er einſt vor Jahren.“

Und nun ſchilderte ſie ihr, wie treu Kurt ihr Bild im Herzen getragen und welchen beſtrickenden Eindruck ſie auch auf Thereſe gemacht habe. Sie erzählte, daß die Letztere an Frau Paſtor Krüger geſchrieben und aus deren Antwort entnommen, daß Kaſcha noch immer Kurt liebe. Thereſe habe darauf den Vorſchlag gemacht, an Kaſcha zu ſchreiben; ſie habe es aber für beſſer gehalten, Kurt's Abweſenheit zu benutzen und ſelbſt zu reiſen. So ſei ſie denn gekommen, um gut zu machen, was ſie einſt verſchuldet.

Es war nur eine kurze Unterredung. Aber als die

Baronin mit Kaſcha in das Zimmer trat, in welchem die Frau Paſtor mit Thereſe ſaß, ſagte ſie mit glücklichem Lächeln: „Seien Sie mir nicht böſe, liebe Frau Paſtor, wenn Kaſcha's Beſuch bei Ihnen kürzere Zeit dauert, als Sie gerechnet hatten. Sie wird uns in vierzehn Tagen folgen.“

Der Baron war von ſeiner Reiſe zurückgekehrt und hatte die erſten Stunden nach ſeiner Ankunft mit ſeiner Mutter und Schweſter auf dem gewohnten Sitzplatz im Park zugebracht. Er hatte von ſeiner Reiſe erzählt und ſich Bericht erſtatten laſſen, was während ſeiner Abweſenheit paſſirt war.

Als die kühlere Luft das Nahen des Abends verkündigte, ſagte er: „Es wird nun Zeit, daß Ihr Euch in's Schloß begebt. Ich will noch einen Rundgang durch die Ställe machen.“

„Wir begleiten Dich,“ ſagte die Baronin. „Thereſe trinkt allabendlich friſche Kuhmilch, und die Zeit iſt da.“

Sie gingen. Als ſie in den Kuhſtall eintraten, herrſchte in demſelben bereits jenes Halbdunkel, das eine ſichere Unterſcheidung unmöglich macht.

Sie waren erſt wenige Schritte gegangen, als eine leiſe, ſüße Stimme ertönte.

„Iſt denn wieder einmal eine Sängerin unter den Mägden?“ fragte der Baron halb traurig, halb gleichgiltig.

„Ich wußte nichts davon!“ erwiederte die Baronin. „Ich höre es auch zum erſten Male.“

„Was iſt das?“ ſagte der Baron plötzlich und blieb lauſchend ſtehen. Nicht der volle, glockenreine Ton, in welchem die zweite Strophe geſungen wurde, erregte ſeine Aufmerkſamkeit, die Melodie war's, die ihn plötzlich ſo mächtig ergriff.

„Es iſt kein Zweifel; es iſt Kaſcha's polniſches Lied!“ murmelte er vor ſich hin. Er warf einen überraſcht fragenden Blick auf ſeine Schweſter und bemerkte eine freudige Aufregung in ihrem Geſichte. Eine ſelige Ahnung durchzuckte ihn, ſo unglaublich und unerklärlich ihm auch Alles erſchien.

Raſch eilte er nach dem Seitengange, wo eben der letzte Ton verklungen war.

„Wer ſang hier?“ fragte er.

„Ich!“ erwiederte eine bebende Stimme und hinter dem breiten Pfeiler trat eine Geſtalt in hellem Gewande hervor.

Einen Augenblick ſtand der Baron ſtarr, dann öffnete er entzückt die Arme, und das Mädchen lag an ſeinem Herzen.

Die Baronin und Thereſe, welche herangekommen waren, vernahmen nur ein leiſes Schluchzen und die jubelnden Worte: „Kaſcha, ſüße Kaſcha!“

Taſſo und Leonore.

Geſchichte einer Dichterliebe.

Mitgetheilt von

Th. Winkler.

(Nachdruck verboten.)

Ferrara in Oberitalien, heute eine wenig bedeutende Stadt von 28,000 Einwohnern, die mit ihrem breiten, aber einſamen Corſo und mit ihren zahlreichen leerſtehenden Paläſten ein Bild tiefer Stille und Verlaſſenheit darbietet, gehörte im 16. Jahrhundert, als es noch die Reſidenz eines ſelbſtſtändigen Herzogthums war, zu den blühendſten Städten Italiens und zählte hunderttauſend Seelen. Der Fürſtenhof von Ferrara war neben dem der Mediceer in Florenz einer der glänzendſten jener Zeit, und namentlich auch die Anweſenheit von Dichtern und Künſtlern gab demſelben viel Anziehendes.

Es war im Jahre 1565, als die Vermählung des Herzogs Alfonſo II. mit der ſchönen Barbara von Oeſterreich den Hof zu einer Stätte rauſchender Vergnügungen machte. Feierliche Aufzüge, Gaſtmähler, theatraliſche Vorſtellungen, Turniere und Maskeraden wechſelten einen vollen Monat hindurch miteinander ab und ließen die Theilnehmer gar nicht zur Ruhe kommen.

Unter den zahlreichen Gäſten befand ſich auch der Kardinal Luigi aus dem Hauſe der Eſte, der Bruder des Herzogs, und in deſſen Gefolge ein junger ſtattlicher Mann von ſchlanker Geſtalt und edlen, etwas träumeriſchen Geſichtszügen, dabei in einfacher ſchwarzer Kleidung und von einer Schüchternheit des Auftretens, die ihn auf den erſten Blick als Neuling im Hofleben erkennen ließ. Mit um ſo größerem Intereſſe aber verſenkte er ſich in den Strom der Luſtbarkeiten, er ſchwelgte förmlich im Genuß der Feſtivitäten, nahm an Allem den regſten Antheil und verfolgte namentlich den Flor der ſchönen Damen mit flammenden Blicken. Vor Allem waren es zwei Prinzeſſinnen, die ſeine ganze Aufmerkſamkeit feſſelten, ſo oft ſie ſich zeigten. Die Eine, Lucretia mit Namen, groß, von üppigen Formen und imponirender Erſcheinung, das Angeſicht von blonden Locken umrahmt und von Lebensluſt und Heiterkeit umſpielt, die Andere, Leonore genannt, von hoher, ſchlanker Geſtalt, mit großen, ſanftblickenden Augen, einer faſt durchſichtigen Bläſſe des Geſichts, feinen, edlen Zügen, reichem blonden Haar, von hoher Klugheit und ſanftem Weſen. Es waren die Schweſtern des Herzogs, Beide nicht mehr in der erſten Jugendblüthe — Lucretia 31, Leonore 30 Jahre alt — aber Beide infolge ihrer Schönheit, ihres Ranges und ihrer Bildung der eigentliche Mittelpunkt des Hofes, um den ſich Alles zu ſchaaren pflegte.

Der junge Mann aus dem Gefolge des Kardinals, der dieſen Damen ſein tiefſtes Intereſſe zuwandte, ſtammte zwar auch aus einer altadeligen Familie, allein er war

arm, und trübe Schickſale, von denen ſeine Familie heimgeſucht worden, hatten dem jugendlichen Geſicht frühzeitig einen Zug melancholiſchen Ernſtes aufgeprägt. Sein Vater war infolge politiſcher Wirren ſeines Vermögens beraubt und geächtet worden, ſo daß er in der Fremde ſein Brod ſuchen mußte, die Mutter aber vor Gram und Kummer in's Grab geſunken. Der Sohn zeigte bereits als Knabe eine ungewöhnliche dichteriſche Begabung, ſo daß die Jeſuiten ihm eine gründliche wiſſenſchaftliche Ausbildung zu Theil werden ließen. Sein poetiſches Talent erprobte er als heranwachſender Jüngling in einem Heldengedicht „Rinaldo", das er bei ſeiner Veröffentlichung dem Kardinal Luigi widmete, eine Aufmerkſamkeit, welche dieſer damit belohnte, daß er den jungen Dichter in ſeine Dienſte nahm, womit übrigens keine andere Verpflichtung verbunden war, als im Gefolge des Herrn zu erſcheinen. In dieſer Funktion finden wir ihn 1565 am Hofe zu Ferrara. Es war Torquato Taſſo, der ſpäter ſo berühmt gewordene Dichter des Epos „Das befreite Jeruſalem". Als ſolcher ſteht er in hohen Ehren bei der ganzen gebildeten Welt; uns Deutſchen aber iſt er beſonders lieb und intereſſant durch das klaſſiſche Gemälde, welches Goethe's Meiſterhand von ihm entworfen hat. Nur ſchade für den Freund der nüchternen Wahrheit, daß die Züge, mit denen Deutſchlands großer Dichter das Bild des italieniſchen Poeten ausgeſtattet hat, nicht in allen Punkten auf hiſtoriſche Treue Anſpruch machen dürfen, ein Umſtand, welcher uns den Anlaß bietet, den geſchichtlichen Taſſo und ſein tragiſches Schickſal hier einmal näher in's Auge zu faſſen.

Wie ſchon erwähnt, gehörte es zu den Vorzügen des Hofes von Ferrara, daß er eine Hauptpflegeſtätte der Dichtkunſt war. Beſonders die Damen ſahen geiſtvolle Poeten gern um ſich und ließen ſich ihre Huldigungen wohl gefallen. Ein Mann wie Torquato Taſſo, dem bei all' ſeiner Jugend doch ſchon der Ruf einer reichen dichteriſchen Begabung und ebenſo großer Gelehrſamkeit vorausging, hatte ſich daher der freundlichſten Aufnahme zu erfreuen. Lucretia war es zunächſt, welche dem anfangs noch ſchüchternen Dichter entgegenkam. Seine geiſtſprühende Art, über Alles zu ſprechen, was damals die Welt bewegte, zog ſie an, und ſo führte ſie den intereſſanten Gaſt auch ihrer Schweſter Leonore zu, welche ihrer zarten Geſundheit halber von den geräuſchvollen Feſten ſich meiſt zurückhielt.

Hatte ſchon die Schönheit und Liebenswürdigkeit Lucretia's das leicht entzündliche Gemüth des jungen Dichters begeiſtert, ſo wurde er von Leonorens Erſcheinung geradezu bezaubert. Ihr Verſtändniß für alles Hohe und Edle, ihre Liebe zur Poeſie und zur Kunſt, ihr ſanftes, zu ſtiller Beſchaulichkeit geneigtes Weſen, im Verein mit den Reizen ihrer ganzen Erſcheinung, entfachten eine mächtige Leidenſchaft in ſeinem Buſen, die in der Folge umſomehr aufflammte, als auch Leonore ihn erkennen ließ, daß er ihr nicht gleichgiltig war. Zwar wußte ſowohl ſie als auch ihre Schweſter die Vertraulichkeit, welche ſie dem Dichter allmählig gewährten, ſtets in den Schranken zu halten, die ihnen ihre fürſtliche Würde auferlegte, und bei aller Freude an ſeinem Umgang vergaßen die beiden

Prinzessinnen nie, was sie nach Sitte und Herkommen ihrem Range schuldig waren; aber gerade diese vornehme Zurückhaltung, die nur ein Gebot des Verstandes im Widerspruch zu den Regungen des Herzens schien, reizte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt.

Ihr warmes Interesse wirkte zunächst im reichsten Maße befruchtend auf sein poetisches Schaffen. Nicht nur, daß er das, was er für sie empfand, in herrlichen Sonetten und Canzonen dichterisch verkörpert der Geliebten zu Füßen legte; angeregt und begeistert von ihrem Beifall entwarf er damals auch die Grundzüge jenes großen epischen Gedichtes, „Das befreite Jerusalem", welches ihm den Lorbeer der Unsterblichkeit eingetragen hat.

Die warme Theilnahme der beiden fürstlichen Schwestern für Tasso fand auch bei ihrem Bruder, dem Herzog Alfonso, Nachfolge, der ihn ebenfalls in jeder Beziehung begünstigte, und nicht lange, so war unser Dichter der gefeierte Liebling des ganzen Hofes. Er wurde von allen Seiten beschenkt, mit Schmeicheleien überhäuft, bewundert und verzogen. Fast jeden Tag erschien er bei den Prinzessinnen, las ihnen seine neuesten Gedichte vor, plauderte und scherzte mit ihnen, und häufig befand sich auch der Herzog selbst unter seinen Zuhörern.

Die Damen zogen sich nach größeren Festlichkeiten gewöhnlich zu ihrer Erholung aus der geräuschvollen Stadt nach einem Lustschloß in ländliche Stille zurück und Tasso war der allein Begünstigte, der ihnen dorthin folgen und daselbst zu ihrer Unterhaltung beitragen durfte. Die Sonette und Canzonen übrigens, die er zur Verherrlichung

Leonorens dichtete, brauchte Taſſo durchaus nicht ängſtlich zu verſchließen; nach der Sitte jener Zeit fand man gar nichts Anſtößiges darin, daß eine fürſtliche Dame von einem Poeten gefeiert wurde, und ſo gingen dieſe Ergüſſe bald abſchriftlich von Hand zu Hand am Hofe. Und Taſſo ſelbſt war der Letzte, der die Erzeugniſſe ſeiner Muſe verborgen hielt, er wollte gekannt und bewundert ſein, ohne Lob und Anerkennung konnte er nicht leben und ſchaffen. Gerade hierin lag eine ſeiner Schwächen; dieſer unerſättliche Ruhmesdurſt, gepaart mit einer leicht verletzbaren Eitelkeit, ſollte den verwöhnten Günſtling zuletzt in's Verderben ſtürzen.

Welche Vorſicht in Worten und Thaten eine Stellung wie die unſeres Dichters erforderte, das ſollte er früh genug erfahren. Mit dem Kardinal, in deſſen Dienſten er noch ſtand, unternahm er eine Reiſe nach Paris. Dort wurde Taſſo am Hofe Karl's IX. mit aller Auszeichnung empfangen, die er nur wünſchen konnte; allein gerade der unaufhörliche Weihrauch, der ihm geſtreut wurde, mochte es verſchulden, daß er ſich zu einer unbeſonnenen Aeußerung über die Hugenotten verleiten ließ, die den Kardinal, als ſie ihm zu Ohren kam, ſo ſehr aufbrachte, daß Taſſo in Ungnade fiel und ſeiner Stellung verluſtig ging. Er kehrte nach Ferrara zurück, und hier zeigte es ſich auf's Deutlichſte, eine wie feſte Stellung er ſich in der Gunſt der Prinzeſſinnen erworben hatte. Auf ihre Verwendung nahm ihn ſofort der Herzog in ſeinen Dienſt und räumte ihm Vergünſtigungen ein, wie ſie nur wenigen Anderen beſchieden waren. Es wurden für ihn im Palaſte

Zimmer eingerichtet, ein Vorzug, deſſen ſelbſt Arioſt, Taſſo's berühmter Vorgänger, nicht theilhaftig geworden war, Alfonſo zog ihn häufig zur Tafel, berieth alle wichtigen Angelegenheiten mit ihm, nahm ihn auf allen ſeinen Reiſen mit, und ſuchte ihm ſelbſt bei ſeinen dichteriſchen Entwürfen behilflich zu ſein, indem er auf Grund ſeiner praktiſchen Sachkenntniß die kriegeriſchen Schilderungen verbeſſerte, welche Taſſo in ſein Heldengedicht „Das befreite Jeruſalem" eingeflochten hatte. Aber das war noch nicht Alles. Als im Jahre 1573 an der Univerſität Ferrara eine Profeſſur für Geometrie und Aſtronomie frei wurde und Taſſo den Wunſch äußerte, eine ſolche Stellung zu bekleiden, übertrug ſie ihm der Herzog ohne weiteres Bedenken. Die fürſtlichen Schweſtern zeigten ſich auch noch in anderer Weiſe für den Genuß erkenntlich, den ſie in Taſſo's geiſtvollem Umgang fanden; Lucretia verehrte ihm eine kunſtvolle Stickerei, die ſie mit eigener Hand gefertigt hatte, und Leonore ließ ſich auf des Dichters Bitte herbei, eigenhändig den Einband eines ſeiner Bücher mit der Nadel zu verzieren. Genug, Alles ſchien ſich verbunden zu haben, um ihm ein glückliches Daſein zu bereiten. Und wie ernſtlich beſorgt namentlich Leonore um das Wohlergehen ihres Lieblings war, dafür lieferte ſie manch' ſchönen Beweis. So hatte er z. B. einen einflußreichen und ehrgeizigen Mann, den Staatsſekretär Giambattiſta Pigna, der ſelbſt Dichter war, gegen ſich, weil er denſelben bei einem poetiſchen Wettkampf überwunden hatte. Leonore mochte fürchten, daß dieſer in ſeiner gekränkten Eitelkeit Intriguen gegen den

Sieger ſchmieden und ihm zu ſchaden ſuchen werde; um dem vorzubeugen, rieth ſie ihrem Schützling, er möge etwas ſchreiben und veröffentlichen, was den Staatsſekretär beſänftigen könne. Taſſo folgte dem Rathe, ließ einen gelehrten Kommentar zu drei Canzonen ſeines Nebenbuhlers erſcheinen und erreichte damit, was er bezweckte: Pigna verſöhnte ſich mit ihm, wenn ſeine Geſinnung ſich auch nicht gerade in Freundſchaft für ihn verwandelte. In dieſer Weiſe ſuchte Leonore, wo ſie nur konnte, ihre Hände ſchützend über den geliebten Dichter zu breiten. Ihn ganz als den Erkorenen ihres Herzens an ſich zu ziehen, geſtatteten ihre Lebensverhältniſſe nicht, ſoweit es aber Sitte und Hofzwang ermöglichten, ließ ſie ihn ihre ganze Neigung empfinden. Seiner Erfolge als Dichter und Gelehrter erfreute ſie ſich im Stillen, als wären ſie ihr ſelbſt zu Theil geworden, und als z. B. Taſſo bei einer drei Tage andauernden akademiſchen Disputation über das Weſen der Liebe durch ſeine glänzende Beredtſamkeit den Preis davontrug und deshalb von allen Seiten mit Ehrenbezeugungen überhäuft wurde, da ſchlug gewiß kein Herz in Ferrara ſo freudig, wie das Leonorens.

Ungefähr um dieſelbe Zeit vermählte ſich Lucretia mit dem Herzog Franz Maria von Urbino und folgte ihrem Gemahl nach Peſaro. Allein die Ehe ſollte keine glückliche werden. Der Herzog war um fünfzehn Jahre jünger als ſeine Gemahlin, und die Charaktere und Neigungen Beider gingen ſo weit auseinander, daß ein Zuſammenleben unmöglich wurde und die Ehe nach zwei Jahren wieder gelöst werden mußte. Lucretia kehrte an den Hof von

Ferrara zurück, um wieder wie zuvor an der Seite ihrer Schweſter zu leben, die ſich gelobt hatte, unvermählt zu bleiben. Natürlich war unſer Dichter herzlich froh, die Prinzeſſin, welcher er ſo viel zu danken hatte, wieder in ſeiner Nähe zu wiſſen, und er begrüßte ihre Rückkehr mit einem Gedicht, das den ganzen Zauber ſeiner Muſe athmete.

Leonore aber blieb nach wie vor in ſeinen Augen der Stern, der alle überſtrahlte. Zwar fühlte ſich Taſſo, leicht entzündlich wie er war, auch ſonſt raſch in den Zauberbann weiblicher Schönheit gezogen, und es wäre irrig, zu glauben, daß ſein Herz einzig für Leonoren geſchlagen habe, deren Beſitz für ihn doch ein unerreichbarer Wunſch blieb. So weiß man von einer Livia, Gräfin v. Arco, die er als Angioletta beſang, ferner von einer Laura Bojardi, von ihm als Aurora dichteriſch gefeiert, man weiß auch von einer Lucretia Bendidio, einer Leonora Sanvitale und einer Laura Peperara, ſämmtlich Damen von hoher Schönheit und Anmuth, die einen mehr oder minder tiefen Eindruck auf Taſſo gemacht und ſeine Liebe entfacht haben; keine von dieſen Allen jedoch feſſelte ihn ſo nachhaltig und ſchwebte in ſo erhabener Größe ſtets vor ſeiner Seele, wie Leonore d'Eſte.

Die Gedichte, in welchen er ſie verherrlicht, ſind die ſchönſten, die feurigſten, die hinreißendſten von allen. Ein ſo zartbeſaitetes Gemüth, wie das der Prinzeſſin, konnte für ſolche Huldigungen natürlich nicht unempfänglich bleiben. Allein ihre Zuneigung, ihre Gunſt und Herzensgüte wurde durch die Launen und Rückſichtsloſigkeiten des

nur allzu ſehr verwöhnten Dichters nicht ſelten auf harte Proben geſtellt. Kein freundliches Wort, das einem Anderen galt, konnte er von ihr hören, ohne daß die heftigſte Eiferſucht in ihm erwachte. Ueberhaupt war er mißtrauiſch gegen ſeine ganze Umgebung und argwöhnte von Jedem das Schlimmſte. Es mochte ihm, dem in ſo ſeltenem Maße Begünſtigten, der Niemand neben ſich aufkommen laſſen wollte, nicht an Neidern und Widerſachern am Hofe fehlen; noch mehr Widerſacher aber ſchuf er ſich nur in ſeiner Phantaſie, und mehr als von den wirklichen Feinden hatte Taſſo von finſteren Dämonen in ſeinem Inneren zu leiden. Kein Zweifel, daß er von Natur friedfertig und menſchenfreundlichen Charakters war, aber ebenſo ſteht es feſt, daß er die höchſte Vorſtellung von ſeinem perſönlichen Werthe hatte, und daß er dem ſchwer verzieh, der es wagte, auch nur entfernt dieſe empfindliche Stelle in ihm zu berühren.

In dieſer Beziehung wurde auch ſein großes Heldengedicht, „Das befreite Jeruſalem“, an welchem er fort und fort arbeitete, und das er endlich im Frühling 1575 vollendete, für ihn eine Quelle der Schmerzen. Es ſollte den Gipfelpunkt all' ſeines dichteriſchen Vermögens repräſentiren, und gerade darum konnte er lange keinen Abſchluß finden und ſich nicht zur Veröffentlichung verſtehen. Immer und immer begann er von Neuem daran zu feilen und endlich übergab er das Manuſcript einigen Kunſtrichtern in Rom, Parma und Mantua zur Beurtheilung. Aber dieſe brachten ihn durch ihre Ausſtellungen erſt recht zur Verzweiflung. Was ſie tadelten, das war meiſt nach

ſeiner Ueberzeugung das Gelungenſte, und doch konnte er es nicht über ſich gewinnen, auf ſein eigenes Urtheil zu vertrauen. So änderte er bald dies, bald das, ohne indeß Zufriedenheit zu erlangen. Eine angefochtene Stelle in einem Verſe konnte ihm eine ſchlafloſe Nacht bereiten. Seine Freude am Schaffen war dahin, ja, ſie wurde ihm geradezu vergällt, als ſich die Idee in ihm feſtſetzte, ſein Gedicht möchte Stellen enthalten, auf Grund deren man ſeine Rechtgläubigkeit als katholiſcher Chriſt in Zweifel ziehen könnte. Auch die Beruhigung, die ihm nach ſorgfältiger Prüfung durch Fachgelehrte hierüber gegeben wurde, konnte ihn auf die Dauer nicht von Sorge frei machen. Die Dämonen in ſeiner Bruſt ließen ſich eben nicht beſchwichtigen.

Da er in Ferrara keine Ruhe finden konnte, ſo nahm er Urlaub und hielt ſich einige Zeit in Rom auf, wo er Zerſtreuung und Aufheiterung ſuchte; aber nur noch kränker kehrte er nach Ferrara zurück. Er hatte ſogar den Gedanken gefaßt, Alfonſo und ſeine Schweſtern zu verlaſſen und ſich in den Dienſt der Mediceer zu begeben, und nur zufällige Umſtände waren daran Schuld, daß der Plan nicht zur Ausführung gelangte. Dieſe Unterhandlungen blieben dem Herzog von Ferrara nicht verſchwiegen, und dennoch entzog er dem Dichter ſeine Gunſt nicht. Als um dieſe Zeit die Stelle eines Hiſtoriographen am Hofe frei wurde und Taſſo ſich um dieſelbe bewarb, wurde ſie ihm ohne Weiteres zugeſprochen. Das konnte gewiß als ein unzweideutiger Beweis des fürſtlichen Wohlwollens gelten; allein auf den von düſteren Wahngebilden

umfangenen Geiſt des Unglücklichen machte es nur einen vorübergehenden Eindruck. Immer und überall glaubte er ſich verfolgt. Eines Tages gerieth er im Hofe des Palaſtes mit einem ſeiner Freunde, den er der Falſchheit bezichtigte, in einen heftigen Wortwechſel und verſetzte ihm im Zorn einen Schlag in's Geſicht. Mit Rückſicht auf die Unverletzlichkeit des Ortes rächte ſich der Beleidigte nicht ſogleich, überfiel aber den Dichter bald nachher auf offenem Marktplatz. Taſſo ſetzte ſich dabei auf's Tapferſte zur Wehr, und obwohl ſein Gegner noch mit zwei Gehilfen auf ihn eindrang, ſchlug er ihn doch in die Flucht. Herzog Alfonſo aber verbannte die Angreifer ſofort aus ſeinem Lande und zeigte dadurch wieder, daß er Alles aufbot, den kranken Dichter zu ſchützen und ſich zu erhalten.

Ein kranker Dichter, ja, das war Taſſo damals, geiſtig und körperlich. Oft wurde er vom Fieber geplagt; dann zog er wohl Aerzte zu Rathe, aber ihren Rathſchlägen fügte er ſich nicht. Er liebte ſüße und feurige Weine, eingemachte Früchte, Marzipan u. ſ. w., und mochte trotz des ärztlichen Verbotes nicht davon laſſen. Gegen das Waſſertrinken, das man ihm wiederholt auf's Eindringlichſte empfahl, erklärte er einen unüberwindlichen Abſcheu zu haben, bittere Arzeneien lehnte er entſchieden ab und in jeder ſolchen Gabe argwöhnte er Gift. Von Tag zu Tag wurde er mißtrauiſcher, heftiger und rückſichtsloſer. Seine Diener überlieferte er dem Gericht, weil ſie ihm angeblich nach dem Leben trachteten; als ſich aber bei der Unterſuchung keine Schuld herausſtellte, ſprach Taſſo

Schmähungen gegen die Richter aus. Dann sollten wieder die Hofdomestiken sämmtlich bestochen sein, damit sie ihn aus dem Wege räumten. Am 17. Juni 1577 rannte er im Empfangszimmer der Herzogin von Urbino einem Bedienten, der ihm besonders verdächtig schien und der ihn wahrscheinlich aus Zufall ein wenig angestoßen hatte, wüthend mit dem Dolche nach.

Daß endlich dem Herzog die Geduld riß, ist nach alledem nicht zu verwundern. Alfonso ließ den Dichter verhaften und zu Stubenarrest verurtheilen, in der Hoffnung, dies werde ihn künftig besonnener und rücksichtsvoller machen. Allein darin hatte sich der gütige Fürst völlig verrechnet. Der seiner Freiheit Beraubte glaubte nun erst recht, daß sich Alles gegen ihn verschworen habe, und gerieth in völlige Verzweiflung. In den heftigsten Schmähungen gegen den Herzog machte er seinem Herzen Luft. Alfonso ließ sich selbst durch diese Ausfälle nicht von ihm abwendig machen, er gab ihm seine Freiheit zurück und nahm ihn sogar mit auf seinen Landsitz Belriguardo, damit der Friede der Natur besänftigend auf das Gemüth des Kranken einwirke. Auch das war vergeblich. Schon nach wenigen Tagen wurde Tasso auf seinen eigenen Wunsch nach Ferrara zurückgebracht, nachdem er eine Tollheit über die andere begangen. Auch sein Aeußeres verrieth den geistigen Verfall, die feine und saubere Kleidung, auf die er früher streng gehalten, war auffallend vernachlässigt, sein Gesicht bleich und abgemagert, seine Energie gebrochen.

Man brachte ihn nun in's Kloster der Franziskaner,

indeß auch dort litt es den Unglücklichen nicht lange. In einem unbewachten Augenblicke entwich er und irrte nun auf einſamen Pfaden durch die Abruzzen, bis er endlich nach wochenlangem Umherwandern nach Sorrent gelangte, wo eine Schweſter von ihm wohnte, die als Wittwe mit mehreren Kindern in ärmlichen Verhältniſſen lebte. Aber er gab ſich hier nicht ſogleich zu erkennen, ſondern erſt nachdem er die Schweſter auf die Probe geſtellt, daß ſie ihm noch wohlgeſinnt ſei, entdeckte er ſich ihr. Hier, in der Hütte der Armuth, verbrachte er einige Zeit, und die treue Liebe, die ihm zu Theil wurde, ſchien wohlthuend auf ihn einzuwirken. Allein bald trieb es ihn wieder von hinnen. Er bereute ſeine Flucht und ſchrieb an den Herzog und die Prinzeſſinnen, man möge ihm geſtatten, nach Ferrara zurückzukehren. Leonore war die Einzige, die ihm antwortete, aber auch ſie wußte ihm nichts weiter zu ſagen, als daß ſie leider außer Stande ſei, ihm zu helfen. Da hielt es ihn nicht länger in Sorrent, er machte ſich auf nach Rom und ſuchte durch ſeine Freunde die Erlaubniß zur Rückkehr nach Ferrara auszuwirken. Der Herzog ließ ſich denn auch dazu beſtimmen, jedoch unter der Bedingung, daß der Dichter ſein völlig unbegründetes Mißtrauen ablege und ſich den Anordnungen des Arztes willig unterwerfe. Taſſo erklärte ſich zu Allem bereit, und ſo finden wir ihn anfangs April 1578 abermals in Ferrara, von dem Fürſten und ſeinen beiden Schweſtern mit aller Freundlichkeit aufgenommen. Allein nur kurze Zeit fügte er ſich der Ordnung. Die Krankheitsanfälle kehrten auf's Neue wieder und mit ihnen die ſchlimmen

Auftritte, so daß der Herzog endlich genöthigt war, dem Dichter den Zutritt zu den fürstlichen Gemächern zu verbieten. Darüber auf's Höchste erbittert, verließ Tasso abermals ohne Abschied Ferrara. Aber nirgends wollte es ihm behagen, und so kam er, von Sehnsucht getrieben, nach einigen Wochen wieder zurück. Natürlich war man jetzt zurückhaltender gegen ihn als früher, und das verdroß ihn über die Maßen, zumal man ihm seine Zimmer im Palaste nicht gleich wieder eingeräumt hatte. Tasso verfiel darüber in förmliche Tobsucht, und der sonst so langmüthige Fürst sah sich schließlich gezwungen, den Wahnsinnigen in das Hospital zu St. Anna bringen zu lassen.

Mit diesem Augenblicke fällt gewissermaßen der Vorhang über sein Leben in der Oeffentlichkeit. Sechzehn Jahre fristete er noch sein krankes Dasein, dem es zwar nicht an lichten Stunden fehlte, in dem sogar noch zeitweilig sein dichterischer Genius sich zu höherem Fluge aufraffte, das aber doch im Allgemeinen durch die Nacht des Wahnsinns verdunkelt wurde.

Und Leonore d'Este, sein Ideal, seine Liebe, was ward aus ihr? Bewahrte sie dem unglücklichen Dichter ihre stille Neigung? Oder hatte sie ihn ganz aus ihrem Herzen verbannt und vergessen? Wie viel sie noch bis in die letzte Zeit für ihn gethan, haben wir gesehen. Als aber seine Krankheit bis zu dem Grade gestiegen war, daß seine Unterbringung im Hospital zur Nothwendigkeit wurde, da ward sie selbst von einem Brustleiden darnieder geworfen, von dem sie sich nicht wieder erholen sollte. Am 10. Februar 1581 erlöste sie der Tod im fünfundvierzigsten

Jahre ihres Lebens. Noch kurz vor ihrem Hinſcheiden hatte Taſſo einen Freund beauftragt, in ſeinem Namen der hohen Dulderin ehrerbietig die Hand zu küſſen und bei ihr anzufragen, ob er vielleicht etwas für ſie thun könne, ihr zur Freude oder zur Beruhigung.

Fünf Jahre ſpäter, im Juli 1586, wurde Taſſo aus der Irrenanſtalt entlaſſen. Mit weißem Bart und Haar, gebrochen an Geiſt und Körper verließ er Ferrara, das er einſt als lebensfroher, hoffnungsvoller Jüngling betreten hatte.

Unſtät umherwandernd nahm er ſeinen Aufenthalt bald in Rom, bald in Mantua oder Neapel. Bezeichnend für ſeinen Zuſtand waren ſeine eigenen Worte im zwölften Geſange des „befreiten Jeruſalems“:

„Mir ſelbſt ein ew'ger Schrecken, werd' ich immer
Mich ſelber fliehn, doch mir entfliehen nimmer.“

Endlich öffnete ſich ihm im Kloſter St. Onofrio bei Rom eine Zufluchtsſtätte. Seine Kräfte ſchwanden immer mehr dahin, er bedurfte der Ruhe. Unter der Pflege der mitleidigen Mönche milderte ſich ſein krankhafter Zuſtand und ſeine Fieberphantaſien ließen nach. Auf das Betreiben ſeiner Freunde wollte man ihm noch durch Erfüllung eines längſt gehegten Wunſches eine Freude bereiten und ihn in Rom feierlich mit dem Lorbeer der Dichtkunſt krönen; ſchon waren alle Vorbereitungen getroffen, allein der Tod verhinderte die Ausführung. Am 25. April 1595 trug man ſeine Leiche in feierlichem Umzuge durch die Hauptſtraßen Roms. Er lag offen da, mit einer altrömiſchen Toga bekleidet, die Hände, in denen

er ein Kruzifix hielt, über der Bruſt gefaltet, auf dem Haupte den Lorbeerkranz.

Noch am Tage vor ſeinem Tode hatte er den Mönchen, die ihn ſo theilnahmsvoll gepflegt, für ihre Liebe und Güte ſchriftlich gedankt und ſie gebeten, ſeine irdiſche Hülle in ihrer Kirche zu beſtatten. Dieſer Wunſch wurde erfüllt, und ſein Grab wird in Ehren gehalten bis auf den heutigen Tag. Alljährlich am 25. April wallfahrten die Bewohner Roms den Janiculus hinauf nach den ſtillen Kloſterhallen, in welchen Taſſo's Gebeine ruhen, bekränzen ſeinen Leichenſtein und hören andächtig die Seelenmeſſe. Papſt Pius IX. hat dem gefeierten Dichter dort im Jahre 1857 ein ſtattliches Denkmal errichtet.

Die Normannen.

Eine Studie aus dem Mittelalter.

Von

Haſſo Harden.

(Nachdruck verboten.)

Manch' herrliche Sage meldet uns von den Thaten der Normannen, jener kühnen Seefahrer, die aus dem Dunkel nordiſcher Nächte auftauchend die halbe bekannte Welt in verwegenen Heerzügen brandſchatzten, Reiche vernichtend und Reiche gründend, wir aber wollen heute be-

trachten, was uns die Geſchichte ohne poetiſche Verſchönerung über die Fahrten und Kriegszüge jener rauhen, wilden Kämpen mitzutheilen weiß.

In vorhiſtoriſchen Zeiten war zweifellos ein germaniſcher Volksſtamm wahrſcheinlich von Jütland aus nach Norden gezogen, hatte ſich neue Wohnplätze auf der ſkandinaviſchen Halbinſel geſucht und gleichzeitig die dortigen Ureinwohner finniſch-lettiſcher Abſtammung verdrängt.

An den wenig wirthlichen Fjorden (Meerbuſen) der norwegiſchen Küſte, in den rauhen Gebirgsthälern Schwedens war jener Volksſtamm zu eigenthümlich harter Kraft erwachſen; mühſam nur gewann er dem wenig fruchtbaren Boden des Lebens Nahrung und Nothdurft ab, aber weil ihm die eine Heimath nur in ſchwerer Arbeit das Nothwendigſte gab, ſuchte er bald eine neue, und ein Blick auf das Meer, das die Küſten ſeiner Sitze ringsum beſpülte, wies ihm den Weg: die See wurde ihm zur zweiten, zur eigentlichen Heimath! Hier entwickelten ſich die Anfänge germaniſcher Schifffahrt, hier bildete ſich allmählig ein Seefahrervolk ohne Gleichen heraus. Die karge Scholle des väterlichen Bodens vermochte die Söhne nicht alle zu ernähren; unter den jüngeren Gliedern der königlichen Geſchlechter ſchaarten ſie ſich zuſammen und ſteuerten auf ihren hochbordigen Schiffen, den ſchaumhalſigen Wellenroſſen, wie ſie dieſelben nannten, hinaus in die unbekannte, hoffnungsreiche Ferne. Ein kriegeriſcher, thatendurſtiger Geiſt lebte in ihnen, eine unbezwingliche Luſt an der Gefahr und am Abenteuer, ein raſtloſer Wandertrieb — heute Seeräuber, morgen Kauf-

leute, war ihr Leben ein unaufhörliches Wagniß, nur verschönt durch die Hoffnung auf Nachruhm in den Liedern der Sänger, der Skalden, die an den Höfen der Fürsten zur Harfe die Thaten der dahingeschiedenen Helden in kraftvollen Versen feierten. Das war des „Seekönigs" höchster Ruhm, wenn seine Züge und Thaten im Dichtermunde wiederklangen. Hier im Norden hielt sich denn auch am längsten und reinsten das altgermanische Heidenthum und die altgermanische Reckenwelt — Odin's Schlachtruf führte die Seefahrer in den Kampf, und zu Odin's Halle trugen den Gefallenen die Walküren hinauf zu täglich neuem Kampf und neuem Gelage in Walhalla. Nur die stärksten Kämpen durften an den Wikingerfahrten theilnehmen — die Führung des mächtigen Ruders galt als Kraftprobe.

Vom 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung an machten sich die Normannen den deutschen und bald auch den französischen Küsten fühlbar. Schon früher hatten sie fast die ganze Inselwelt des baltischen Meeres umspannt, sie saßen auf Seeland und besiedelten Jütland, jetzt liefen sie auf ihren schnellen Ruderschiffen in die Mündungen der Flüsse des Festlandes ein und erzwangen sich Tribute und Beute. An den günstigsten Punkten erhoben sich überall ihre festen Burgen — ein Jahrhundert später finden wir sie bereits an der Odermündung, wo der Sage nach der heidnische Fürst Palnatoke auf Usedom einen Staat gründete, jener Palnatoke, an dessen Person sich in merkwürdiger Verkettung dieselbe Mythe knüpft, die in den Thälern der Schweiz mit dem Namen Tell's verwachsen

iſt: dieſer wie jener ſollte auf Befehl einen Apfel vom Haupte des Sohnes ſchießen, dieſer wie jener durchbohrte aus Rache des Gewalthabers Herz.

Gleichzeitig war ein ſchwediſcher Heerhaufen, das Volk der Waräger oder der Stamm Ruß, aus der Heimath aufgebrochen und hatte ſich nach Oſten gewendet. Gegen 860 erſchienen ſo die erſten Normannen — „Nordmannen", eine Bezeichnung, die thatſächlich nur ein Sammelname für alle jene unruhigen Stämme iſt — zu Nowgorod; Rurik hieß ihr Führer, und es iſt ſonderbar genug, daß ſie, ſpäter ſelbſt im Slaventhum aufgehend, doch ihren Namen auf das ganze heutige Rußland übertragen haben.

Vorläufig freilich unterlag das ſtaatlich zerſplitterte Slavenland den wuchtigen Schlägen der Eindringlinge, ſie wurden die unbeſchränkten Herren in ganz Südrußland und ſtreiften erfolgreich bis tief in das oſtrömiſche Reich hinein: das ſtolze Byzanz mußte ihnen Tribut zahlen, und die nordiſchen Hünengeſtalten ſtanden um hohen Sold in der Leibgarde der griechiſchen Kaiſer. Dann zogen einzelne Stämme des ſich mächtig entfaltenden Volkes hinüber zum kaſpiſchen Meere, auf dem ſie 914 eine Flotte von 500 Schiffen hatten, und ſtürmten verwüſtend über Iran und Perſien — ja man findet im Norden Leichenſteine, deren Inſchrift den unter ihnen ruhenden Recken nachrühmt, daß ſie im Waſſer des Jordan gebadet hätten.

Wieder andere Stämme wählten den Weg nach Weſten. Sie niſteten ſich in den Buchten und an den Flußmündungen Englands ein, auf den Shetlands- und den Färöerinſeln finden ſich ihre Spuren; auf dieſen haben

sich als ein von ihnen zurückgelassenes merkwürdiges Erbtheil unter den Bewohnern bis auf den heutigen Tag Bruchstücke unserer altdeutschen Nibelungensage erhalten. Aber die wichtigste Gründung jener Zeit ist doch die Schöpfung der großen Niederlassungen auf der Insel Island, die Aufrichtung eines blühenden republikanischen Gemeinwesens auf dem fernen Eiland. Zweifellos war Island damals unvergleichlich fruchtbarer als heute, und die alten Chroniken rühmen ausdrücklich den schönen Baumwuchs und die reichen Erträge des Ackerbaues und der Viehzucht. — So zogen denn, nachdem zwei normannische Abenteurer, Leib und Ingulf, um 870 die Insel entdeckt hatten, bald überaus zahlreiche Ansiedler aus der Heimath hieher, es bildete sich überraschend schnell eine Kolonie mit sorgsam gepflegter Verfassung und trefflicher Gerichtsordnung. Aber mehr als das: gerade hier, angesichts des ewigen Meeres, der schneebedeckten Berge und der drohenden vulkanischen Gewalten, entstand eine bewundernswerthe Blüthezeit der nordischen Poesie und der nordischen Geschichtsschreibung. Skalholt auf Island besaß eine eigene Dichterschule, deren Sänger, die Skalden, sich eines wohlbegründeten Rufes weit über die engeren Grenzen der Insel hinaus erfreuten — auf Island wurde im 11. und 12. Jahrhundert der wunderbare Schatz der älteren und jüngeren Edda, jener kostbaren Sammlungen germanischer Mythen, Götter- und Heldensagen gesammelt, die uns nicht nur werth sind als die wichtigste Ueberlieferung der Sitten unserer Vorfahren, sondern mehr noch als ein lebendiges Zeugniß

für ihre tief sittlichen, von ernster Poesie umwobenen Weltanschauungen. Und endlich ist noch jene bedeutsame Chronik des Isländers Snorri Sturluson zu erwähnen, welche die weitaus wesentlichste Quelle für alle nordischen Geschichtsforscher wurde.

Wir wollen nur kurz erwähnen, wie von Island aus wieder neue Kolonien westwärts vorgetrieben wurden, wie die heute vereiste Ostküste Grönlands besiedelt wurde, wie lange vor Columbus normannische Seefahrer Amerika „entdeckten" und in der Gegend des heutigen New-York, im Winland, wie sie es nannten, ihre Hütten aufschlugen; schon wendete sich das Normannenvolk, seiner Thatkraft mehr und mehr bewußt, anderen Zielen zu, die ihm in einem milderen Klima reicheren Erfolg versprachen.

Oftmals bereits waren die nordischen Recken plündernd und verheerend an der französischen Nordküste erschienen, und nur mit schweren Tributzahlungen hatten die Nachfolger Karl's des Großen sich vor ihren kühnen Zügen zeitweise Ruhe und Frieden erkauft. Im Jahre 911 aber blieb dem Könige Karl dem Einfältigen, wie ihn, wenig schmeichelhaft, die Geschichte nennt, nichts übrig, als „das Feuer mit dem Feuer" zu bekämpfen. Um dem sich ewig erneuernden Ansturm der Normannen, die auf ihren schmalen Schiffen bereits die Seine weit hinauf gefahren waren, ein Ende zu machen, belehnte er einen ihrer mächtigsten Häuptlinge mit einem großen Theil des nördlichen Küstensaumes Frankreichs und vertraute ihm so den Schutz des Landes gegen seine eigenen Landsleute an. Rollo hieß jener Normanne, und der stolze Häuptling

nahm den fortan für die Herzöge der „Normandie“ fast typisch gewordenen Namen Robert in der Taufe an, nachdem er nicht nur Pair des Reiches, sondern auch Schwiegersohn seines neuen Lehnsherrn geworden war. Es ist bezeichnend für das Selbstgefühl und die Stellung des herzoglichen Vasallen, daß er, als er bei der Lehnshuldigung nach altem Brauch dem Könige den Fuß küssen sollte, sich zu bücken verschmähte und den Fuß des Herrschers mit so gewaltiger Hand emporriß, daß dieser das Gleichgewicht verlor und zu Boden stürzte. Thatsächlich war auch das spätere Lehnsverhältniß der Normandie zu Frankreich noch für Jahrhunderte ein äußerst loses, ihre Herzöge blieben fast unabhängige Herren, und mehr als einmal fiel ihre Entscheidung ausschlaggebend in die Wagschale, wenn es das Schicksal der ganzen Monarchie galt.

Andererseits aber konnten und wollten sich die Normannen in ihren neuen Sitzen dem französischen Einfluß und der höher entwickelten französischen Kultur nicht entziehen. Wie sie fast unmittelbar zugleich mit ihrer Ansiedelung dem Beispiel ihres Führers folgend den Odinsglauben mit dem Christenthum vertauschten, nahmen sie auch überraschend schnell die französische Sprache und fränkisches Wesen an, kaum ein Jahrhundert nach Rollo ist der mächtige Umschwung in ihnen vollzogen: Sie sind äußerlich Franzosen geworden, wenn auch in ihrem Innern das alte unbändige Wikingerblut sich nach wie vor erhält und sie zu immer neuen Zügen und Fahrten antreibt.

In den ersten Decennien nach dem Jahre 1000 sehen wir plötzlich die Normannen in Unteritalien auftauchen, einzeln zuerst, dann in schwachen Schaaren, bis endlich Tancred v. Hauteville (schon der Name deutet auf die vollständige Französirung der normannischen Edlen hin) mit seinen zwölf tapferen Söhnen und großer Gefolgschaft in Apulien erscheint und wie im Sturm den ganzen Süden Italiens an sich reißt. Bereits 1054 schlagen die neuen Herren in der blutigen Schlacht von Civitella den streitbaren Statthalter Christi, den Papst Leo IX., um sich alsdann vor ihm in frommer Huldigung zu beugen und seinen Segen zu erflehen, den er ihnen sammt der Belehnung des eroberten Gebietes nicht zu versagen wagte. Der Sohn jenes Tancred v. Hauteville, Robert Guiscard, vollendete dann das Werk der Unterwerfung ganz Unteritaliens, und so entstand hier unter der aus Römern und Griechen, Longobarden und Arabern bunt gemischten Bevölkerung, zuerst einer rein militärischen Kolonie vergleichbar, das neue normannische Königthum. Kaum ein halbes Jahrhundert später fiel auch Sicilien in die Hände der kühnen Abenteurer; die Insel war im Laufe der Zeiten ein unbestritten arabisches Besitzthum geworden und hatte sich unter der sorgsamen Herrschaft der Mauren zu einer merkwürdigen Blüthe entfaltet — „ein Paradies" nennt eine Schilderung das Eiland, „prangend unter fruchtbarster Bodenkultur und vereinigend die Vegetation der südlichen und nördlichen Klimate zu dem anmuthigsten Landschaftsbild." Und wie in der Normandie die Söhne des Nordens zu Franzosen geworden waren, so schmiegten sie sich hier

den verlockenden Formen sarazenischer Kultur an. Die Könige aus dem Hause Tancred's waren bald ganz dem muselmännischen Leben ergeben; ihre prächtigen Marmorpaläste erhoben sich aus der Mitte blühender Haine im maurischen Styl, ihre Verfügungen wurden in arabischer Sprache erlassen, ja der Wahlspruch eines jener christlichen Herrscher war: „Gelobt sei Allah, gerecht ist sein Lob!"

Inzwischen hatte sich das Normannenvolk bereits noch eine andere, bedeutendere Königskrone erobert — die stolze Krone Englands!

Lange bereits waren die brittischen Küsten der Zielpunkt normannischer und dänischer (denn auch die Dänen galten als Normannen) Streifzüge gewesen, und schon hatte einmal ein dänischer Herrscher, Knud der Große, auf dem Thron Englands gesessen. Jetzt, im Jahre 1066, sollte das vielumworbene Inselreich mit dem Tode des letzten angelsächsischen Herrschers, Eduard's des Bekenners, endgiltig in normannische Hände fallen. Eine romantische Verwebung von Geschichte und Sage knüpft sich an diese Thatsache. Eduard hatte, so wird erzählt, als seinen Nachfolger gegen den Willen seines Volkes Wilhelm, den Herzog der Normandie, ausersehen und ihm heimlich Thron und Krone zugesagt. In seinen letzten Lebenstagen aber gereute ihn dies Versprechen und er erkor sich einen jungen angelsächsischen Grafen, Harald, Grodwin's Sohn, den Liebling des ganzen Volkes, als Erben. Ehe Harald jedoch das Erbe antrat, weilte er als Gast am Hofe des Herzogs der Normandie, lernte die Tochter des stolzen Pairs von Frankreich lieben

und erhielt von ihm ihre Hand unter der Bedingung zugesagt, daß er auf eine heilige Reliquie schwören würde, Wilhelm „zu Allem zu verhelfen, was ihm Eduard einst versprochen". Harald leistete in der Ueberzeugung, es handle sich allein um einige Güter und Rechte, den feierlichen Eid und sah sich nun nach Eduard's Tode, als der Normannenherzog mit seinen Ansprüchen hervortrat, zwischen seine Pflicht, das ererbte Land gegen die Fremdherrschaft zu schützen, und seinen ihm allerdings durch gemeine List abgerungenen Eid gestellt. Nach harten inneren Kämpfen habe er endlich selbst zur Krone gegriffen, meldet die Geschichte, aber schon stand der kriegsfertige Fürst der Normandie auf englischem Boden und schlug auf dem Blachfelde von Hastings das schnell zusammengeraffte angelsächsische Heer. Harald selbst fiel, und ganz England lag wehrlos dem Sieger zu Füßen.

Es ist eine anfänglich harte und drückende Herrschaft gewesen, mit der die Normannen ihre Eroberung zu einem dauernden Besitz machten. Die Kriegsleute, die normannischen Edlen, welche mit Wilhelm über den Kanal gezogen, mußten belohnt werden und dies war nur möglich auf Kosten der alten angelsächsischen Familien, die zum großen Theil ihres Besitzes beraubt wurden. Aufstand folgte auf Aufstand, mehr denn ein Jahrhundert hindurch gährte und kochte es in den breiteren Schichten der Bevölkerung, aber allmählig gewann das straffe normannische Regiment doch die Oberhand und schuf wieder unter Anschmiegung an die alten englischen Formen ein staatliches Gemeinwesen, dessen bewundernswürdiger streng ge-

ordneter Organismus mehr oder minder zum Vorbild für fast alle Staaten Europa's wurde. Es entstand hier nicht mit einem Schlage, sondern in langsamer aber stetiger Entwickelung aus der Verbindung des echt normannischen Lehnswesens mit dem freieren brittischen Selbstbestimmungsrecht der Gemeinden jene Staatsform, die wir heute als „konstitutionelles Regierungssystem" bezeichnen. Allmählig auch mischte sich das angelsächsische und das normannische Blut, und wie die Menschen selbst zu einer neuen Rasse zusammenschmolzen, so flossen auch die beiderseitigen Sprachen zusammen und gingen ineinander auf, um eine neue Sprache, das heutige Englisch, zu bilden. Aber in noch einer Richtung machte sich der Einfluß der Eroberer geltend und sie erscheint uns zu wichtig, als daß wir sie übergehen könnten: Die Normannen wirkten bestimmend auf die Ausbildung der englischen Baukunst! Sie hatten in Frankreich wie in dem an altklassischen und sarazenischen Bauwerken reichen Italien eine seltene Fülle von Anregungen gesammelt und mit ihrem lebendigen Geist in sich verarbeitet — auf den grünen Fluren des neuerworbenen Inselkönigreiches, wie auch in Sicilien selbst sollten alle diese gesammelten Ideen sich in doch wieder eigenartig selbstständiger Auffassung und Wiedergabe verkörpern. Wer heute noch die Stätten ihrer Bauthätigkeit schaut, kann deren wohlerhaltenen Resten ein lebhaftes Gefühl der Bewunderung nicht versagen. „Wir fühlen," sagt einer unser besten Kunstkenner von dem normannischen Baustyl, „die gestählte Festigkeit kriegerischer Charaktere, den Trotz des Kampfes, die Sicherheit wohl-

überlegter Rüſtung, wir werden eingeführt in das Ringen widerſtrebender Elemente, das romantiſche Vorſpiel künftiger nationaler Größe!“ Wohl hatte die normanniſche Architektur mit ihrer Verbindung des romaniſchen Rundbogens und des mauriſchen Spitzbogens, mit ihrem reichen Schmuck von Arabesken und Moſaiken keine Jahrhunderte lange Dauer, aber ſie wurde dadurch epochemachend und bedeutend, daß ſie den Anſtoß gab zur Entſtehung und Entwickelung des herrlichſten mittelalterlichen Styls, der Gothik.

Mit der Unterwerfung Englands hatte ſich der Kreislauf der den Nordlandsſöhnen möglichen Eroberungen vollendet. In dem überall und unter den verſchiedenſten Kulturformen emporblühenden Europa fand ſich kein Raum mehr für ſie zu neuen Unternehmungen, in der ſchon mehrfach hervorgehobenen Miſchung mit anderen Volkselementen bildete ſich ihr einſt ſo flüſſiger, wanderungsluſtiger Abenteurerſinn zur Seßhaftigkeit, zur beſtändigen Arbeit aus. Nur noch einmal, als die Kreuzzüge das ganze Abendland gen Oſten zur Eroberung des heiligen Grabes in Bewegung ſetzten, war das ſtolze normänniſche Ritterthum berufen, eine beſondere Rolle zu ſpielen; in der vorderſten Linie der Kreuzfahrer ſehen wir die hohen Geſtalten eines Robert von der Normandie, eines Tancred v. Brindiſi und wenig ſpäter, aber Allen voran den engliſchen König ſelbſt, die lieder- und ſagenumwobene Geſtalt des ritterlichen Richard Löwenherz!

Aber wenn die Normannen auch als ſelbſtſtändiger Volksſtamm untergingen, ſo blieben die mannigfachen

Folgen ihrer Züge und Thaten doch erhalten und wirkten — vielleicht bis auf den heutigen Tag — nach. Indem sie durch ihre Fahrten und Entdeckungen den beschränkten Horizont des Mittelalters erweiterten und die einzelnen, in ihrer Entwickelung bisher in sich abgeschlossenen Völker in Verbindung brachten, wurden sie zu einem der wichtigsten Kulturelemente ihrer Zeit und drückten dieser selbst ihren charakteristischen Stempel auf; indem sie endlich mit ihrem wunderbaren Sinn für Poesie den Sagen- und Liederschatz aller von ihnen berührten Völker, der Romanen, Kelten und Araber, mit ihren eigenen nordisch-germanischen Ueberlieferungen verschmolzen, wurden sie die wichtigsten Erreger und Erhalter der mittelalterlichen Dichtkunst. Ja heute noch lebt in den thatkräftigen und sangesreichen Bewohnern der Normandie ihr Geist in gewisser Beziehung fort, und der jetzige Britte dankt ihnen wie seinen angelsächsischen Vorfahren die ruhige selbstbewußte Energie, den großartigen kaufmännischen Unternehmungsgeist und den weltumfassenden Blick! Es klingt paradox, aber sicher liegt etwas Wahres in der Behauptung, daß England nur deshalb seine mächtige Hand auf alle Meere und alle Erdtheile legen konnte, weil das alte Wikingerblut in seinen Söhnen pulsirt und sie mit unwiderstehlicher Gewalt heute wie vor tausend Jahren in die weite Ferne treibt!

Der Schmied von Gretna-Green.

Kulturhiſtoriſche Skizze

von

Roderich Trenkhorſt.

(Nachdruck verboten.)

In der ſchottiſchen Grafſchaft Dumfries, hart an der Grenze von England, liegen in einem anmuthigen Thale, das der Fluß Stark bewäſſert, die Zwillingsdörfer Graithney (oder Gretna) und Springsfield. Nur ein grüner Wieſenplan trennt ſie von einander, den man Gretna-Green genannt hat. Ein einziges einſtöckiges Haus, aus Fachwerk gebaut, mit einer Grundmauer von Feldſteinen, ſtand um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf dieſem Platze, ein ländliches Wirthshaus, wie es deren zu Hunderten in Schottland gibt, mit der einfachen Ueberſchrift über der breiten Hausthüre: „Joſeph Paisley“. Große hiſtoriſche Erinnerungen hatte das einſame Häuschen eben auch nicht aufzuweiſen und doch war es über fünfzig Jahre lang der Zielpunkt zahlloſer Wallfahrten aus England, und Paisley's ſtille Thätigkeit machte ſeinen Namen in ganz Europa bekannt. Der biedere Schotte war Wirth, wie wir bereits angedeutet haben, und daneben Grobſchmied; in ſeinem Dorfe achtete man ihn wegen ſeiner Rechtſchaffenheit hoch, man machte ihn zum Friedensrichter,

und er würde wie seine Väter unbekannt gelebt haben und gestorben sein, wenn ihn nicht eine Aenderung in den bis zum Jahre 1740 bestehenden englischen Ehegesetzen aus der Dunkelheit seines Alltagslebens herausgehoben und zum Manne des Tages gemacht hätte. In England sowohl als Schottland galt nämlich seit alten Zeiten das kanonische Recht, nach welchem eine Ehe-Erklärung zweier Personen vor einem Priester, Friedensrichter, Notar, kurz, vor einer unbescholtenen, einwandsfreien Person als eine vollzogene Ehe angesehen wird, deren Schließung zwar unter Umständen gesetzlicher Strafe unterliegen, aber nicht wieder rückgängig gemacht werden kann. Als nun unter König Georg II. dies Ehegesetz für England aufgehoben worden war, blieb immer noch das Gesetz bestehen, wonach jede Ehe, die im Auslande nach den daselbst bestehenden Gesetzen und Gebräuchen vollzogen worden, auch für England Giltigkeit hatte. Liebende Engländer und Engländerinnen, welche in der Heimath den Segen der Kirche aus irgend einem Grunde nicht erhalten konnten, brauchten infolge dessen nur über die Grenze nach Schottland zu gehen, um sich dort nach dem alten kanonischen Rechte trauen zu lassen. Graithney oder Gretna ist nun der erste Ort in Schottland, der an der Landstraße, die von London nach Edinburgh führt, liegt, und so kam es, daß die englischen Pärchen nicht weiter in die Ferne schweiften, sondern sich im Wirthshause Paisley's an der Wiese von Gretna niederließen und den guten würdigen Schmied um seinen Segen baten. Es war also nur die günstige Lage, die gerade Gretna-Green zur Trauungsstätte

für die engliſchen Liebespaare machte. Freilich fabelte man ſpäter viel davon, daß das ſonderbare Trauamt ſeit grauen Jahren ſchon von Paisley's Vorfahren ausgeübt worden ſei und zwar auf Grund eines beſonderen Vorrechtes, welches ein engliſcher König einſt dem Ahnherrn der Schmiedefamilie verliehen habe, weil der Letztere ihn vor den verfolgenden Feinden in ſeinem Hauſe verborgen und ihm ſo das Leben gerettet hätte, aber das ſind Fabeln, erſonnen, um dem einfachen Trauakte in Gretna-Green noch eine höhere Weihe zu geben. Leugnen läßt ſich jedoch nicht, daß die Feſſeln der Liebe, die der Schmied von Gretna-Green ſchmiedete, nicht minder haltbar waren, wie der feſtlichſte Trauakt in der engliſchen Hofkirche, und daß das engliſche Geſetz durchaus keinen Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Formen der Eheſchließung kannte, ſie waren eben beide giltig.

Beinahe dreißig Jahre hatte Joſeph Paisley das Traugeſchäft von Gretna-Green, das ihn in dieſer Zeit zum reichen Manne machte und in den Händen des Grobſchmieds zum Monopol geworden war, zu großer Zufriedenheit der engliſchen Liebenden betrieben. Die Flüchtlinge kamen nach Gretna-Green, der Grobſchmied gab ſie zuſammen, einzelne Pärchen blieben noch einige Tage bei dem freundlichen Manne zu Gaſt und kehrten dann in die Heimath zurück, ausgerüſtet mit dem Trauſchein von Gretna-Green, um den drohenden Sturm von Seiten der widerwilligen Verwandten zu beſchwören. Da trat am Weihnachtsabende des Jahres 1790 ein elementares Ereigniß ein, das in ſeinen Folgen verhängnißvoll für die fernere

Thätigkeit und das Einkommen des Grobſchmieds werden ſollte.

Paisley hatte am Tage ein junges Paar zuſammengethan, und in der Freude ſeines Herzens hatte der Bräutigam ein ſolennes Mahl ſeinem Wirthe und deſſen Freunden bereiten laſſen. Die braven Schotten hatten bis in die Nacht hinein tüchtig gezecht, als durch eine Unvorſichtigkeit — der Vorgang hat niemals klar feſtgeſtellt werden können, trotzdem die Sache großes Aufſehen gemacht hat und zur Beſprechung vor das engliſche Parlament gebracht worden iſt — im Erdgeſchoß Feuer ausbrach, und im Augenblick das ganze Haus in Flammen ſtand. Nur mit Mühe und Noth rettete ſich Paisley und ſeine Familie, das unglückliche Ehepaar aber kam in dem brennenden Hauſe elend um. Beider Leichen fanden auf dem kleinen Kirchhofe von Gretna ihre letzte Ruheſtätte, und Paisley fand es in Anbetracht dieſer furchtbaren Erinnerung, die ſich an das Haus auf der Wieſe von Gretna knüpfte, nicht für gerathen, daſſelbe wieder aufzubauen, ſondern zog nach Springsfield zu ſeinem Gevatter, dem Pfarrer David Laing, und begann in deſſen Hauſe ſein einträgliches Geſchäft fortzuſetzen. Der kluge Gevattersmann aus Springsfield hatte aber kaum die Entdeckung gemacht, wie mühelos und lohnend die Beſchäftigung ſeines Freundes war, als er ſich ſofort beeilte, von dem unerwarteten Glücke, das mit Paisley in ſein ärmliches Pfarrhaus gekommen, auch für ſich einen Theil in Anſpruch zu nehmen. David Laing überredete Paisley, daß es für ſein Traugeſchäft ein weſentlicher Vortheil ſein würde, wenn er ein kurzes Eingangs- und Schluß-

gebet dazu spräche, und der alte Schmied war treuherzig genug, ihm einen Theil seiner Einkünfte für diese Mühewaltung zu überlassen und die Vertretung seines Amtes in seiner Abwesenheit anzuvertrauen. Das sonderbare Compagniegeschäft dauerte aber nicht lange. In Kurzem geriethen die beiden Gevattersleute in heftigen Streit, David Laing verbot seinem Freunde das Haus und — behielt dessen Kundschaft und seine Firma, trotzdem der neue Ehestifter kein Grobschmied war und auch nicht in Gretna-Green wohnte. Paisley war alt und bald vergessen; David Laing hatte ihn abgelöst, doch behielten auch seine Trauungen den vollen Charakter einer Civilehe, und auch als er später von seiner kirchlichen Oberbehörde seines Pfarramtes entsetzt wurde, stieg die Zahl seiner Trauungen noch mit jedem Jahre.

David Laing verstand übrigens den Betrieb des Geschäftes von Gretna-Green bei Weitem besser als sein Vorgänger; er ging von der richtigen Annahme aus, daß nur reiche Leute auf einem so umständlichen und kostspieligen Wege, wie der nach Gretna-Green, ihre Ehe schließen könnten, und so stellte er denn für Alle, die sich in Heirathssachen an ihn wendeten, einen festen Minimaltarif von 15 Guineen, also nach unserem Gelde von 300 Mark auf. Unsere freundlichen Leser sehen daraus, daß die romantischen Fahrten nach Gretna-Green auch ihre materiellen Schattenseiten hatten, und um einen Begriff von der großen Ausdehnung des Geschäftes unseres biederen Schotten zu geben, so wollen wir nur anführen, daß es sich statistisch nachweisen läßt, daß David Laing alljährlich

70 bis 80 Trauungen geschlossen hat. Dabei darf man nicht vergessen, daß Personen von Distinktion — und diese erschienen nicht selten in Gretna-Green — bedeutend höhere Summen dem zuvorkommenden Schotten bezahlten, als seine Taxe war. So bezahlte der steinreiche Lord Ellenborough nicht weniger als 100 Guineen, also die Kleinigkeit von 2000 Mark, und der berühmte Redner und ausgezeichnete Publizist Lord Henri Brougham (gest. 1868) wird bei seiner Vermählung in Gretna-Green nicht unter diesem Preise geblieben sein. Von dem berühmten Lordkanzler und Präsidenten des englischen Oberhauses, Thomas Erskine, der sich so unsterbliche Verdienste um die Menschheit durch seinen Kampf gegen den afrikanischen Negerhandel erworben, weiß man, daß er bei seiner Eheschließung mit einem armen Mädchen aus den niedrigsten Ständen in Gretna-Green 1000 Mark nach unserem Gelde bezahlte; für die unglückliche Ehe, die er sich damit erkaufte, war die Summe viel zu hoch und wohl auch für seine Verhältnisse, denn als er im Jahre 1823 zu Almody starb, hinterließ er seiner Wittwe, die, wie die böse Welt behauptete, ein gefährlicher „Hausdrache" gewesen ist, nur Schulden. Der König gab ihr ein Gnadengeschenk von 500 Pfund, und Frau Erskine mußte später noch beim Edinburgher Stadtrath betteln gehen! Dem großen Sheridan hatte das Glück beim Schmiede von Gretna-Green weit mehr gelächelt, denn von dem Herde des berühmten Dichters der Lästerschule wich Zufriedenheit und häuslicher Friede niemals! Es würde ermüden, wollten wir alle die berühmten Männer und Frauen an-

führen, die der Schmied von Gretna-Green für das Leben zusammenband, aber einer merkwürdigen Trauung David Laing's wollen wir doch Erwähnung thun und wäre es nur aus dem Grunde, weil für sie wohl das höchste Traugeld bezahlt worden ist, von dem wir wissen, nämlich 500 Guineen, also nicht mehr und nicht weniger als 10,000 Mark. Der Glückliche war niemand Anderes, als der älteste Bruder des Königs Ferdinand von Neapel, der Herzog Karl Ferdinand von Capua.

Der Prinz, von dem revolutionären Zuge der Zeit etwas angehaucht und nicht mehr im vollen Einverständnisse mit dem tyrannischen Regimente seines Bruders, hatte Italien verlassen, um die Welt als Tourist zu durchstreifen. Eine Zeit lang hielt er sich im Hause des Lordstatthalters Mulgrave, Marquis von Normanby, jenes berühmten Wohlthäters der irischen Nation auf, durchstreifte dann die romantischen Parthien der Insel und lernte dabei eine junge schöne Irländerin Penelope Smith kennen und lieben. Seinem Herzenswunsche, sich mit der Geliebten auf legalem Wege zu verbinden, widersprach sein königlicher Bruder mit Entschiedenheit, und so entschloß sich der Prinz zu einem Gewaltschritt. Er eilte mit Penelope Smith nach Gretna-Green — es hatte ihn Niemand in England aus Respekt vor dem Verbot seines Bruders trauen wollen — und David Laing war liebenswürdig genug, die ersehnte Ehefessel zu knüpfen. Es geschah dies am 7. Mai des Jahres 1837 und das unerwartete Ereigniß machte ein nicht geringes Aufsehen, so daß von Seiten des Königs von Neapel und verschiedener

anderer Regierungen, die ihre Prinzen vor gleichen Thorheiten nicht ganz ſicher wußten, mit dem engliſchen Kabinet ein eifriger Notenwechſel erfolgte. König Ferdinand, den das Volk wegen der beiſpielloſen Härte und Grauſamkeit, mit der er ſein Volk behandelte, nicht anders als „König Bomba“ nannte, brach mit ſeinem Bruder jede Verbindung ab. Die romantiſche Heirathsgeſchichte des Prinzen nahm ſogar einen hochpolitiſchen Charakter an, denn König Ferdinand gerieth deswegen nicht allein mit dem engliſchen Hofe, ſondern auch mit Frankreich in Streit, als ſich der Prinz von Capua hier noch einmal hatte kirchlich trauen laſſen, ſo daß beide Staaten ihre Geſandten von Neapel abberiefen.

Dieſe Trauung hatte die Thätigkeit des Schmieds von Gretna-Green — denn ſo hieß auch David Laing in Springsfield, trotzdem er weder Schmied war, noch in Gretna-Green wohnte — wieder allgemein in Erinnerung gebracht, zugleich aber auch die engliſche Regierung daran gemahnt, daß ſolchem Zuſtande willkürlicher Eheſchließungen ein Ende durch die Geſetzgebung gemacht werden müſſe. Zwar belegte ſchon ſeit 1833 ein engliſches Geſetz alle heimlichen Ehen mit Strafe, aber hob ſie nicht auf, und ſo war es geſchehen, daß ſeitdem die Eheſchließungen in Gretna-Green ſich eher vermehrt als vermindert hatten. Ehe aber die Bill des Lord Brougham Geſetzeskraft erhielt, welche jede Eheſchließung in Gretna-Green für ungiltig und ohne Rechtsgiltigkeit erklärte, brach noch ein drolliger Konkurrenzſtreit aus, welcher David Laing und ſeine Erben um den größten Theil ihres Verdienſtes brachte.

Seit dem Jahre 1843 hatte nämlich ein gewiſſer Murray das Drehkreuzthor auf der engliſchen Seite der Grenze zwiſchen England und Schottland in Pacht und dieſer gewandte Mann verſtand es, den ankommenden Hochzeitsreiſenden die fernere Reiſe nach Gretna-Green als ſo beſchwerlich und vollkommen überflüſſig zu ſchildern, daß nur ſehr Wenige auf die Weiterreiſe beſtanden, ſondern ſich vielmehr gleich an Ort und Stelle am Drehkreuzthore auf ſchottiſchem Grund und Boden von Murray trauen ließen. Die Folge davon war, daß zwiſchen Laing und Murray ein heftiger Streit entſtand, der zu einer förmlichen Fehde ausartete, als die engliſchen Grenzbewohner für Murray, die Schotten für ihren Landsmann Laing Partei ergriffen. Allſonntäglich gab es in den Schenken der Grenzdörfer blutige Köpfe, und die Polizei hatte alle Hände voll zu thun, um zu verhüten, daß dieſe Schlägereien nicht größere Ausdehnung erhielten. Am Ende aber gewann Murray durch ſeine günſtige Poſition doch den Sieg über David Laing und deſſen Söhne, und die Trauungen fanden faſt ohne Ausnahme von nun an am Drehkreuzthore der ſchottiſchen Grenze durch Murray ſtatt, behielten aber nach wie vor den althergebrachten Namen von Gretna-Green. Im Jahre 1854 regiſtrirte Murray 746 Paare, darunter an einem einzigen Tage des wunderſchönen Monats Mai allein 42, und 1856 konnte derſelbe beim Jahresſchluß auf eine Thätigkeit zurückblicken, wie ſie David Laing auch in ſeiner beſten Zeit nicht annähernd entfaltet hatte: auf 757 Trauungen. Zwei Jahre darauf aber kam mit einem Schlage die Reaktion; Lord Brougham kündigte im Parlamente eine Bill an,

wonach die Eheschließung in Gretna-Green für jeden in Schottland nicht Angesessenen ungiltig sein sollte, und im Jahre 1858 erlangte dieselbe durch die Zustimmung beider Häuser Gesetzeskraft. Eine eigenthümliche Fügung des Schicksals aber war es, daß gerade Lord Brougham der Antragsteller sein mußte, welcher der Sache ein Ende machte; denn vor Jahren hatte, wie Jedermann in England wußte, der stolze Lord das stille Dörfchen selbst aufgesucht, um sich gegen den Willen seiner Verwandten mit einem armen Mädchen trauen zu lassen. Allem Anscheine nach war das Glück, welches der gelehrte Staatsmann in Gretna-Green zu finden hoffte, in Wirklichkeit nachher nicht allzu groß gewesen.

Heute geht Niemand mehr nach Gretna-Green, um sich trauen zu lassen, aber das einsame Dörfchen in der Grafschaft Dumfries hat durch seinen Grobschmied einen berühmten Namen für alle Zeiten erlangt, und kein Tourist, der nach Schottland kommt, unterläßt es, jene sagenumkränzte Gegend zu besuchen, wo so viele der romantischsten Liebesgeschichten ihren Abschluß gefunden haben.

Die venetianiſche Spitzeninduſtrie auf Burano.

Von

S. Auguſtin.

(Nachdruck verboten.)

Von den Reiſenden, welche Venedig alljährlich überſchwemmen, gelangt die Mehrzahl kaum über das Weichbild der Stadt hinaus. Ein Beſuch des Lido, jenes langgeſtreckten Dünenſtreifens, welcher Stadt und Lagune gegen das Meer ſchützt, ein Abſtecher nach der nahe gelegenen kleinen Inſel San Lazaro, im günſtigſten Falle ein Ausflug nach der Inſel Murano, deren Glasfabriken vor dreihundert Jahren ſchon ebenſo berühmt waren, wie heute wiederum nach dem Neuaufblühen jener Induſtrie, genügt den meiſten Fremden, welche den extravaganten Wunſch hegen, auch die Umgebung der „Königin der Adria" kennen zu lernen.

Die übrigen Eilande, welche gleich dunkeln Oaſen aus dem hellgrünen Waſſer der venetianiſchen Lagune emportauchen, werden ſo ſelten beſucht, daß der Fremde ſich nicht einmal nach ihrem Namen erkundigt. Von dieſen Inſeln ſind Chioggia und Burano die größten, und beide ſind merkwürdig, ſowohl um der Schönheit ihrer Lage, als auch um derjenigen ihrer Bevölkerung willen. Bunt angeſtri-

chene Hütten ſpiegeln ſich in den Gewäſſern träger Kanäle, braunrothe Segel blähen ſich im Winde, junge Mädchen mit edelgeſchnittenen Geſichtern und einer Ueberfülle ſchwarzen Haares klappern in ihren kleinen hölzernen Schuhen, in maleriſche Lumpen drapirt, die hölzernen Stufen zu den hochgeſchwungenen Brücken auf und ab. Aeltere Frauen mit braunen Geſichtern betrachten den Fremden halb mißtrauiſch, halb neugierig; dunkle krausköpfige Burſchen ſtehen lachend und ſchwatzend im Schatten der Straßenecken, ſitzen Netze flickend vor den Häuſern, oder bieten in ihrem weichen venetianiſchen Dialekt ihre Boote zur Benutzung an.

Chioggia iſt von Fiſchern und Gärtnern bevölkert, welche ihre vortrefflichen Produkte nicht allein nach dem nahen Venedig, ſondern bis nach Trieſt und Wien verſenden. Burano aber, die zweitgrößte dieſer Inſeln, die ärmſte im Archipel der Lagunen, wird faſt nur von Fiſchern bewohnt, welche in Sitten und Gewohnheiten, wie in ihrem maleriſchen Aeußern den Typus der alten Bevölkerung Venedigs merkwürdig treu bewahrt haben und ſich als eine Menſchenklaſſe höchſt urſprünglicher Art darſtellen. Man rühmt den Männern Muth, Beharrlichkeit, Geduld und Sparſamkeit, den Frauen ebenſo große Schönheit wie großen Fleiß nach. Die Beſchäftigung der letzteren iſt jetzt wieder die, welche ſie vor Jahrhunderten war, die Fabrikation koſtbarer Spitzen.

In der That dürfte es kaum eine naturgemäßere Arbeit für Fiſcherfrauen geben, denn die Spitze iſt ja nur ein feineres Netzwerk, und der Umſtand, daß die Spitzenfabrikation rings an den Küſten Europa's ſeit den älteſten

Zeiten als Hausarbeit heimisch war, während sie sich nicht ohne Mühe im Innern der Länder, wie z. B. im Erzgebirge, einführen ließ, legt die Vermuthung nahe, daß der kostbare Schmuck ursprünglich aus der Netzarbeit der Fischer hervorgegangen ist. Dies gilt indessen nur von einer Sorte von Spitzen, den geklöppelten. Neben ihr erscheint gleichzeitig eine zweite, vornehmere Art, die genähte Spitze, welche einen anderen Ursprung hat. Sie war zunächst eine Luxusarbeit der Damen und wurde erst später professionsmäßig gefertigt. Durch Ausziehen von Fäden bildete man Löcher in Leinwand oder anderen Stoffen, und diese wurden mit durchbrochener Nätherei in mannigfachen Stichen und Mustern ausgefüllt.

Um welche Zeit zuerst Spitzen gemacht wurden, läßt sich nicht genau angeben. Sicher ist nur, daß die Spitze zuerst als abschließender, einsäumender Schmuck auftrat, wie schon aus den Bezeichnungen: Kanten, Zähnchen, Dentelles u. s. w. hervorgeht, und daß sie erst, nachdem sie als Besatz an Bett-, Tisch- und anderer Hauswäsche, den Kragen, Manschetten und Kleidern Verwendung gefunden, in Form von Schleiern, Tüchern, Decken u. s. w. selbstständig wurde.

Auch die Streitfrage, ob eine Nachahmung der Bunt-, Silber- und Goldstickereien, welche die flüchtigen Griechen während der Unruhen des byzantinischen Kaiserreichs an die italienischen Küsten brachten, die Spitzenindustrie in's Leben gerufen, oder ob sie den Gold- und Silberornamenten der Mauren ihren Ursprung verdankt, übergehen wir hier, um uns an feststehende Thatsachen zu halten, und

eine ſolche iſt es, daß die mit Nadel und Zwirn, mühſam Stich für Stich hergeſtellte Spitze nicht nur bereits im 15. Jahrhundert gefertigt wurde, ſondern daß man damals ſchon die verſchiedenſten Stiche und Methoden kannte, ſowie daß man die beiden vollkommenſten Arten, die ſogenannten Points coupés und die Reliefſpitzen, zuerſt in Venedig und auf den umliegenden Inſeln machte.

Die venetianiſche Legende von der Erfindung der Spitzen lautet, daß ein junger Fiſcher, welcher von einer Fahrt aus den ſüdlichen Meeren heimkehrte, ſeiner Geliebten ein Stück jener Pflanze mitbrachte, die in der Volksſprache „Nixenſchleier" heißt und von Linné als Kalimedia opuntia bezeichnet wird. Das junge Mädchen bemerkte mit Bedauern, wie bald die Liebesgabe zu verſchrumpfen drohte, und um wenigſtens ein Andenken daran zu bewahren, verſuchte ſie, das wunderſame natürliche Gewebe mit Nadel und Faden künſtlich nachzubilden. Aus dieſer Nachahmung ging dann jene Kunſtfertigkeit hervor, deren graziöſe Produkte ſpäter Kaiſer und Könige zu ihren koſtbarſten Schmuckſtücken rechneten.

Venedig machte in dieſer Kunſt wie in anderen ſeine Lehrzeit im 15. Jahrhundert durch und wurde im 16. dann ſelbſt die Lehrmeiſterin von ganz Europa. Die venetianiſchen Spitzen waren und blieben die berühmteſten, ihre Muſter die vielfältigſten und originellſten. Ein von Cäſare Vercelli (Neffe des großen Malers Tizian) im Jahre 1591 herausgegebenes Werk, welches in den Archiven des herzoglichen Palaſtes zu Venedig aufbewahrt wird, deſſen Abbildungen aber neuerlich, durch Lichtdruck vervielfältigt, dem großen

Publikum zugänglich gemacht wurden, gibt die beste Gelegenheit, sich darüber zu unterrichten.

Die höchste Vollkommenheit erreichte die venetianische Spitze im 17. Jahrhundert. Im Jahre 1664 belief sich die Ausfuhr auf den Betrag von 400,000 Kronen, und alle Klöster, sowie der größte Theil der ärmeren Volksklassen ernährten sich durch diese Arbeit. Nun begannen aber auch andere Völker mit Venedig zu rivalisiren. Die Franzosen, angespornt durch ihren Minister Colbert, machten eine erfolgreiche Anstrengung, die venetianische Spitze nachzuahmen und es ihren Lehrmeistern gleichzuthun. Dennoch gelang es nicht, die venetianische Spitze ganz aus Frankreich zu verdrängen, und Colbert versuchte es nun mit einem anderen Verfahren. Er ließ eine Anzahl der geschicktesten Spitzenarbeiterinnen aus Venedig nach Frankreich kommen und vertheilte sie in die verschiedenen schon existirenden Schulen und Manufakturen. Das Resultat dieser Maßregel waren die wundervollen französischen Spitzen des 17. und 18. Jahrhunderts und eine Spitzenindustrie, die noch jetzt in Blüthe steht.

Unter den französischen Spitzen nehmen die Alençonspitzen (Points d'Alençon) den ersten Rang ein, und diese sind eine unmittelbare Nachahmung der Spitzen von Burano, haben aber dieselben, wie die noch vorhandenen alten Proben beweisen, nie ganz erreicht. Dessenungeachtet dauerte die Fabrikation in Frankreich fort, während dieselbe unter der österreichischen Herrschaft in Burano so vollständig aufhörte, daß in den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts sogar die Erinnerung daran bei den In-

ſulanern erloſchen ſchien. Erſt jetzt, nach beinahe hundertjährigem Schlummer, iſt ſie zu neuem Leben erwacht und hat ſich ſo ſchnell und gedeihlich entwickelt, daß die von den Buranerinnen gefertigten Spitzen den alten Produkten in keiner Weiſe nachſtehen.

Die nächſte Veranlaſſung zur Wiederaufnahme der alten Induſtrie gab eine Hungersnoth, welche im Jahre 1872 das kleine arme Eiland heimſuchte. Der Winter, welcher den Fiſchfang unterbricht, iſt für Burano immer eine ſchlimme, ſchwer zu überſtehende Zeit; aber der Winter von 1872 war härter und länger als gewöhnlich, und die Noth größer als jemals. In dieſer Bedrängniß wendete man ſich an den Papſt, welcher auch eine Summe Geldes ſchickte, und in gleicher Weiſe kam der König von Italien den verhungernden Inſulanern zu Hilfe. Die Stadt Venedig that ebenfalls das Ihrige, und nachdem der dringendſten Noth abgeholfen war, ergaben die milden Gaben einen Ueberſchuß, welchen man anzulegen beſchloß, um der Inſel wo möglich eine dauernde Erwerbsquelle zu eröffnen.

Weitſichtige Menſchenfreunde faßten die Möglichkeit in's Auge, die alte Spitzeninduſtrie wieder in Aufnahme zu bringen. Zwei edle Frauen Italiens, die Fürſtin Giovanella Chigi und die Gräfin Adriana Marcello, Beide Ehrendamen der Königin Margarethe, wurden zur Oberleitung des Unternehmens auserſehen, und die Königin von Italien ſelbſt übernahm das Protektorat deſſelben. Gräfin Marcello unterzog ſich der Aufgabe um ſo lieber, da ihr Gemahl, welcher im Jahre 1858 Podeſta der Stadt Venedig war, bereits mehrfache Verſuche gemacht hatte,

dieſem Berufszweige wieder aufzuhelfen; Beſtrebungen, welche leider in der politiſchen Bewegung von 1859 erſtickt waren. Als man indeſſen der Sache praktiſch näher trat und zunächſt zur Gründung einer Schule für Spitzenarbeiterinnen ſchreiten wollte, fand ſich, daß auf der ganzen Inſel nur noch eine einzige hochbetagte Frau, mit Namen Cencia Scarpagliola, den alten Buranoſtich (Punto Burano) kannte. Sie beſaß noch einige Stückchen Spitze, die ſie ſelbſt in ihrer Jugend gemacht, und war zum Glück, trotz ihrer ſiebenzig Jahre, noch im Stande, Spitzen nach der früheren Methode herzuſtellen. Da ihr indeſſen das Talent abging, ihre Kunſt zu lehren, ſo gab man ihr die Vorſteherin einer dortigen Mädchenſchule, Frau Anna Belloria d'Eſte, eine ebenſo geſcheidte wie thatkräftige Dame, zur Unterſtützung bei. Dieſe lernte der alten Cencia die Kunſt ab, und übertrug ſie wiederum auf acht jüngere Schülerinnen. Dieſe acht wurden nun die Lehrerinnen der anderen. Frau Belloria wurde zur Direktrice des Unternehmens ernannt, das in ihren Händen vortrefflich gedieh, denn aus der mit acht Schülerinnen begonnenen Lehranſtalt ſind bereits über dreihundert Spitzenarbeiterinnen hervorgegangen.

Und damit hat ſich ein großer Umſchwung zum Beſſern auf der Inſel vollzogen. Da das materielle Leben auf Burano nicht theuer iſt, ſo gelingt es vielen der jungen Arbeiterinnen, nicht nur ſich ſelbſt zu ernähren, ſondern auch in verhältnißmäßig kurzer Zeit die Mittel zu einer beſcheidenen Ausſteuer zu erwerben, und infolge deſſen ſind ſie ſehr geſuchte Parthien.

Zur Zeit werden auf Burano alle Spitzenarten fabrizirt, welche unter den verschiedensten Namen bekannt sind, aber — mögen sie nun Points d'Alençon, Brüsseler Nadelspitzen, Points d'Argentan, venetianische Spitzen, englische Spitzen oder sonstwie heißen — fast ohne Ausnahme von Burano ausgegangen sind.

Gerade um dieser Vielseitigkeit willen hat sich aber hier, vielleicht mehr als in vielen anderen Fächern, eine Theilung der Arbeit als nützlich erwiesen. So hat man denn die Schule in mehrere Sektionen geschieden — eine Einrichtung, nach welcher sie besser und billiger produzirt, während die Arbeiterinnen dennoch einen höheren Lohn erzielen, denn selbstverständlich erlangen sie schneller die größte Fertigkeit und Uebung, wenn sie bei einem Genre, ja wo möglich bei demselben Muster bleiben, und die Güte, Gleichförmigkeit und Schönheit des Produktes bedingt in diesem Fache mehr als in irgend einem anderen den Preis. In der einen Abtheilung zieht man die Umrisse des Musters auf dem Musterbriefe vor — eine andere hat die Aufgabe, den Grund der Spitze in Buranostich herzustellen — eine dritte fertigt einfache oder mit Blumen verzierte Guipüre — eine vierte beschäftigt sich mit der Herstellung der herrlichen einfachen oder doppelten Reliefspitze, welche, vorzugsweise als „Venetianer Spitze" bekannt, das Muster in erhöhter, vielfach übereinander liegender Arbeit wiedergibt — eine fünfte Abtheilung füllt die durchbrochenen Stellen der Muster, fügt die einzelnen Theile der Spitze zusammen und stellt die verbindenden Stäbchen her — eine sechste trennt die Muster ab, wenn die Spitze

vollendet iſt, ſieht ſie durch, beſſert nach, was etwa nachzubeſſern iſt, und macht ſie zum Verkauf fertig. Die Arbeiterinnen, welche verheirathet ſind und Familie haben, bilden — da es unmöglich iſt, von ihnen die gleiche Arbeitszeit und Pünktlichkeit zu verlangen, wie von den unverheiratheten — eine Abtheilung für ſich. Um den Schülerinnen der Anſtalt das richtige Verſtändniß für die verſchiedenen Arten von Spitzen und Muſtern zu vermitteln, erhält die Mehrzahl von ihnen Unterricht im Zeichnen, und man ſorgt dafür, ihnen die ſchönſten alten Spezialitäten zugänglich zu machen.

Die bedeutendſte Arbeit, welche bis jetzt aus der Anſtalt hervorging, iſt die Reproduktion der Spitzen des Papſtes Clemens XIII., welche ſich im Beſitz der Königin Margarethe befinden und von ihr der Schule zum Kopiren überlaſſen wurden. Fünfzehn geſchickte Arbeiterinnen waren mit der Ausführung zwei Jahre lang beſchäftigt. Ein drei Meter langes Stück Spitze, welches im Jahre 1876 in Paris zur Ausſtellung kam, koſtete 6000 Francs.

Und dieſe Wiederbelebung einer uralten Induſtrie blieb nicht ohne Nachahmung in anderen Ländern. In Deutſchland und Oeſterreich, wo das Kunſtgewerbe im letzten Jahrzehnt einen ſo kräftigen Aufſchwung genommen, griff man ebenfalls auf die Spitzentechnik des 16. und 17. Jahrhunderts zurück, um dieſen Induſtriezweig wo möglich einer neuen Blüthe entgegenzuführen, und ſchon im Jahre 1882 war die Spitzenmanufaktur von J. Stramitzer in Wien bei der kunſtgewerblichen Spezialausſtellung in Paris durch eine Kollektion von nach alten Muſtern gearbeiteten

Spitzen vertreten, welcher die Jury — obgleich die Franzosen meist grundsätzliche Gegner der venetianischen Spitzentechnik sind — den einzigen in dieser Abtheilung zur Vertheilung kommenden ersten Preis, die goldene Medaille, zuerkennen mußte.

Die nordamerikanischen Pacificbahnen.

Ein Bild aus dem Verkehrsleben der neuen Welt.

Von

Hanns v. Spielberg.

(Nachdruck verboten.)

Bis zum Jahre 1869 reichte die Entwickelung des nordamerikanischen Eisenbahnnetzes im Wesentlichen nicht über den Mississippi hinaus. Der „Westen", ein Kollektivbegriff, unter welchem der Amerikaner heute noch die Staaten jenseit jenes großen Stromes versteht, entbehrte jeder Schienenverbindung. Die Beschwerden einer Ueberlandreise quer durch den Kontinent waren unglaublich; von 20,000 Menschen, die auf die Nachricht von den ersten Goldfunden nach dem gelobten Lande Kalifornien aufbrachen, erreichten thatsächlich nur 16,000 das Ziel ihrer Sehnsucht, 4000 ihrer Genossen waren dem Hunger und dem Wassermangel der trostlosen Einöden, den unerhörten Strapazen oder den Angriffen der Indianer zum Opfer gefallen. Erst spät hatten sich einige Postwagenrouten von

St. Louis bis San Francisco entwickeln können; die Fahrt koſtete aber über 600 Mark und dauerte ungefähr 22 Tage. Nur die wagehalſigen Poſtreiter durchjagten das ungeheure Gebiet ſchneller, es kam bisweilen vor, daß ein Brief vom Sakramento-Ufer den Miſſiſſippi in 10 Tagen erreichte.

Die Eröffnung der erſten Pacificbahn war daher ein Ereigniß, das die Welt bewegte, kaum daß von den großen Verkehrsſchöpfungen unſeres Jahrhunderts noch eine andere, ausgenommen vielleicht der Suezkanal oder die Gotthardbahn, gleich begeiſtert aufgenommen wurde; es war aber auch wirklich ein Werk, ebenſo kühn geplant, als energiſch durchgeführt.

Im Jahre 1864 war mit dem ſchon früher wiederholt projektirten, aber durch die Wirren des Bürgerkrieges immer wieder in den Hintergrund gedrängten Bau begonnen worden. Die ganze Linie wurde in zwei Haupttheile getheilt, und zwei Geſellſchaften nahmen die Bauausführung gleichzeitig in Angriff: die Union-Pacific von Omaha am Miſſouri bis nach Ogden in Utah, die Central-Pacific von hier bis San Francisco, der ſtolzen Metropole des Goldlandes am ſtillen Ocean. Von Weſten und Oſten drangen die Arbeiterkolonnen, unter ihnen Tauſende von Chineſen, unermüdlich Schiene an Schiene fügend, vor, und das Rieſenwerk wurde, anſtatt in einem Decennium, wie man veranſchlagt hatte, bereits in der kurzen Friſt von fünf Jahren vollendet. Bei Promontory Point nördlich vom großen Salzſee befeſtigte am 10. Mai 1869 ein unter großen Feierlichkeiten eingeſchlagener goldener Nagel

die letzte Schiene und schloß das eiserne Band von Meer zu Meer.

Die Strecke Omaha — New-York war, wie erwähnt, bereits früher vollendet worden und gehörte anderen Gesellschaften; die Länge der ganzen Bahn ist ungefähr 5290 Kilometer und wird in etwa sieben Tagen von den Personenzügen zurückgelegt.

Die Bedeutung und der wirthschaftliche Werth der Pacificbahn lag aber nicht nur in der Verbindung beider Oceane und der Metropolen ihrer Küsten, nicht nur in der Verkürzung des Weges nach Ostasien, sondern wesentlich auch in dem kulturellen Element, das sie als ein wahrer Pionier des Handels, des Verkehrs, der Civilisation in das fast unbekannte Gebiet des Westens trug. Sie erst erschloß den fruchtbaren Prairiestaat Nebraska, das metallreiche Colorado, das Mormonenland Utah, dem eisernen Dampfroß folgten Ansiedler und Arbeitskräfte auf dem Fuße nach, Dörfer und Städte entstanden längs ihres Geleises, wie durch einen Zauberschlag hervorgerufen. Unmittelbar westlich von Omaha beginnt das Gebiet der Farmen in den reichbewässerten Niederungen des Platte- und des Nebraskaflusses, in denen auch zahlreiche Deutsche und Skandinavier ein neues Heim suchten und fanden. Allmählig steigt die Ebene gegen die riesigen Felsengebirge empor, die Niederlassungen werden spärlicher, das Klima rauher, die Landschaft wilder. In mächtigen Kurven, auf gewaltigen thalüberbrückenden Viadukten klimmt die Bahn bis zu einer Höhe von 2512 Meter über dem Meeresspiegel zum Evanspaß empor, auf große Strecken braust

der Zug unter hölzernen Schneedächern an schwindelnden Abgründen dahin. Dann senkt sich die Bahn, die Rocky Mountains hinter sich lassend, thalabwärts, durchschneidet das wüste Gebiet zwischen jenen und den pittoresken Wahsatchbergen, überklimmt diese und steigt in das fruchtbare, hochkultivirte Mormonengebiet am großen Salzsee nach Utah hinab. Westlich davon dehnt sich auf's Neue die Wüste aus, aber schon schimmern von ferne die schneeigen Kuppen der Sierra Nevada; im schönen Thal des Humboldt River ersteigt die Bahn durch herrliche Tannenwaldungen zum zweiten Male das Hochgebirge, durchbricht die Felsen mittelst gewaltiger Tunnels, passirt gähnende Schlünde auf kühnen Holzbrücken, um dann endlich den Abstieg nach dem unvergleichlichen Sakramentothal zu beginnen, und das glänzende Emporium an der majestätischen San Franciscobai zu erreichen. Nicht weniger als 19 Tunnel und 727 Brücken und Viadukte, endlich Schneedächer in einer Gesammtlänge von 51 Kilometer mußten ausgeführt werden. Freilich entsprach in der ersten Zeit der Zustand der Bahn keineswegs den europäischen Ansprüchen, aber auch dieser Mißstand verschwand überraschend schnell. Die langen hölzernen Viadukte von gewaltiger Höhe wurden mit Erde eingeschüttet und somit in solide Dämme verwandelt, die in wagehalsigen Konstruktionen ausgeführten Holzbrücken ersetzte allmählig Eisen und Stein; man etablirte eigene Löschzüge auf den Stationen des Hochgebirges, die stets bereit standen, um die leicht feuerfangenden Schneedächer vor der Vernichtung zu bewahren. Heute gehören gerade die Strecken der Union-

und Central-Pacificbahn zu den betriebssichersten in der ganzen Union, und seit September 1883 konnte demzufolge die Fahrtdauer auf sechs Tage und Nächte, also um volle 24 Stunden verkürzt werden.

Die großen Erfolge dieses Riesenunternehmens riefen schnell Nachahmung hervor. Es entstanden schon während des Baues der ersten Pacificbahn mehrere neue Projekte zur Verbindung beider Oceane — Projekte, welche man indessen keineswegs ausschließlich als ungesunder Konkurrenz entsprossen beurtheilen darf, sie beruhten im Gegentheil der Mehrzahl nach auf durchaus gesunder Basis. Man kann nicht verkennen, daß die eine centrale Linie zwar die Metropolen des Ostens und Westens verknüpft hatte, daß sie aber doch nur einen verschwindenden Theil des gewaltigen Mittelgebiets Nordamerika's im eigentlichen Sinne erschloß. Jener ersteren Aufgabe konnte sie voraussichtlich noch auf Jahre, vielleicht Jahrzehnte hinaus genügen, für die letztere mußten neue Linien so schnell als möglich geschaffen werden. Naturgemäß nahmen diese ebenfalls den Namen von Pacificbahnen an, obwohl diese Bezeichnung eigentlich streng genommen für keine von allen, auch für die älteste nicht, in dem Sinne zutrifft, in welchem sie gewöhnlich verstanden wird: Ocean und Ocean verbindet eigentlich keine dieser Strecken direkt, sondern sie alle knüpfen im Osten an das schon bestehende Bahnnetz an.

Die nördlichste dieser neuen gigantischen Schienenverbindungen liegt nicht auf dem Gebiet der Union, sie wird vielmehr die brittischen Besitzungen in Nordamerika durchziehen. Von Ottawa, der politischen Hauptstadt Canada's

ausgehend, soll sie längs der Nordgestade der großen Seen nach dem Süduser des Winnipegsee's führen, dann über die aufblühenden Kolonien Manitoba's im Thal des Saskatschevan das Felsengebirge und, jenseit desselben dem Stromlauf des Fraser und seines Nebenflusses, des Thompsonriver folgend, den großen Ocean erreichen; die westlichsten Endpunkte würden New-Westminster, die Hauptstadt von Brittisch-Columbia, und der Hafen von Moody sein.

Um die Bedeutung dieser Linie ganz würdigen zu können, muß man mit den immer noch landläufigen Vorstellungen über die Natur jener Regionen brechen. Es ist Thatsache, daß die englischen Besitzungen in Nordamerika eine ganz hervorragende Entwickelungsfähigkeit besitzen und keineswegs die wüsten, eisigen Einöden sind, für die sie lange Zeit gehalten wurden. Das Klima ist, mindestens in den Breitegraden, unter denen die Canadian-Pacificbahn liegt, ein günstiges, Landwirthschaft und Viehzucht gedeiht hier überall vortrefflich, der Weizen von Manitoba gibt dem besten der Union nichts nach, der Waldreichthum ist höchst bedeutend. Ebenso lohnend ist der Bergbau gerade in den von der Bahn berührten Gebieten; nicht nur Kohle und Eisen, sondern auch Silber, und ganz besonders im Westen Gold, wird schon heute in großem Umfange gewonnen. Sehr wichtig ist endlich, daß die Bahn, deren völliger Ausbau in etwa drei Jahren vollendet sein dürfte, schon heute fast genau in ihrer Mitte eine Verbindung nach Süden, also einen Anschluß an das Bahnnetz der Union besitzt. Es ist dies die zukunftsreiche Linie, welche von Winnipeg über Emerson und St. Paul

nach Chicago, dem größten Getreide- und Fleischmarkt der Welt, führt. Die Gesammtlänge der Canadian-Pacificbahn wird circa 4500 Kilometer betragen.

Die nächst südlichere Transitlinie ist die im Jahre 1883 dem Verkehr übergebene Nordpacificbahn, welche ausschließlich Gebiete der Union durchschneidet. Sie beginnt in Duluth am oberen See, durchschneidet zunächst den durch seinen Getreidebau wichtigen Staat Minnesota, der neuerdings das Ziel zahlreicher deutscher Auswanderer geworden ist, und tritt bei Fargo, einer neu entstandenen Stadt, auf das Gebiet von Dakota über. Fargo, heute eine Stadt von 12,000 Einwohnern, verdankt sein schnelles Wachsthum nur der Bahn selbst, ja sie ist der Typus jener Bahnstädte, die nur aus zwei sich längs des Geleises hinziehenden Häuserreihen bestehen. Während anderswo erst die Stadt, dann die öffentlichen Anstalten für sie entstehen, war es hier umgekehrt; zuerst entstand die Wasserleitung, ein glänzendes Opernhaus und Hotels, und dann erst kam die Bevölkerung. Heute besitzt Fargo bereits elektrische Straßenbeleuchtung und zwei täglich erscheinende Zeitungen; es ist übrigens in der That eine Station von hoher Bedeutung, der wichtigste Verladungsplatz für Weizen, das Haupterzeugniß Dakota's. Dakota ist nämlich das Land der amerikanischen Riesenfarmen; Besitzungen, wie die Grondin-Farm oder die Dalrymple-Farm mit einem Areal von 10,000 bis 20,000 Hektaren stehen hier nicht vereinzelt da, und einige hundert Pferde, 150 Mähmaschinen, 10 Lokomobilen nebst der entsprechenden Zahl Dreschmaschinen sind kein ungewöhnliches Inventar für eine

dieser Farmen, welche den jungfräulichen Boden fabrikmäßig ausnutzen. Einsichtige amerikanische Landwirthe verurtheilen allerdings auch heute bereits den hier getriebenen Raubbau.

Je weiter die Bahn gegen Westen vordringt, desto öder und weniger kultivirt erscheint die Steppe. Dem Lauf des Yellowstonestromes auf Hunderte von Kilometern folgend, saust der Zug durch das bergige Montana, durchschneidet den zauberhaften, schon heute weltberühmten Yellowstonepark, überklettert das Felsengebirge und steigt endlich zum Stromgebiet des Columbiaflusses hinab. Noch einmal wandelt eine Fülle romantischer Landschaftsbilder an dem entzückten Auge des Reisenden vorüber, von den steilen Stromufern herab spiegeln sich die Riesentannen des Urwaldes in den klaren Fluthen des Columbia; endlich erreicht der Zug Portland, eine mächtig aufblühende Stadt von fast 40,000 Einwohnern. Hundert Kilometer westlich rauscht der Ocean, der majestätische Strom aber trägt die Seeschiffe bis in die Docks von Portland; übrigens sind Zweiglinien von hier bis direkt zur Hafenstadt Astoria, sowie südwärts nach San Francisco projektirt und zum Theil bereits im Bau begriffen. Die Gesammtentfernung New-York-Portland beträgt 5250 Kilometer, von denen 3120 Kilometer auf die Nordpacificbahn im engeren Sinne kommen.

Liegen die bisher besprochenen zwei Linien nördlich von der ersten Pacificbahn, so durchschneiden die Bahnen, zu denen wir uns nunmehr wenden, die Gebiete südlich derselben. Eine ganz andere Natur, ganz neue Verhältnisse

treten uns hier entgegen. Dort im Norden dominirt der Getreidebau, hier die Baumwollenkultur, die Viehzucht und der Bergbau; dort herrscht die angelsächsische Rasse, vermischt mit zahlreichen eingewanderten Elementen, besonders auch deutschen Ursprunges, hier tritt die Nähe Mexiko's in der Bevölkerung scharf hervor, einen nicht unbeträchtlichen Theil derselben bilden auch indianische Stämme. Im Norden ein immerhin schon nach allen Richtungen hin von regen und erfolgreichen Kulturbestrebungen durchzogenes Gebiet; im Süden und besonders in dem für uns in Betracht kommenden Südwesten weite Regionen, die noch heute durchaus der kulturellen Erschließung harren, die kaum der Bergmann zu durchforschen, der Heerdenbesitzer zu benützen begann.

Das Bild des Südwestens der Union, das wir soeben mit kurzen, natürlich nur für das große Allgemeine giltigen Schlagworten zu zeichnen versuchten, spiegelt sich auch im Ausbau des Bahnnetzes wieder. Gegenüber den klaren, gewaltigen, in ihrer Einfachheit imponirenden Linien des Nordens hat sich hier ein komplizirtes System herausgebildet, ein ziemlich reich verästeltes Netz, dessen einzelne Zweige aber theilweise noch des Ausbaues harren, theilweise besonders in ihren Eigenthums- und Verwaltungsbeziehungen derart ineinander übergreifen, daß es nicht ganz leicht ist, die wirklich durchgehenden Linien scharf zu trennen und hervorzuheben.

Die nördlichste derselben ist die Missouri-Pacific- und Santa Fé-Bahn, welche in Topeka am mächtigen Missouristrom an das Bahnnetz des Ostens anknüpft, den frucht-

baren Prairieſtaat Kanſas zunächſt in faſt genau weſtlicher Richtung durchſchneidet und ſich dann, das erzreiche Colorado nur leicht berührend, ſüdwärts auf das Gebiet des Staates Neu-Mexiko wendet. Hiermit betritt ſie, einer alten Karawanenſtraße folgend, ihre intereſſanteſte Region, Landſtriche, die faſt die einzigen in dem jugendlichen Amerika ſind, welche nicht mit Unrecht hiſtoriſche Bedeutung beanſpruchen können. Neu-Mexiko und ſein weſtlicher Nachbarſtaat Arizona beſitzen Stätten uralter Kultur, deren großartige Ruinen wahrſcheinlich aus der Zeit der Tolteken ſtammen; ihre räthſelhaften Inſchriften zu entziffern iſt bis heute noch keinem Gelehrten gelungen. Santa Fé ſelbſt, Neu-Mexiko's Hauptſtadt, nennt ſich trotz ſeiner nur kleinen Einwohnerzahl von kaum 7000 Seelen ſtolz die älteſte Stadt Nordamerika's; thatſächlich beſtand ſie bereits, als 1550 die Spanier von Mexiko her bis in dieſe Gebiete erobernd vordrangen.

Von Demming, einem kleinen Orte im Südoſten Neu-Mexiko's, wendet ſich die Bahn wieder nach Weſten, durchſchneidet Arizona und führt dann durch die reichen Fluren Kaliforniens nach San Francisco. Aber nur einer ihrer Zweige iſt es, der hier am ſtillen Ocean endet, mit zwei anderen wendet ſie ſich gegen Süden und dringt tief in das Gebiet Mexiko's ſelbſt ein. Die aufblühende Hafenſtadt Guaymas am kaliforniſchen Meerbuſen hat die eine dieſer beiden letzteren Strecken bereits erreicht, die zweite iſt noch im Ausbau begriffen; ſie wird vorausſichtlich in Jahresfriſt die Stadt Mexiko mit der Union verbinden und damit ganz neue Beziehungen herſtellen, deren wirth-

ſchaftliche und politiſche Bedeutung keiner Erörterung bedarf.

Vermittelſt der Atlantic-Pacificbahn endlich, welche von New-York aus über Pittsburg und Columbus in Ohio nach St. Louis führt, von wo aus eine Verbindung nach Topeka beſteht, knüpft die Miſſouri- und Santa Fé-Pacificbahn an das öſtliche Bahnnetz an. Die Geſammtlinie von New-York bis San Francisco hat etwa eine Länge von 5560 Kilometer.

Ganz im Süden der Union, zunächſt faſt parallel mit dem Geſtade des mexikaniſchen Golfs, führen endlich die Geleiſe des letzten der großen Ueberlandswege. Von Savannah, der berühmten Hafenſtadt des Pflanzerſtaates Georgia ausgehend, durchſchneidet die „Südpacificbahn" die blühenden Fluren von Alabama, Miſſiſſippi, Louiſiana und Texas, paſſirt Neu-Mexiko und Arizona und führt dann mit der oben eingehender geſchilderten Santa Fé-Bahn vereint nach San Francisco. Die ganze Strecke zwiſchen Savannah und San Francisco beträgt 4014 Kilometer; ſie iſt alſo annähernd viermal ſo groß als die Entfernung zwiſchen Berlin und Rom, wie denn unſere europäiſchen Diſtanzen überhaupt verſchwinden gegenüber den Rieſenentfernungen der neuen Welt.

Es ſind alſo heute bereits nicht weniger als fünf verſchiedene Pacificbahnen theils in Betrieb, theils im Bau, und allem Anſchein nach dürfte deren Zahl in Zukunft noch eine bedeutende Vermehrung erfahren, denn der amerikaniſche Unternehmungsgeiſt wartet nur auf die Anregung, welche ihm der nächſte wirthſchaftliche Aufſchwung bieten

ſoll. Tritt dieſer ein, ſo wird das amerikaniſche Bahnnetz ſich ſicher in noch nicht zu überſehender Weiſe vervollſtändigen. Abgeſehen von der älteſten Pacificbahn wirft heute allerdings keine der übrigen Ueberlandslinien hohe Erträge ab und ihr Bau wurde weſentlich nur durch die ausgedehnten Landſchenkungen ermöglicht, mit denen die Regierung die Geſellſchaften unterſtützte; dieſe bilden das wichtigſte Beſitzthum der Bahngeſellſchaften, ſteigen allmählig im Werthe und ihr Verkauf wird mit der Zeit den Geſellſchaften ungeheure Summen einbringen.

Indem der Staat aber die Pacificbahnen unterſtützte, ſchuf er ſich ſelbſt die feſteſten Stützen ſeines Zuſammenhaltes. Die Pacificbahnen der Union haben nicht nur eine große wirthſchaftliche, ſondern auch eine eminent politiſche Bedeutung, denn ſie allein ſtellen eine leichte und lebhafte Verbindung zwiſchen den Staaten und Territorien des Weſtens und des Oſtens her, vermitteln den gegenſeitigen Austauſch der materiellen und geiſtigen Güter und erhalten im Volke das Gefühl lebendig, einer Nation anzugehören.

Mannigfaltiges.

Schiller als Rathsherr und Heirathskandidat in Schweinfurt. — Friedrich Schiller ſchreibt in einem, bisher nur wenig beachteten, Briefe unter dem 25. April 1788 von Weimar aus an Körner: „Einen Spaß muß ich Dir doch erzählen, wenn es noch nicht geſchehen iſt. Vor einigen Wochen iſt durch die vierte Hand die Anfrage aus der fränkiſchen Reichsſtadt Schweinfurt an mich ergangen, ob ich dort nicht eine Rathsherrnſtelle mit leidlichem Gehalt, verbunden mit einer Frau von einigen tauſend Thalern, die — ſetzt man hinzu — an Geiſtes- und äußerlichen Vorzügen meiner nicht unwerth ſei, annehmen wolle. Die Stelle ſolle mich wöchentlich nur zwei oder drei Stunden koſten, und dergleichen Vortheile mehr. Wie ich mich dabei benommen, magſt Du Dir leicht ſelbſt einbilden; doch möchte ich eigentlich wiſſen, wie man auf mich gefallen iſt. Da die ganze Sache mehr der Gedanke einiger Privatleute iſt und man eigentlich nur ſagt, daß, wenn ich mich melden würde, ſie mir nicht ſchwer fallen ſollte, ſo erkläre ich mir es ſo, daß das Ganze eine Idee der Perſon ſein mag, die ich heirathen ſollte. Dieſe hat vielleicht einige Lektüre, die ihr den Menſchencirkel um ſie herum verleiden mochte, und da mag ſie nun denken, daß ſie mit ihrem bischen Geld und der Lockſpeiſe einer Stelle einen Menſchen fiſchen könnte, der auch andere Forde-

rungen befriedigt. Der Zufall hat ihr von meinen Schriften einige vielleicht in die Hände gespielt, an denen sie Geschmack gefunden hat, und für einen Juristen hält sie mich ohne Zweifel. So muß ich mir das Räthsel erklären, und der Meinung ist auch Wieland." Gr.

König Franz I. von Frankreich war einer der ritterlichsten Männer seiner Zeit und von unbeugsamem Stolze. Als er nach hartem Kampfe von Kaiser Karl V. in der Schlacht bei Pavia besiegt und gefangen worden war, saß er wie erstarrt inmitten der spanischen Wache und kam erst wieder zu sich selbst, als ein französischer Soldat seine ganze Baarschaft der Wache gab, um dem Könige die Stiefeln auszuziehen, die seit zwei Tagen seine Füße nicht verlassen hatten. Diese Treue rührte Franz so, daß er seine Schwermuth abschüttelte und nicht an aller Hoffnung verzweifelte. Karl V. führte seinen hohen Gefangenen nach Madrid und behandelte ihn königlich. Gerade aber das erbitterte die spanischen Großen, die dem gefangenen König nun Demüthigungen zu bereiten suchten, wo sie konnten. Sie ließen die Thüren seiner Zimmer niedriger machen, um ihn zu zwingen, daß er sich vor ihnen verbeugte, weil sie nicht damit zufrieden waren, daß Franz nur den Hut vor ihnen abnahm. Aber der stolze König ging von dieser Zeit an immer rücklings zur Thür hinaus, um eine Verbeugung zu vermeiden. Und als ihn eines Tages einer dieser spanischen Herren beim Spiel beleidigte, indem er in rohem, spöttischem Ton ihm zurief, „daß er wohl das gewonnene Geld zu seiner Ranzionirung brauchte," stach ihn Franz auf dem Fleck nieder. Karl V. war großmüthig und klug genug, Franz Recht zu geben. „Er hat den Tod verdient, weil er vergessen hat, daß ein König überall König bleibt," sagte der Kaiser zu den Verwandten des Ermordeten. Auch die französischen Edelleute, die mit ihm gefangen gehalten wurden, waren stolz auf ihren König. Während der

Gefangenschaft des Königs führte man in Madrid eine Komödie auf, die eine entwürdigende Scene enthielt, indem ein Spanier dem Könige Franz den Fuß auf den Nacken setzt und ihn zwingt, in erbärmlichster Weise um sein Leben zu bitten. Diesem Unfug machte ein französischer Ritter erst dadurch ein Ende, daß er auf die Bühne sprang und im patriotischen Zorn den Schauspieler mit dem Degen niederstieß. J.

Chinesischer Speisezettel. — Ein solcher bietet u. A.: Eingemachtes Obst, Fischrogen in süßer Karamelsauce, Mandeln und Rosinen, Haifisch-Finnen in gallertartiger Sauce; Kuchen von geronnenem Blute; gehacktes Hundefleisch mit Lotossauce, Vogelnestersuppe, Liliensamensuppe, Walfischflechsen mit süßer Sauce, Kwai-po-Hing-Enten, Störkiemen mit Compot; in Schmalz gebackene Fische und Ratten, Haifischfettsuppe, gedämpfte Seeschnecken mit Kaulquappen, ein süßes Gericht aus Fischflossen, Obst, Schnecken, Mandeln und Essenzen; als Nachtisch Lotos- und Mandelsuppe, warmer Wein und warmer Arak. So speisen die Mandarinen; wohlhabende Kaufleute und Handwerker frequentiren die Kau-juk-pu, Läden, in denen Hunde- und Rattenfleisch verabfolgt wird. Das Fleisch wird in kleine Stückchen geschnitten und mit Kastanien und Knoblauch in Oel gebraten. Im Schaufenster hängen, um die Aufmerksamkeit der Vorbeigehenden zu erregen, Hundeleiber. Die Speisekarten sind an den Wänden angebracht. Es kostet daselbst nach unserem Gelde:

Eine Schüssel Katzenfleisch	25	Pfennig,
Eine kleine Portion schwarzes Katzenfleisch .	13	„
Eine Flasche Wein	10	„
Eine Schale Aniswasser	5	„
Eine Schale voll pikanter Pilzsauce . . .	6	„
Schwarzes Hundefett	10	„
Ein Paar schwarze Katzenaugen	5	„

Das Fleisch schwarzer Hunde und Katzen wird besonders hoch-

geſchätzt, da es einen höheren Nährwerth beſitzen ſoll. Das Rattenfleiſch wird eingeſalzen und getrocknet. Meiſt genießen es nur Männer; aber auch kahlköpfige Frauen ſpeiſen davon, da es den Haarwuchs befördern ſoll! Um eine Schildkröte recht ſchmackhaft zuzubereiten, wird, nach einem beſonders guten Rezept, das arme Thier lebend in einem Waſſergefäß auf das Feuer geſtellt. Letzteres iſt mit einem Deckel verſehen, der eine hinlänglich große Oeffnung hat und ſo eingerichtet iſt, daß die Schildkröte juſt ihren Kopf herausſtecken und einen Topf danebenſtehenden ſtarkgewürzten Weines erreichen kann. Sobald die Temperatur des Waſſers zunimmt, ſo wird die Schildkröte von Durſt gequält und geht daran, die gewürzte Flüſſigkeit zu trinken, bis die Hitze ſie tödtet. Mittlerweile aber iſt ihr Körper von dem würzig aromatiſchen Tranke durchdrungen worden und das theilt dem Fleiſche einen als köſtlich geſchilderten Wohlgeſchmack mit. Enten werden auf einer heißen Platte über das Feuer geſtellt, wodurch alles Blut in dem Körper dieſer Thiere allmählig nach den Füßen gezogen wird, die, nachdem ſie angeſchwollen ſind, einen großen Leckerbiſſen bilden. R. O.

Kontraſte. — Als im Jahre 1812 ein Theil von Napoleon's großer Armee auf dem Zuge nach Rußland durch Dresden kam, wurde bei dem Maler Gerhard v. Kügelgen ein franzöſiſcher General mit mehreren Adjutanten einquartiert. Kügelgen hatte in ſeinem geräumigen Familienzimmer ſeine berühmte Kopie der ſixtiniſchen Madonna aufgeſtellt, und der General, offenbar in Kunſtſachen ein völliger Ignorant, äußerte zu ſeinen Adjutanten, er wünſche ſich eine Köchin, welche an Geſicht und Geſtalt dieſer Madonna gleiche. Kügelgen hielt ſein Bild für entweiht und konnte es nie mehr mit der früheren Liebe betrachten. Da kamen ein halbes Jahr ſpäter die Koſaken auf der Verfolgung der Franzoſen nach Dresden; einer der armen Burſchen, der als Ordonnanz das Zimmer betrat, hatte

Digitized by Google

kaum das Bild erblickt, als er sich bekreuzend auf die Kniee fiel und sein Gebet verrichtete. Im Laufe der nächsten zwei Tage hatten mehr denn 100 Kosaken um die Erlaubniß gebeten, das Bild zu sehen, hatten in heiliger Andacht vor dem Bilde knieend die Stube des Malers zu einer Stätte des Gebets geweiht und den Mann wieder mit seinem Bilde ausgesöhnt.

Br.

Aus dem Privatleben eines Königs. — Unter den Monarchen des vorigen Jahrhunderts, welche von einer außerordentlichen Vorliebe für Kunst und Literatur erfüllt waren, steht in erster Linie König Gustav III. von Schweden. Kein Theaterdirektor hat jemals seiner Gesellschaft mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit gewidmet, als dieser Herrscher seinen Schauspielern, zumal wenn sie Stücke aufführten, die ihn interessirten. Sogar die Proben pflegte er zu besuchen und dann mußten die Darsteller eine scharfe Musterung von ihm aushalten. Ein Stuhl an unrechter Stelle, eine Falte im seidenen Strumpfe, der geringste Verstoß gegen das Kostüm, zu viel oder zu wenig Schminke, eine unschöne Geberde, eine falsche Betonung, nichts entging seinem Auge, bei den Hauptpersonen so wenig, wie bei den Nebenfiguren oder bloßen Statisten. Außerdem war Gustav III. nicht nur ein Freund der Wissenschaft, sondern auch selbst Schriftsteller. In seiner Muttersprache verfaßte er u. A. mehrere Elegien und Schauspiele, welche 1843 auch in deutscher Uebersetzung erschienen. Mehr noch: König Gustav III. gehört auch zu den preisgekrönten Autoren, seiner Gedächtnißrede auf den schwedischen Feldherrn Torstenson, welche er anonym der schwedischen Akademie zusandte, wurde der erste Preis zuerkannt. Als er seinen Tod, welcher am 29. März 1792 erfolgte, herannahen fühlte, gab er Befehl, seine sämmtlichen Papiere in Kisten zu verschließen und auf der Universitätsbibliothek zu Upsala so lange aufzubewahren, bis nach seinem Tode fünfzig Jahre ver-

Digitized by Google

ſtrichen ſeien; erſt dann ſollten die Kiſten „durch einen König ſeines Geſchlechtes" geöffnet und ihr Inhalt veröffentlicht werden. Dies geſchah am 29. März 1842. Ueber das Ergebniß berichtet eine auch in's Deutſche übertragene Schrift: „Guſtav III. nachgelaſſene und fünfzig Jahre unter Siegel gelegene Schriften", herausgegeben von Geijer, deutſch von Crepplin." W.

Eine Schneiderrechnung. — In einer Handſchriftenſammlung befindet ſich nachfolgende, im Original vorhandene Schneiderrechnung aus dem Jahre 1690, welche den Unterſchied der Umgangsformen von damals und jetzt ſo recht veranſchaulicht. Das Schriftſtück lautet wörtlich: Der Jungfer Albine Mornheim die Maß vor ein Kleid genommen 4 Groſchen; die Stücke zu einem faltigen Unterrocke zuſammengenäht 6 Groſchen; den Oberleib genau für die Bruſt, die Achſeln und Arme der Jungfer geformt 7 Groſchen; vor Seide 3 Groſchen; Baumwolle eingenäht 3 Groſchen. Dieſes Kleid ordentlich abgegeben, bittet um Bezahlung dieſer ehrlich-chriſtlichen Rechnung vor Lichtmeß Gotthelf Liebner, Schneider für den hohen Adel wie für Bürgersleute. Heidelberg. K.

Die Reſtaurationen. — Legrand d'Auſſy in ſeiner „Histoire de la vie des Français" (Paris 1793) berichtet, daß man im 18. Jahrhundert unter dem Namen „restaurant" eine kräftige Fleiſchbrühe verſtanden habe, welche den Wöchnerinnen und den Rekonvaleszenten zur Stärkung und Wiederbelebung der geſunkenen Kräfte verabreicht wurde. Garköche, welche dieſe Kraftbrühen zubereiteten, wurden „restaurateurs" genannt. Die erſte Küche dieſer Art gründete in Paris 1765 ein gewiſſer Jean Baptiſte Boulanger in der Rue des Poulies. Ueber ſeine Thüre hatte er parodiſtiſch die Worte der heiligen Schrift geſetzt: Venite ad me omnes, qui stomacho laboratis, et ego restaurabo vos (Kommet Alle zu mir, die ihr am Magen leidet, ich will euch wiederherſtellen). Er hielt keine eigentliche

öffentliche Speise-Anstalt, aber man erhielt bei ihm außer der gedachten Fleischbrühe gekochtes (nicht gebratenes) Geflügel und frische Eier, Alles sehr appetitlich auf sauberen Marmortischchen angerichtet. Sein Vorgang fand bald Nachahmung. Es entstanden ähnliche Lokale, die man dann Restaurants nannte, in Vauxhall im Colysée und bald auch im Palais Royal. Bald waren die Restaurants allgemein beliebt, und die vornehme Welt, die Anstand genommen hätte, sich an eine Wirthstafel zu setzen, erklärte es bald für guten Ton, in einem „Restaurant" sein Mahl einzunehmen. R. F.

Herzog Christoph von Württemberg wurde im Sommer 1564 von einem Fieber befallen; der Markgraf Karl von Baden, der kurz vorher mit dem Herzog eine Zusammenkunft zu Ettlingen gehalten hatte, erkundigt sich sehr theilnehmend in einem Schreiben vom 13. August nach dem Befinden Christoph's. Dieser dankte ihm für seine freundschaftliche Theilnahme und schrieb: „Daß uns diesmal das Fieber hart angegriffen, aber wie man sagt, daß kein Unkraut verdirbt, so sind wir dessen, Gott dem Herrn sei Lob und Dank, wiederum erlassen und halten dafür, wo wir jüngstlich zu Ettlingen etliche Trünk vermieden und unterwegen gelassen, wir würden dessen wohl überhoben geblieben sein." — Der Pfalzgraf Herzog Reinhardt, mit dem Christoph viele Briefe wechselte, schloß sein Schreiben einige Male damit, daß er einen stattlichen Humpen und ein hohes Trinkglas nebeneinander hinzeichnete und unter jenen schrieb: „Und bring' Dir einen starken Trunk darneben aus brüderlicher Treue," unter das Trinkglas aber: „Und bring' Dir darneben eins auf gut pfalzgräfisch." In einer Antwort vom 16. August 1563 aus Zwiefalten, wo sich Herzog Christoph auf der Jagd befand, erwiederte er: „Und hab' Dir das knopficht Kreißlen bescheid gethan und bring' hinwiederum einen guten Jägertrunk und befiehl Dich darneben in den

gnadenreichen Schutz und Schirm Gottes des Allmächtigen." Zugleich bemerkt aber der Herzog seinem Freunde, daß er sich neuerlich ganz züchtig und steif mit dem Trunke halte, wovon er sich, wenn er wieder zu ihm komme, überzeugen könne. — Darauf antwortet der Pfalzgraf unterm 12. November 1563: „Hab's auch gern vernommen, daß Du einen steifen Fürsatz hast, weder ganz noch halben mehr zu trinken. Gott will Dich darin bestärken und verleihen, daß Du es besser hältst, dann Du vielleicht jüngst zu Ettlingen gethan, und wenn ich sieh, daß Dir's wohl ansteht, dörst ich vielleicht auch in den Orden treten." E. R.

Das Reifen der Melonen unter der Erde. — In Persien, wo eine umfängliche Melonenkultur betrieben wird, hat man die eigenthümliche Gewohnheit, diese Früchte in einem gewissen Wachsthumsstadium mit Erde zu bedecken. Es wird nur die beste, haltbarste Sorte, die echte Dutma gebaut, sie ist lang, glatt, erreicht ein Gewicht von acht bis zehn Kilogramm und hält einige Monate gut. Der tief gepflügte Boden wird im Frühling in Beete von dreißig Centimeter Breite getheilt, die nur in der Mitte besäet werden. Die aufsprießenden Pflanzen läßt man in großen Zwischenräumen von einander stehen und bewässert sie durch Kanäle zwischen den Beeten, so daß kein Wasser direkt die Pflanzen berührt. Im Juni setzen die Früchte an, von welchen nur eine oder zwei an jedem Schößlinge gelassen werden. Hat die junge Melone die Größe einer Männerfaust erreicht, so wird die Erde ausgehöhlt und die Frucht nebst der Ranke, mit Ausnahme der Spitze, drei bis fünf Centimeter tief in die Erde versenkt, wo sie bis zur Reife verbleibt. Es gehört viele praktische Erfahrung dazu, um genau zu wissen, wann die Frucht aus der Erde zu nehmen ist. Das Herausziehen des Schößlings nebst der Melone geschieht gegen Abend, und die Frucht bleibt mit ihrer Ranke am Boden eine

Nacht hindurch dem Thau ausgesetzt, wird jedoch am nächsten Morgen abgeschnitten, bevor die Sonne sie trifft. Sie wird dann an einem kühlen, dunkeln, trockenen Ort bis zum Verbrauch aufbewahrt. R.

Kaufmännische Blumensprache im Marktberichte. — Der Kaffee war matt, der Zucker flau, der Thee wurde gefragt, der Reis stockte, Gerste blieb oben, Hopfen sank, Tabak ging bedeutend in die Höhe, Guano fand Markt, Rohstoffe wichen gar nicht, in Rauchwerk ging viel um, Oel stand fest, Thran erlitt Schwankung, Theer gewann Haltung, in Berlinerblau herrschte auffallende Stille, Juchten blieben fest, Getreide hielt an sich, Wolle zog viele Liebhaber, Seide ging zurück, Pferde blieben zweifelhaft, in Schweinen war viel Lust, in Häuten war Leben, in Leinen und Bettfedern wurde viel gemacht, mit Samen ging es lebhaft, in Droguen war viel Absatz, in Hanf war zu viel Vorrath, in feinen Stoffen wurde Manches abgeschlossen, in Lumpen war große Bewegung, von Spirituosen war nichts am Platze, Ochsen hielten sich und hatten Nachfrage, Stockfische behaupteten sich und gewannen Vertrauen u. s. w. R.

Wort halten. — Peter der Große verwandte sehr große Sorgfalt auf die russische Rechtspflege, die meistens in den Händen unwissender und bestechlicher Richter war. Als einst der Zar von der Rechtskenntniß und Redlichkeit eines Advokaten in Moskau gehört hatte, ließ er den Mann zu sich kommen und derselbe machte einen so guten Eindruck auf Peter, daß er ihn sogleich zum Oberrichter des Nowgorod'schen Gouvernements machte. Nach einigen Jahren hörte aber der Kaiser zu seinem großen Schmerze, daß auch sein selbst geworbener Oberrichter den Pfad der Ehrlichkeit verlassen habe und bestechlich geworden sei. Peter ließ ihn zu sich kommen und hielt ihm seine Vergehen vor. Da warf sich der Oberrichter ihm zu Füßen und erzählte weinend, daß sein Gehalt so gering sei, daß es ihm unmöglich sei, bei

den hohen Ansprüchen seiner angesehenen Stellung mit seiner zahlreichen Familie sich zu ernähren. Der Kaiser fand bei näherer Prüfung das Gehalt des Oberrichters allerdings zu gering, und da ihm die offene Beichte des Mannes gefiel, so verdoppelte er dasselbe und versetzte ihn nach einem anderen Gouvernement. „Aber," fügte Peter sehr ernst hinzu, „jetzt versprich mir auch in die Hand, daß Du von nun an treu Deines Amtes walten willst." Der Oberrichter versprach es. „Und ich versichere Dich," sagte der Kaiser, „daß ich Dich hängen lasse, wenn Du wieder krumme Finger machst!" Der Russe ging; ein Jahr lang diente er seinem Kaiser treu und ehrlich, wie er versprochen hatte, allmählig schläferte aber sein Gewissen wieder ein; er nahm wie früher wieder Geschenke und der Kaiser, der ihn genau beobachten ließ, befahl ihn einzuziehen. Der Verbrecher bat um Gnade, aber Peter ließ ihn aufhängen, indem er sagte: „Hast Du Dein Wort nicht gehalten, so will ich meines wenigstens halten!" J.

Sehr schmeichelhaft. — Unser Cylinderhut (Angströhre, Esse u. s. w.) erscheint den Orientalen so lächerlich, daß in vielen Schulen ein solcher „Hut der Franken" zu dem Zwecke vorhanden ist, um unwissenden oder unfolgsamen Kindern zur beschämenden Strafe aufgesetzt zu werden: er ist die Eselsmütze der orientalischen A-B-C-Schützen! R.

UNIV. OF MICHIGAN

JUL 13 1912

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.